



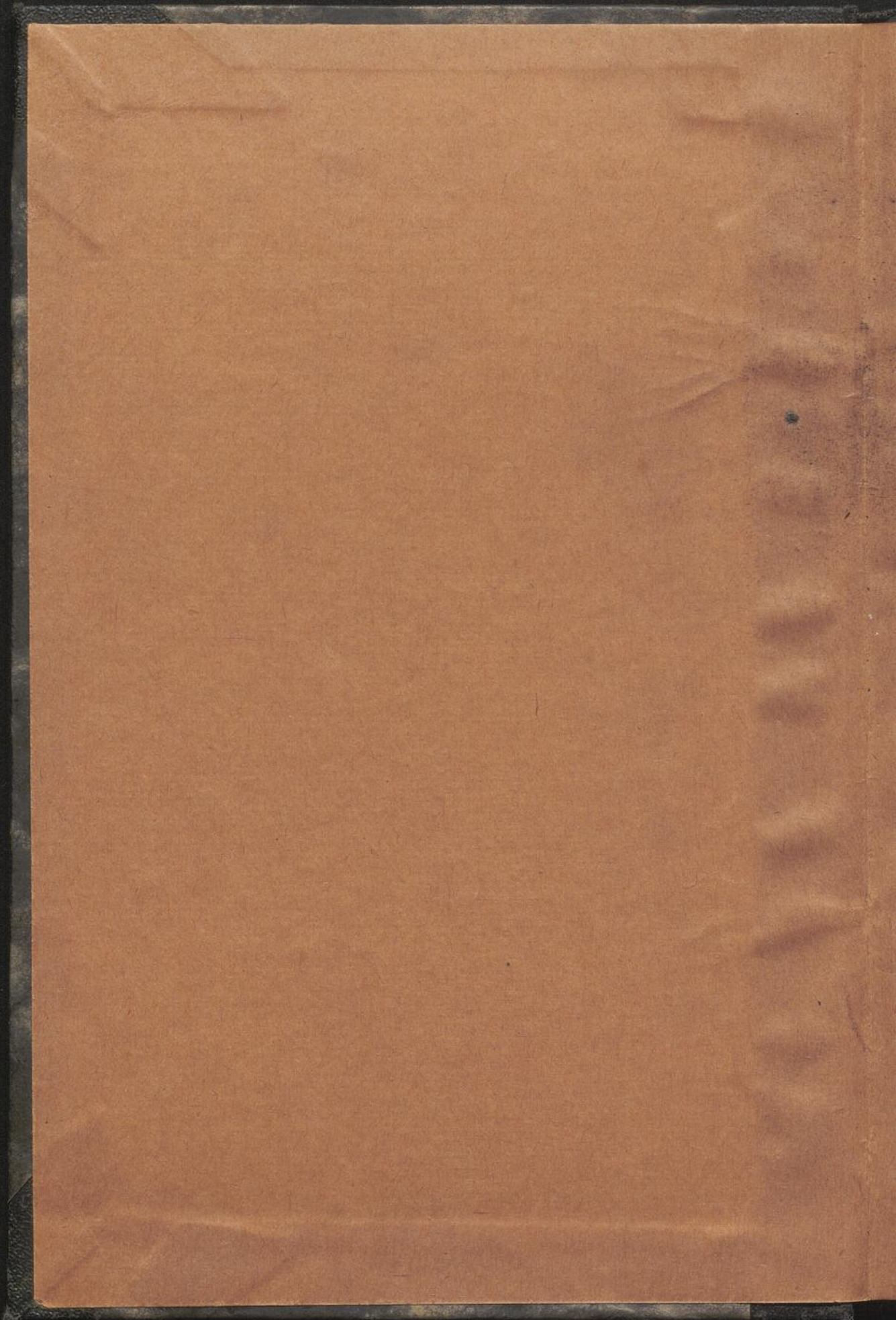
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

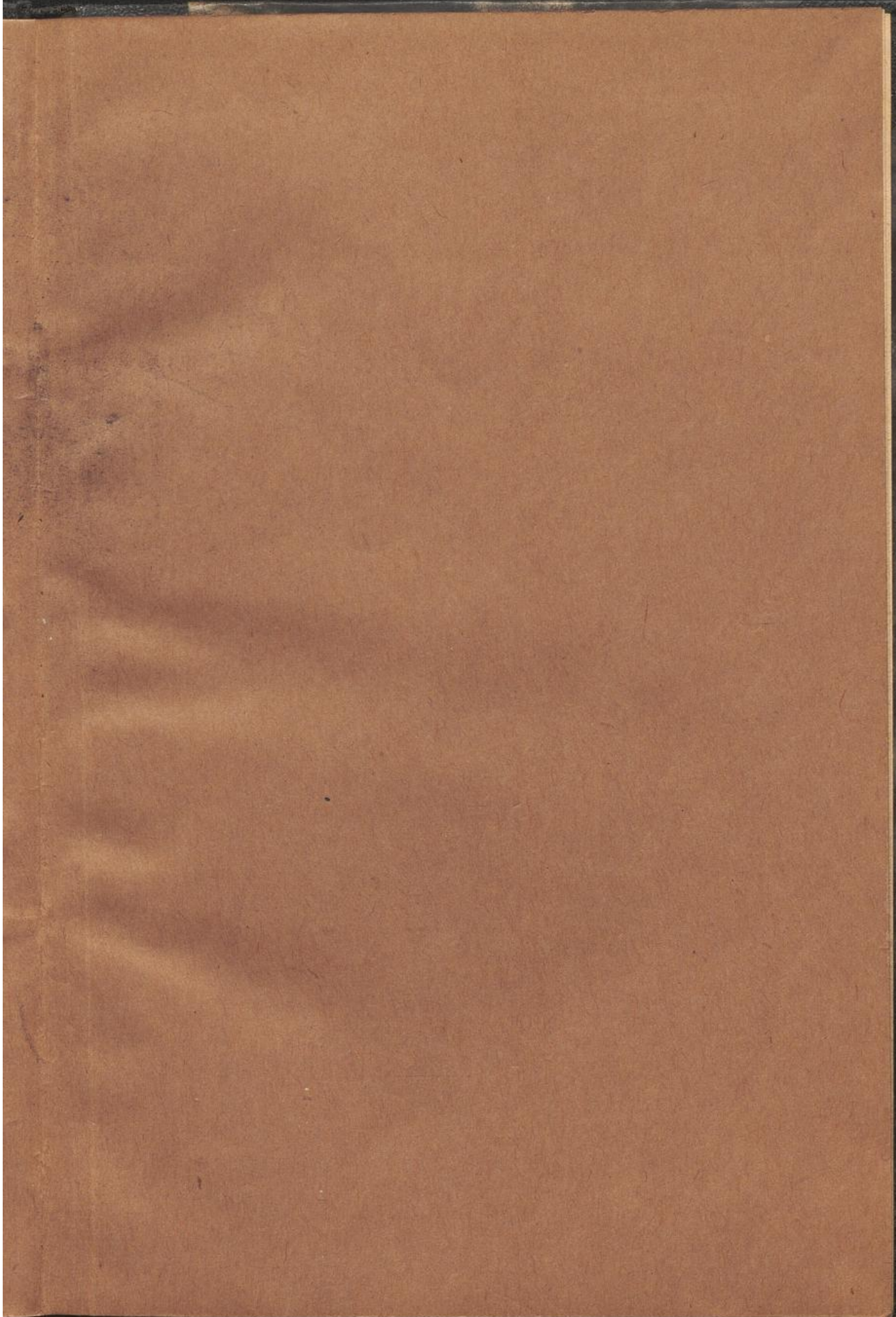
Caritasblüten aus der Mission

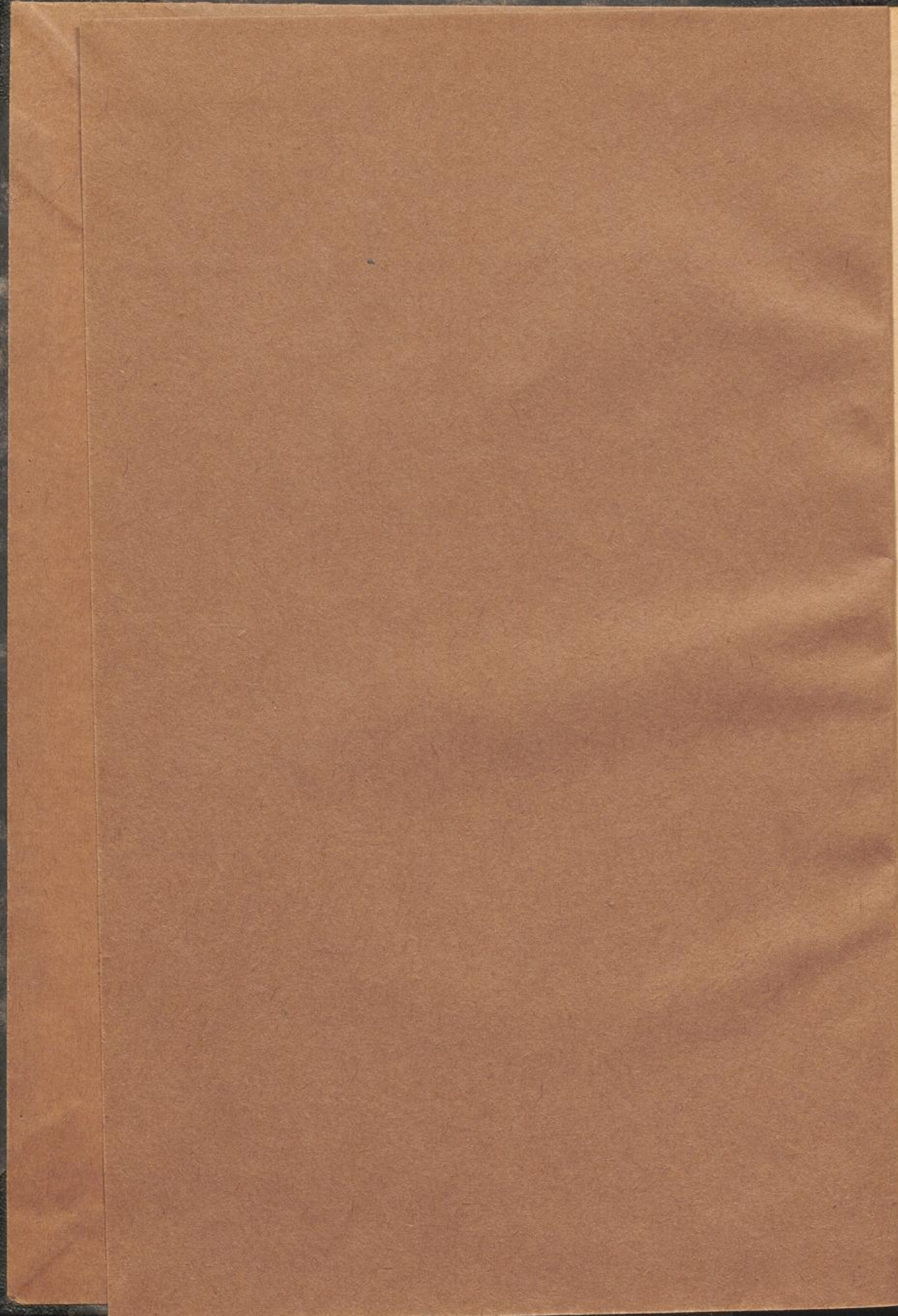
1937

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79133](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79133)

iten





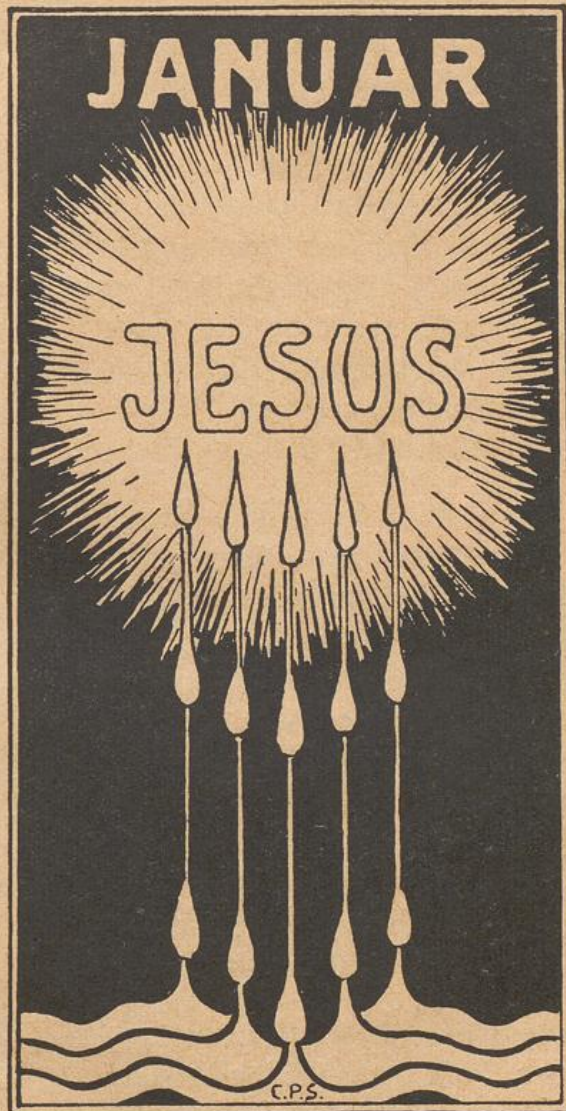


Caritasblüten

Nr. 1

Januar

1937



In dieses Namens Kraft und Macht
Wird Gnade uns zuteil,
Aus ihm strömt Licht in düst'rer Nacht,
Er tröstet und bringt Heil!

Glückseliges neues Jahr!

Von Glück wird viel geträumt und viel gesprochen,
Nur Glück sucht überall des Menschen Herz,
Der Drang nach Glück ist ja in ihn geboren,
Doch bleibt ihm nicht erspart manch Leid und Weh
und Schmerz;

Denn gäb' es nur der Freuden reichste Fülle,
So schwände bald das wahre, echte Glück;
Und blieb die Sonn' am Himmelszelte stille,
So wünschten wir die dunkle Nacht zurück.
So ist das Lebensglück auf dieser Erde
Nicht ohne Schatten, ohne Wolkengrau;
In jedem Menschenauge perlt die Träne,
In jedem Blumenkelch der kalte Morgentau.

Das wahre Glück, das stets im Herzen bleibet,
Das reicht hinüber in die Ewigkeit.
Die Sünd' allein kann dieses Glück vertreiben,
Sie ist der Feind der Herzens-Seligkeit.
Glückselig wird das neue Jahr nur werden,
Wenn wahrer Herzensfriede in uns wohnt,
Dann kann kein Feind, kein Unheil uns verderben,
Wenn Gott mit seinem Segen in uns thront.
Dann mögen Reiche wanken und zerfallen,
Und Kriege Feuer speien ringsumher,
Er schickt uns Hilfe aus des Himmels Hallen
Und bleibt Gebieter über Land und Meer.

So legen wir in Gottes Vaterhände
Das neue Jahr vertrauensvoll hinein.
Was immer er in seiner Weisheit sende,
Es wird für unser Heil das Rechte sein. m. s.

Glückseliges neues Jahr!

Aber Elefanten und wie die kleine Bosaka durch einen Elefanten getötet wurde Congo-Mission

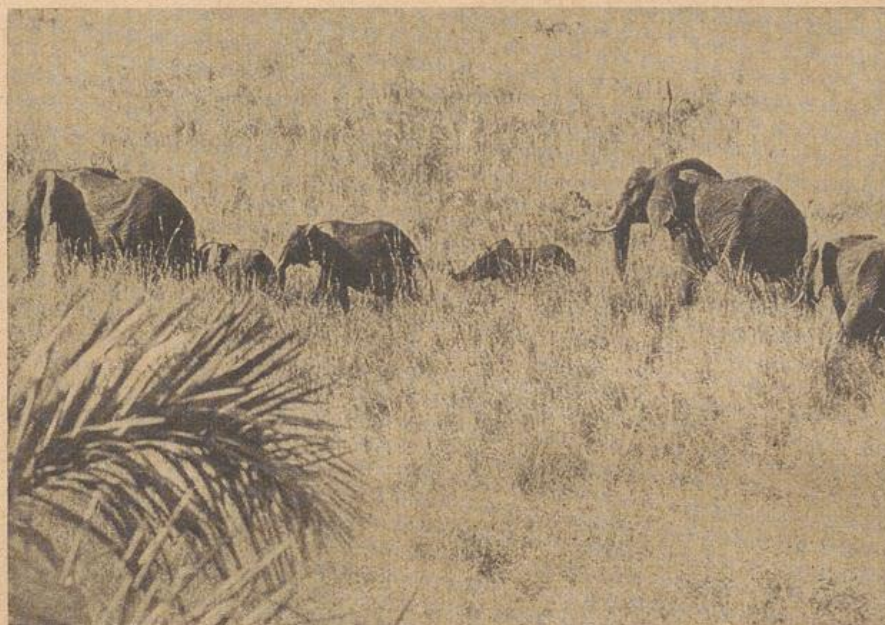
Bosaka war das einzige Kind von Iyanja und Ilondo, einem Pygmäerpaar aus dem Batuastamm. Vater, Mutter und das kleine Mädchen gingen weit von ihrer Hütte entfernt in den Wald, um im sumpfigen Boden Kopal zu suchen. Nach ungefähr einer Woche hatten sie genug zusammengebracht, um ihre Steuern zu bezahlen und noch einiges in einer Handelsniederlage zu kaufen. Sie trugen ihre arme Habe zusammen und wanderten ihrer Hütte im Dorfe Booké zu, das am Iwalifluß liegt. Der Weg war jedoch zu lang, um ihn an einem Tage zurücklegen zu können; somit mußten sie in einem Walde übernachten. Gegen Abend suchten sie ein Plätzchen aus, wo sie die Nacht zubringen wollten. Die Frau suchte etwas Holz zusammen, und Iyanja holte das Feuerzeug heraus; doch kaum hatte er mit dem Streichholz ein paarmal auf- und abgerieben, als er einen schrecklichen Lärm von brechenden Ästen und Bäumchen hörte, so daß er ängstlich aufsprang. Er wußte sofort, was es war: Elefanten, die größten Feinde der Menschen am Äquator! —

In Europa ist man der Meinung, daß die Elefanten harmlose oder wenigstens ungefährlichere Tiere seien; ja, wenn sie schlafen, dann ist es wahr, aber nimm dich in acht vor Elefanten hier im Urwald, denn gefährlichere Tiere gibt es hier nicht! Vor dem blutdürstigen Leoparden sind wir bang, und das mit Recht; aber die Angst ist meistens unbegründet. Der Leopard fällt nicht leicht Menschen an, ausgenommen, wenn er verwundet ist oder fast umfällt vor Hunger. Letzteres kann man natürlich nie mit Sicherheit wissen. Wenn es im Urwald viel Wild gibt, braucht man den Leopard nicht zu fürchten, denn dann hat er Beute genug. Das einzige Mal, wo ich abends mit einer Laterne in der Hand einem Leoparden begegnete, ging er auf die Seite, nur einmal lief er hinter meinem Fahrrad her wie ein Hund; mit einem Sprung stand er plötzlich vor mir, verschwand aber, durch das Licht geblendet, im Gebüsch.

Ich sah vor Angst nichts und war vor Schrecken nicht imstande, um Hilfe zu rufen. Zwei Monate lang ist dieser Leopard auf unserer Mission herumgeschlichen; viele haben ihn gesehen, und wir alle waren in steter Angst; außer einigen Hühnern hat er nichts erbeutet.

Der Elefant ist viel grausamer. Er fällt die Menschen an, und auf meinen Reisen hörte ich oft, daß dieser und jener von Elefanten getötet wurde. Manchmal stoßen die Jäger, ohne daß sie es merken, auf eine Herde schlafender Elefanten. Ein

Angstschrei von einem erschreckten Jäger, und die ganze Gesellschaft wird wach und sucht den Ruhestörer, um ihn zu vernichten. So war ich einmal auf der Jagd in der Gegend von Boyera. Niemand von uns dachte an Elefanten. Ich schoß auf einen Affen, da brach ein solches Getöse los, daß mich eine heillose Angst befiel: eine Herde Elefanten lag am andern Ufer eines kleinen Flusses, sie wurde beim Knall meines Gewehres wach und rannte Hals über Kopf in der Runde umher, bis sie glücklich in anderer Richtung verschwand. Ich selbst habe wohl kein Jägerblut in meinen Adern, aber unsere Pygmäer, die geborene Jäger sind, werden



Eine Gruppe Elefanten

PHOTO JOHNSON

zuweilen auch steif vor Schrecken. Der Eingeborene hat nicht immer Zeit, hoch auf einen Baum zu klettern, oft ist der Baum auch nicht stark genug. So hörte ich, daß fünf Batusas von den Elefanten aus den Bäumen gezogen und getötet wurden. Sieht der Angefallene in einem dicken Baum, dann trachtet die ganze Herde, den Baum zu entwurzeln; sie biegen und stoßen mit Kopf und Zähnen gegen den Baum und brechen selbst dabei ihre kostbaren Zähne. Sehr umfangreichen Bäumen jedoch ist auch der stärkste Elefant nicht gewachsen. Der Eingeborene hat nicht immer die Wahl, er muß flink sein, denn der Elefant ist wohl plump und schwer, aber sehr behend, das weiß ich aus Erfahrung; und jedesmal, wenn ich in die Nähe von Elefanten komme, halte ich die Lianen oder Schlinggewächse von dicken Bäumen im Auge. Man kann nicht immer bei den Trägern sein, die bei der Karawane vor und hinter einem sind.

Eine Begegnung mit einem Elefanten am Iwalifluß ist mir noch immer frisch im Gedächtnis. Untertags ist auf den Wegen wenig Gefahr, aber die Elefanten bleiben oft nahe bei den Wegen, denn sie sind sehr dreist.

Ich glaube nicht, daß in der ganzen Äquatorgegend eine Strecke von diesen Dickhäutern verschont bleibt. Es ist unglaublich, welche Verwüstungen eine einzige Herde in einer Nacht an Wegen, Pflanzungen und Palmenhainen anrichten kann. Sie kommen oft bis an die Hütten in den Bananewäldchen und vernichten und zertreten letztere, und der Eingeborene ist nur der passive Zuschauer oder Zuhörer. Die Hütten selbst lassen sie in Ruhe, denn sie fürchten das Feuer; und die Schwarzen sorgen ja gut für Nachtfeuer. Manchmal trachten die Menschen, diese Herden von Dickhäutern zu verjagen durch ihr Getrommel, meistens aber, wenn es schon zu spät ist. Die Elefanten kommen in der Finsternis, und da die Schwarzen keine Helden sind, halten sie sich still versteckt in ihren Hütten. Gegen Morgen ziehen die Elefanten tiefer in den Wald und schmieden da ihre Pläne für den Raubzug der folgenden Nacht; selten kommen sie zwei Nächte hintereinander auf dieselbe Stelle. Was könnten sie da auch übrigens noch finden?

Der belgische Staat hat früher ein strenges Gesetz herausgegeben zum Schutz der Elefanten, aus Furcht, daß diese Tierart im Kongo aussterben würde. Die Tiere scheinen dem Staat sehr dankbar gewesen zu sein, denn sie haben sich zahlreich vermehrt, so daß sie ganze Strecken besetzen und den Menschen das Leben bald unmöglich machen. Wir hoffen jedoch, daß der Staat auch Mitleid mit den Menschen haben wird und sein strenges Gesetz bedeutend mildert.

Die Eingeborenen, besonders der Akundo-Stamm, haben zwei Mittel, sich gegen die Elefanten zu verteidigen; das meist gebräuchlichste ist die Lanze, eine eiserne Spitze, die in einen Holzblock getrieben und in die Schlinggewächse der Elefantenwege gehangen wird. Eine Liane in Verbindung mit der Lanze versperrt den Weg. Kommt nun die Elefantenherde auf diesen Weg, dann läßt der erste Elefant sich von solch einem dünnen Gewächs nicht zurückhalten; er bricht das Schlinggewächs durch, aber bekommt dadurch die Lanze in seinen Kopf oder Kumpf. Die übrigen Tiere der Herde sehen den Feind nicht und ergreifen die Flucht. Das verwundete Tier läuft natürlich auch weg, wenn es kann. Die Eingeborenen lassen die Tiere laufen, erst am folgenden Tag fangen sie an, das verwundete Tier zu verfolgen. Vorsichtig suchen sie ihr Schlachtopfer, und wenn sie es finden, schauen sie ihm erst aus der Ferne zu. Der verwundete Dickhäuter bleibt so lange wie möglich stehen, bereit zur Verteidigung; das kann manchmal

drei Tage dauern, wie es vor ein paar Jahren in der Nähe von Boleke der Fall war; aber die Schwarzen blieben in der Nähe, um sicher zu sein, daß ihnen das Fleisch nicht entgehe. Das Elfenbein hat für die Schwarzen keinen Wert; sie verschmähen es wohl nicht, eber es ist ihnen hauptsächlich um das Fleisch zu tun, das ihnen schon im Munde wässert. Ist der Elefant sicher tot, dann strömen die Völker herbei, wie sie die Goldfelder selten sehen. Die Begeisterung der Schwarzen kennt hier keine Grenzen; sie stellen sich an, als hätten sie das „große Los“ gewonnen. Toll vor Freude umarmen sie sich, tanzen und schreien; nun findet die Verteilung des Fleisches statt; nach und nach wird die Freude etwas kühler, denn viele, die auf ein großes Stück von der Beute gerechnet hatten, sahen ihre Hoffnung verfliegen; schlecht gelaunt gehen sie dann nach Hause.

Der verwundete Elefant kann aber auch wieder genesen und die abgebrochene Lanze in seinem Kopfe behalten. Hier wurde einmal ein Elefant getötet, der noch eine alte Lanze im Schädel hatte. Nicht selten kommt es vor, daß ein solches Tier weit weg langsam verendet. Dann ist das Fleisch meist für die Ameisen und anderes Ungeziefer; später finden die Pygmäer das Skelett und die Zähne. So wird hier von den Batuas viel Elfenbein gewonnen; aber gewöhnlich sind die Zähne schon beschädigt, durchgefressen oder verrostet.

In einigen Gegenden machen die Eingeborenen tiefe Gruben auf den Elefantenwegen und setzen in dieselben eine Lanze; diese Grube wird mit leichten Zweigen und Blättern bedeckt. Es geschahen dadurch jedoch schon viele Unglücksfälle, und darum hat der Staat sie verboten.

Die Batuas-Pygmäer fürchten die Elefanten wie die Pest; sie haben nie gelernt, sie zu töten, wohl immer vor ihnen zu flüchten. Die Bilangi*) Pygmäer sind jedoch ein anderer Menschenschlag; sie waren immer große Elefantenjäger, kühn, kaltblütig und äußerst behend. Einer oder zwei von ihnen nähern sich der Herde wie Schleichmörder, suchen sich eines der Tiere — und zwar nicht das größte — aus, wohl nicht aus der Mitte der Herde, schleichen dann in einem Abstand von einigen Meter um die Herde herum, schießen einen Pfeil in die Hautfalte einer der Vorderpfoten oder der andern Pfoten, wenn es geht, oder auch ins Auge oder hinters Ohr. Das ist alles in kaum einer halben Minute geschehen, und flugs hat sich der Schwarze aus dem Staube gemacht. Ehe das plumpe Tier weiß, woher der Feind kommt, ist der schwarze Elangi*) auf einem dicken Baum oder ganz aus der Umgebung. Der verwundete Elefant fällt, und wenn der Pfeil in der Hautfalte gut angekommen ist,

*) Dieser Pygmäer-Stamm heißt in der Mehrzahl Bilangi, in der Einzahl Elangi.

steht er nicht wieder auf. Die übrigen der Herde ergreifen die Flucht. Nun wartet der Clangi geduldig, bis der Elefant, entkräftet von Anstrengung, mit anderen Pfeilen vollständig getötet werden kann.

Ich wollte ja erzählen, wie die kleine Bofaka von einem Elefanten getötet wurde. Ja, lieber Leser, als Ilondo und Iyanja die Tiere sahen, warfen sie einander Blicke zu, und beide begriffen ihre Lage. Ilondo, die Frau, flüchtete nach der einen Richtung, und Iyanja mit dem Kind nach der andern Seite. Der erste Elefant, der zum Vorschein kam, schoß direkt auf Iyanja zu; der Rüssel des Tieres erreichte ihn, konnte ihn aber nicht packen. Es war keine Zeit, um ein Schlinggewächs zu ergreifen oder in einen Baum zu kriechen; der Elefant folgte ihm auf dem Fuße. Mehr als eine Stunde lang entwichte Iyanja mit dem Kind dem Tiere, doch wurde es dunkel, und Iyanja sah nichts mehr, strauchelte, und der Elefant gewann das Feld; das schreiende Kind gab ihm nämlich immer die Richtung an. Iyanja selbst konnte auch nicht mehr; nun nahm er seine Zuflucht zu einer List. Er verbarg das Kind schnell hinter einem Strauch und lief weg, schrie aber mit aller Macht, um das schreiende Kind der Aufmerksamkeit des Elefanten zu entziehen. Der Elefant wurde die Verfolgung müde und blieb stehen; in der Ferne jedoch hörte man das Geschrei des Kindes. Der Elefant kehrte zurück in der Richtung, wo die kleine Bofaka lag. Iyanjas Herz klopfte vor schrecklicher Angst. . . . dann hörte er kein Geschrei mehr; es war still im Wald. Er begriff diese Stille, und fing an zu weinen und zu jammern; er durfte jedoch nicht zurückkehren, deshalb kroch er in einen Baum, wo er die ganze Nacht unter Weinen und Jammern zubrachte. Als am nächsten Morgen das Licht durch die Gipfel der Bäume drang, rutschte er vom Baum herunter und suchte Bofaka. Er fand die Leiche seines Kindes schrecklich verunstaltet. — Die Elefanten waren verschwunden. —

Iyanja warf sich über die kleine Leiche, schreiend vor Schmerz, dann nahm er große Blätter, wickelte darein sein Kind und trug es nach Hause. Ilondo, die Mutter, hatte auch die ganze Nacht auf einem Baume zugebracht und kam nach ihrem Manne zu Hause an. Beide konnten sich nicht trösten wegen des Verlustes ihres Kindes, ihres einzigen Schatzes. Die Batuas halten nämlich sehr viel von ihren Kindern.

Bofaka ist jetzt ein Engelchen im Himmel; ich hatte das Kind vor einigen Monaten getauft und ihm den Namen meiner Mutter „Helena“ gegeben. Iyanja erzählte mir das traurige Ereignis. Möge der liebe Gott ihnen ein anderes Kindlein geben, das in Ilondos Mutterherzen den Platz der kleinen Helena einnimmt.

P. H. Wouters O. S. C.



Von links nach rechts: Schw. Miltredis Hagedorn; Schw. Coronata Falzer;
Schw. Dativa Bollig; Schw. Adelfrieda Langweg.

PIOTO ARCHIV

Nachrichten aus dem Mutterhaus

Unsere zwei Schwestern, welche im Oktober den großen Ozean durchquert haben und deren Bild wir in der vorigen Nummer brachten, sind schon längst in der Neuen Welt glücklich angekommen und haben ihr Ziel erreicht. Wir wünschen ihnen Gottes ersprißlichsten Segen in ihrer neuen Wirksamkeit!

Heute stellen wir unsern lieben Lesern vier andere mutige Missionarinnen vor, welche am 18. November mit dem deutschen Dampfer „Abena“ die Richtung nach dem Süden einschlugen und in Natal, Südafrika, als neue Gehilfsinnen sehnlichst erwartet werden. Ihre Ankunft dort wird die Weihnachtsfreude erhöhen, da sie bei günstiger Fahrt, so Gott will, noch vor den hohen Feiertagen in Durban landen werden.

Das Licht des Glaubens leuchtet im dunklen Afrika immer heller auf, während es im zivilisierten Abendland zu erlöschen droht. Helfen wir alle nach Kräften, daß auf unserer heimatlichen Scholle der Glaube lebendig bleibt und im Heidenland zur Blüte kommt, damit Christus, der kleine, allmächtige König von Bethlehem, auf der ganzen Welt herrsche und regiere!

*

Zu unserer Freude kommt jetzt ein kräftiger Zuwachs an Missionschwwestern aus unserm jungen holländischen Noviziat in Eijgelshoven.

Am 21. Nov., dem Fest Mariä Opferung, fand die erste Professablegung statt, während am Vorabend sechs neue Postulantinnen das Ordenskleid empfangen:

Einkleidung 20. November 1936.

Maria van der Palen,	Schw. M. Zella,	Prov. N.-Brabant
Maria de Winter,	„ M. Cecilina,	„ Zeeland
Auguste Pieterse,	„ M. Christilla,	„ Limburg
Maria Litjens,	„ M. Bernadet,	„ Limburg
Josephine Meessen,	„ M. Andresis,	„ Limburg
Wilhelmine Bouten,	„ M. Soanetta,	„ Limburg

Erste Profess 21. November 1936.

Schw. M. Wilma,	Hendrika Teeuwen,	Prov. Limburg
„ M. Gerlacha,	Rosalia Duurink,	„ Zeeland
„ M. Godelein,	Catharina van Rijen,	„ N.-Brabant
„ M. Amelberga,	Sibylla Janosch,	„ Limburg
„ M. José,	Catharina Klinkenberg,	„ Limburg
„ M. Wilfriede,	Gertrudis Heymans,	„ N.-Holland
„ M. Gulielma,	Petronella Winckels,	„ Limburg

Gott segne diese kleine Herde und reihe sie bald ein in die Schar der Arbeiterinnen im Heidenland!



Das Häuschen in Nazareth

Sanct Joseph, öffne mir die Türe,
Denn sieh', ich klopfe leise an!
In dieses heilige Zelt mich führe,
Dies Häuschen hat mir's angetan.

Ich stieg der Mutter in die Arme
Und höre ihres Herzens Schlag;
Sie nimmt mich auf ganz voll Erbarmen
Und will, daß ich ihr alles sag.

Und weinend knie ich dann nieder,
Das Herz voll Trost und Liebesglut,
Denn bei der Mutter find ich wieder
Jesum, mein liebstes, höchstes Gut. — m. s.

Sibylla

Von Schw. M. Majellis, Matombo, Ost-Afrika

„Der Geist weht, wo er will.“

Der Tag neigt sich zu Ende. Eben sendet Frau Sonne ihre letzten goldenen Strahlen über die majestätischen Uluguruberge. Auch bei uns auf der Mission wird es allmählich stiller, nur noch einige unserer Kinder tummeln sich bei munterem Spiele herum. Plötzlich verstummt auch ihr frohes Lachen, als unsere Sibylla in Begleitung ihrer jüngeren Schwester eilig auf uns zukam. Was hatte sie für Nachricht zu dieser späten Stunde? Ich kannte sie und ahnte, warum sie noch vor Tagesende kam.

Sibylla war eines meiner Schulkinder, ungefähr 15 Jahre alt. Sie übertraf ihre Mitschülerinnen an Fleiß und Aufmerksamkeit. Die meisten Tage sah man sie in der Kirche, wie sie mit gefalteten Händen und gesenktem Blicke dem Tische des Herrn sich nahte. Was sie wohl ihrem Heiland alles zu sagen hatte? So mußte man unwillkürlich bei ihrem Anblick denken. Beim Spiel war sie nie ausgelassen und doch immer froh und heiter. Es war etwas Eigenes um dieses Kind, und oft fragten wir uns: „Was wird wohl aus diesem Kinde werden?“ Was in ihr vorging, war ihr eigenes Geheimnis.

Nach Schulschluß, frohem Geplauder und Abschiednehmen gingen die Kinder gruppenweise nach Hause, die einen bergaufwärts, die anderen talabwärts, wieder andere überschritten Hand in Hand den Fluß, nur Sibylla blieb. Scheu und ängstlich schaute sie nach allen Seiten. Heute wollte sie ihr Geheimnis offenbaren. — Sie kam auf mich zu, stand eine geraume Zeit stumm da, die Kehle war ihr wie zugeschnürt — endlich kam es zitternd über ihre Lippen: „Mama, ich will Jungfrau bleiben. Wo ich gehe und stehe, aber besonders in der Kirche höre ich fortwährend eine Stimme, die mir zuflüstert ‚Sei meine Braut, schenk dich mir ganz‘. Mama, hilf mir, der Stimme zu folgen.“ Dankend faltete ich die Hände. „Magnifikat“ jubelte es in meiner Seele; also das Siegel der Auserwählung zur Nachfolge Jesu im jungfräulichen Stande drückte Gott auf die Stirne eines unserer Mädchen, die bis jetzt nur Eines kannten: heiraten und tanzen, sich schmücken und bewundert werden. — Ich munterte sie auf, eifrig zum Heiligen Geiste zu beten und sich dem Schutze der lieben Gottesmutter für die kommenden Kämpfe anzuempfehlen. Dann machte ich ihr noch ein Kreuzchen auf die Stirne und sie ging nach Hause, glücklicher als sonst. Sie ahnte nicht die Kämpfe, die ihr bevorstanden. Viele Gedanken durchzogen meinen Geist und immer wieder mußte ich an die Worte denken: „Ich will Jungfrau bleiben.“ Manch heißes Gebet stieg für die gute Sibylla aus meinem Herzen zu Gott, damit er ihr die

Wege ebne. Mit noch größerem Eifer kam sie zur Kirche und Schule. Ihr Geheimnis gehörte ihr und mir.

Als sie dann anfang zu drängen, um endgültig zu uns zu kommen, sagte ich ihr: „Wenn es dir Ernst ist, Jungfrau zu bleiben, so sage es deinen Eltern und bitte um ihre Erlaubnis.“ Wir hielten zusammen eine neuntägige Andacht und ließen am 9. Tage Mutter und Onkel, beide gute Christen, zur Mission kommen; der Vater war nicht zu Hause. Jetzt begannen schwere Stunden für Sibylla, in denen wohl manch anderes Kind in seinem Entschlusse wankend geworden wäre. Sie brachte ihre Bitte vor. Fest und entschieden stand sie mit leuchtenden Augen vor ihrer Mutter. Aber, wie ich gedacht, es kam ein hartes „Nein“ als Antwort über die trotzigen Lippen der Mutter! Sie schalt sie eine Närrin und sagte nur immer wieder: „Was ist der Ruf Gottes? Heiraten wirst du, wie deine älteren Schwestern!“ Alles Bitten und Flehen half nichts, sie mußte mit Gewalt nach Hause. Traurig, aber nicht mutlos ging sie. Ihre ganze Hoffnung setzte sie auf ihren Vater, dem sie in einem Briefe ihre Sache auseinandersetzte und ihn flehentlich bat, ihr die Erlaubnis zu geben. Er ist ein guter Christ, hat aber auch keine Ahnung vom Rufe Gottes zur Jungfräulichkeit. Vergebens wartete sie auf Antwort. Sie wartete und schwieg und war ihrer Mutter gegenüber voll Ehrfurcht und Gehorsam, trotz aller Beschimpfungen und Vorwürfe. Nur ihre sonst so froh-hell leuchtenden Augen waren trübe vom vielen stillen Weinen. Endlich kam der entscheidungsvolle Tag, an welchem ihr Vater heimkam. Sibylla bat ihn um Antwort auf ihren Brief; tagelang bedachte er sich und als sie drängte, kam ein hartes „Nein“ über seine Lippen. Nach vielem Bitten und Flehen bekam sie vom Vater die Erlaubnis, ins Mädcheninternat der Schwestern zu gehen, aber nachher unbedingt zu heiraten. Aber auch dem widersetzte sich die Mutter aufs hartnäckigste. Sie sagte: „An dem Tage, wo du ohne meine Einwilligung gehst, laufe ich deinem Vater fort, und du bist dann schuld, daß dein Vater und ich in die Hölle kommen.“

Ihr und uns blieb nichts mehr übrig als zu beten und Gottes Vorsehung walten zu lassen. Eines Sonntags gingen wir hin, fest entschlossen, Sibylla mitzubringen. Aber hart wie ein Fels war die Mutter. Sibylla warf sich den Eltern weinend zu Füßen, aber vergebens. „Heiraten sollst du“, war die Antwort der Eltern. Der Vater sagte nur immer wieder: „Der liebe Gott ist nicht dumm, daß er meine Beste, meinen Liebling, haben will, warum hat er sich gerade die Meine ausgesucht? Ich will nicht, ich gebe sie nicht her!“ Sibylla begleitete uns schluchzend bis zum Flusse.

Seit dem Tage durfte sie morgens nicht mehr zur heiligen

Messe kommen, aber wo es nur eben möglich war, entwischte sie. Als sie sah, daß einige ihrer Schulkameradinnen von ihren Eltern die Erlaubnis erhalten hatten, ins Postulat der eingeborenen Schwestern eintreten zu dürfen und sie auch abreisen sah, konnte sie nicht länger ihren Kummer bezwingen. Laut weinend kam sie zu mir und sagte: „Mama, nun hilf mir, ich komme, und sollte es mir das Leben kosten. Hat der liebe Gott nicht selber gesagt: ‚Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert!‘?“ Um sie zu beruhigen, gab ich ihr nochmals einen Brief an ihren Vater mit, in welchem ich ihm das Vorhaben seiner Tochter mittheilte. Er antwortete mir, daß er nicht „ja“ sagen dürfe wegen seiner Frau, aber im Herzen selbst sei er von der Entschlossenheit seiner Tochter überwunden. Zu ihr selber hatte er gesagt, sie solle tun, was sie wolle. Mit dieser Nachricht kam Sibylla an dem oben erwähnten Abende zu uns. Sie sagte entschlossen: „Das Band zwischen Elternhaus und mir habe ich mit Gottes Gnade und Hilfe zerrissen, ich bleibe — der Ruf Gottes ist zu mächtig, er tötet meine Seele.“

Sie blieb und schickte ihre jüngere Schwester nach Hause. Noch am selben Abend nach dem Abendgebet, als die Kinder die Kirche verließen, stand Sibyllas Mutter mit einem dicken Stock vor der Kirchthüre, packte sich aber die verkehrte aus der Reihe der Kinder, und so bekam Sibylla Zeit, sich blickschnell im Schlaßaal zu verstecken. Niemand wußte, wo sie war, auch ich nicht. Die Mutter saßte Posten vor der Thüre und auf alle Fragen hatte sie nur die eine Antwort: „Ich will mein Kind.“ Sie drang in den Speisesaal der Kinder ein und suchte und suchte. Die Treppe hinauf getraute sie sich wohl nicht. Zuletzt fing sie an zu betteln: „Bringt mir mein Kind! Ich tue ihm nichts; nur fragen will ich es, wer ihm Erlaubnis gab.“ Ich nahm ihr den Stock ab und schloß auch die Thüre hinter ihr zu; ich ahnte ihr Vorhaben. Sibylla kam, und die Mutter packte sie mit eisernen Fäusten, wütend und tobend stand sie vor der verschlossenen Thüre. Sibylla riß sich los und floh in den dunkelsten Winkel. Die Mutter stellte sich vor sie hin und sagte: „Wenn ich nicht deine Mutter bin, die dich geboren hat, so gehe an mir vorüber!“ Dies ist ein schweres Wort bei den Eingeborenen, dasselbe verachten, heißt, keine Mutter mehr haben. Sibylla liebte ihre Eltern. Sollte sie diese Liebe preisgeben, um einer ihr noch unbestimmten Zukunft willen? Sie siegte, indem sie mit einem herzerbarmend traurigen Blicke an ihrer Mutter vorbei die Treppe hinauf eilte. Oben fand ich sie bitterlich weinend, aber fest entschlossen: Nie mehr zurück! Die Mutter setzte sich stumm vor die Thüre und sagte: „So bleibe auch ich!“ Wir schickten zu ihrem Manne, er solle sie holen. Er kam nicht. Gegen 9 Uhr nachts war sie plötzlich

verschwunden. Wir hörten in der Nähe des Flusses gellende Hilferufe. Wo sie geschlafen, weiß niemand! Am nächsten Morgen saß sie wieder vor der Türe. Gegen 10 Uhr kam ihr Mann, um sie zu holen. Er hatte Hunger. Sie weigerte es,



Heidnische Mädchen aus dem Masai-Stamm, Ost-Afrika

PHOTO MEYER

mitzugehen ohne ihr Kind. Wir riefen die Großen des Stammes. Sibylla beteuerte vor allen ihren Entschluß, dem Rufe Gottes zu folgen. Der Vater, hungrig, zornig über den Eigensinn seiner Frau und den Mut seines Kindes, fing an zu schimpfen und zu fluchen und verlangte sofort, daß Sibylla

nach Hause ginge. Er schalt sie eine ungeratene Tochter, die das vierte Gebot mit Füßen träte. Daraufhin wurde sie feierlich von den Großen des Volkes gefragt, ob sie ein Recht habe, dem Verbote der Eltern entgegen, dem Rufe Gottes zu folgen. Fest entschieden antwortete sie: „Ich muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Der Vater sagte zornig: „Sie hat mich verleugnet“ und verließ fluchend die Mission. Die Mutter blieb an der Türe sitzen.

Arme Sibylla, es ist erst der Anfang deiner Kämpfe. Am Nachmittag kam der Vater zurück und versuchte eine List. Er sagte: „Laß mein Kind mit nach Hause gehen, daß meine Frau mir kocht; ich sterbe vor Hunger. Nächste Woche gehe ich fort zur Arbeit, dann gebe ich ihr schriftlich die Erlaubnis.“ Auch der hochw. Vater Superior meint, es wäre besser, sie ginge einstweilen nach Hause. Ich gab dem Vater noch zu essen, rief Sibylla und unter der Bedingung und in der frohen Hoffnung, nächste Woche die schriftliche Erlaubnis ihres Vaters zu bekommen, war sie bereit, nach Hause zu gehen. Wie eine Löwin stürzte die Mutter sich auf das Mädchen und schleppte es mit.

Zu Hause war Sibylla wie umgewandelt; das sonst so muntere, freundliche Kind kannte man nicht wieder. Sie hatte die bittere Seite des Lebens kennengelernt. Alle Vorwürfe und Beschimpfungen ihrer Mutter beantwortete sie mit Tränen. Eine Woche verging um die andere, ohne daß Sibylla die Erlaubnis ihres Vaters bekam. Sie fühlte sich betrogen und um eine Enttäuschung reicher. Wieder fuhren 4 Kandidatinnen ab zum Postulat nach Mhonda, und weinend stand Sibylla an einen Pfosten gelehnt und schaute den Glücklichen nach. Ihre flehenden Augen sagten mir genug, ihr Mund blieb stumm. Ob Satan ihr nicht in mancher trüben Stunde zugerant: „Wirf diese Gedanken fort, freue dich des Lebens, wenn Gott dich wirklich ruft, warum ergötzt er sich an deiner Qual?“ Ich weiß es nicht! Ich weiß nur, daß in Sibylla ein Entschluß reifte, der bis dahin einem schwarzen Mädchen hier unbekannt war: die Flucht. Als die Verwandten der abfahrenden Kandidatinnen sich zerstreut hatten, kam sie zu mir und bat mich um Hilfe, ihren Entschluß zur Ausführung zu bringen. Mir bangte um das Kind. Wie leicht konnte sie einem wilden Tiere oder Menschen zum Opfer fallen. Der Weg nach Mhonda sind 4—5 Tagereisen. So versuchte ich mein Bestes, ließ Vater und beide Onkels noch einmal kommen, enthüllte ihnen den Fluchtplan ihrer Tochter, wenn sie ihr die Erlaubnis nicht geben würden. Ich hielt ihnen das Abscheuliche ihrer Handlungsweise vor und wies sie hin auf den Zorn Gottes, den sie sich auf ihre Hütten herabziehen würden. Die Männer wurden mürbe, nahmen sich noch einen Ratmann mit und gingen

zusammen zur Mutter, um sie zur Einwilligung zu zwingen. Sibylla hatte keine Ahnung davon und war erstaunt, als ihr Vater sie heimlich rief und sagte: „Was du tun willst, tue.“ Die Mutter blieb hart und blieb bei ihrem Entschlusse, dem Manne zu entfliehen. Der Tag, an dem wieder zwei ihrer Schulkameradinnen abfuhr, kam. Sibylla nahm heimlich Abschied von Vater und Onkel und ging wie alle Tage zur heiligen Messe. Nach derselben blieb sie hier und machte ihre Sachen zurecht. Sie schrieb einen Brief an ihre Eltern und einen an den Chief des Stammes, in welchem sie demselben ihre Flucht mittheilte und ausdrücklich erklärte, daß es ihr eigener Wille und der Ruf Gottes sei, der sie dränge. Es wäre alles gut gewesen, wenn ihre jüngere Schwester, die sie überall als Spion beobachten mußte, nicht Wind bekommen hätte. Sie lief nach Hause und rief ihre Mutter. Sibylla entwischte noch eben ihren Händen und floh in unser Fremdenzimmer, wo sie sich einschloß. Im selben Moment kam das Auto. Die Mutter straffte ihre Arme, band sich die Tücher fest, jetzt galt es. Doch Sibylla war flink. Rasch kletterte sie von hinten über die Veranda hinunter, durch den Garten zum Flusse. Ich eilte ihr nach, um Gewißheit über ihren Verbleib zu haben. Sie eilte dem Auto voraus, um unterwegs einzusteigen. Die Mutter hielt Wache vor der Türe, hinter welcher sie ihr Kind glaubte. Die anderen stiegen auf. Wo war Sibylla? Sie sah sich enttäuscht, zerschlug sich die Brust und rief nur: „Ich sterbe! Ich sterbe!“ Aber plötzlich wurde sie still, besann sich einen Augenblick und lief wie rasend auf kürzerem Wege dem Auto voraus, denselben Weg, den Sibylla genommen. Die Schwestern drängten zur Abfahrt, doch sahen sie Sibylla schon im Geiste von ihrer Mutter eingeholt. Der liebe Gott wachte und machte allem Kampf ein Ende. Kaum hatte sich Sibylla hinter einem großen Felsen versteckt, als ihre Mutter vorbeilief, sie weiter vor beim Kreuze wähnend. Gleich darauf kam das Auto angefahren. Sibylla stieg auf, gesehen von ihrer Mutter, die einige hundert Meter entfernt am Wege stand und ein Geschrei erhob. Sie lief dem Auto 2½ Stunden weit nach. Arbeiter brachten sie am Abend zurück, worüber wir herzlich froh waren. Jedoch am nächsten Morgen war sie auf und davon. Es gab bitterböse Schauries (Gerichtsverhandlungen). Die Mutter mußte nachgeben. Ihr Mann bekam einen Brief, zur Beruhigung der Mutter, die Tochter aufzusuchen und sie zu bitten, nach Hause zu kommen. Der Vater ging nach Rhonda, kam aber unverrichteter Sache wieder heim. Anfangs grollte die Mutter noch dem lieben Gott, aber auch das legte sich wieder. Heute sind wir wieder Freunde. Vor kurzem schrieben beide, Vater und Mutter, der Tochter einen herzlichen Brief.

Jetzt haben sie nur Sorge um ihre jüngere Tochter Agnes, daß sich der liebe Gott auch diese noch holen möchte. Ich glaube aber, diese Furcht ist unbegründet, denn Agnes und Sibylla sind so verschiedene Charaktere wie Tag und Nacht. Beten wir, damit Sibylla, nachdem sie so harte Kämpfe mutig überstanden hat, ihr Ziel zu ihrem Heil erreiche.

5

Mgugu, der Sohn des Mantshonga Mncadi

(Schluß)

Jetzt ist ihr Körper reinlich bekleidet und ihre Seelen sind gewaschen im Taufbade. So haben die ersten Samenkörnlein des christlichen Unterrichtes, welche die Schwester vor neun Jahren in Mantshongas Kraal austreute, Früchte getragen. Welch' eine Freude für Father Aloysius, so viele seiner Verwandten jetzt als Christen wiederzusehen. Die Freude war jedoch nicht voll. Sein guter Vater Mantshonga, er, der sich vor allen anderen den Missionaren freundlich und entgegenkommend zeigte, er, der seinen Angehörigen nie die geringste Schwierigkeit wegen Annahme des Christentumes machte, er, der sogar seinen liebsten Sohn Gott zum Priesterstand geopfert hatte, — er beharrte in seinem Heidentum. Father Aloysius gab sich natürlich alle Mühe, seinen guten teuren Vater zur Annahme der Taufe zu bewegen, doch umsonst. „Es ist alles gut und schön, mein Edelstein“, pflegte Mantshonga seinem bittenden, geweihten Sohne zu antworten, „ich komme zu meiner 3. it.“ Das Haupthindernis seiner Bekehrung war sein jüngstes Weib, das er bei Annahme der Taufe hätte aufgeben müssen. Gott war gnädig genug, auf Mantshonga zu warten.

Schon drei Jahre lang hat sich Father Aloysius vergebens bemüht, seinen greisen Vater in die Christengemeinde einreihen zu können. Ganz unerwartet wurde die frühere Schwester von ihren Vorgesetzten wieder in ihr altes Missionsfeld Maryvale zurückversetzt. Wer kann ihre Freude beschreiben, als sie ihren ehemaligen teuren Schüler jetzt im Priestertalare wieder sah und dieser seine geweihte, dunkelbraune Hand segnend auch für sie erhob! Father Aloysius Mncadi war ebenfalls überglücklich, seine Lehrerin, seine zweite Mutter, wie er sie nannte, wieder in seiner Nähe zu haben. Er stellte ihr alsbald drei seiner älteren Brüder vor, die schon mit ihren Weibern und Kindern in den Schoß der Kirche aufgenommen waren.

„Siehst du, Mutter,“ sagte er dabei scherzend, „das sind die Rädelsführer bei jenem Kriegslärm gewesen, womit sie dich erschreckten, als ich von meinem Vater Abschied nahm.“

„Gottes Wege sind wunderbar“, erwidert die Schwester

„Jetzt sind wir alle Freunde, alle Kinder eines Vaters, der im Himmel ist.“ Und sie lachten alle recht herzlich über die törichte Streiche der Vergangenheit und freuten sich, daß Gott sie alle zu einem so glücklichen Ziele geführt. Doch die Kunde, daß ihr alter Freund Mantshonga noch nicht getauft sei, trübte auch bei der Schwester die Freuden des Wiedersehens. Sie machte sich seine Bekehrung sofort zur Hauptaufgabe. Gleich in den nächsten Tagen nach ihrer Ankunft in Maryvale stattete sie Mantshonga einen Besuch ab. Der grauhaarige Zulu erkannte die Schwester sofort wieder, nannte sie seine alte Freundin, und drückte ihr mit kindlicher Freude die Hand.

„Du weißt, 'mgane (Freund)“, sagte die Schwester bei ihrem ersten Besuch, „ich habe deinem Großweib Mamncadi, der wir den Namen Maria gaben, viel von Gott erzählt. Damals hattest du keine Zeit, zuzuhören, denn du hattest viele Sorgen und Arbeiten. Jetzt arbeiten und sorgen deine Söhne für dich, du sitzt viel allein herum, ich komme wenigstens jede Woche zweimal und erzähle dir von Gott.“

„Du bist mir jeden Tag willkommen, ihlobo sami (meine Freundin)“, erwiderte Mantshonga. Und die Schwester kommt, sie kommt immer wieder, um mit dem zitternden Greise von Gott und von dem schönen Himmel zu reden, wohin er jene Menschen nimmt, die ihr Herz von Sünden reinigen, ihn lieben und seinen Willen tun. Mantshonga hört der Schwester um so lieber zu, weil sie ihn nie fragt, ob er sich taufen lassen wolle, eine Frage, die andere so oft stellten und die ihm höchst peinlich war. Hingegen wird er sehr gelehrig und stellt viele Fragen, zum Beispiel, warum denn ein Mann nicht mehrere Frauen haben dürfe, wenn er Christ wird. Der weite Weg ist jetzt nicht mehr so beschwerlich für die Schwester, wie er es vor 12 Jahren war, denn die Missionare sind jetzt besser eingerichtet und stellen ihr zu ihren Missionsbesuchen ein Pferd zur Verfügung. Und so setzt sie den Unterricht bei Mantshonga unverdrossen fort und betet und läßt andere beten für dessen Bekehrung.

„Nkosazana (Herrin), ich habe sehr viele Sünden“, mit diesen Worten unterbricht der greise Schüler eines Tages die unterrichtende Schwester.

„Wieso, du hast doch immer gesagt, du hättest gar keine Sünden?“

Mantshonga zählte einige Sünden auf und sagte dann: „Du siehst, ich bin alt und muß bald vor dem Nkulunkulu (Größten der Großen) erscheinen, ich fürchte mich.“

„Da ist zu helfen. Bereue deine Sünden, versprich Gott, von jetzt an so zu leben, wie ich dir schon immer erklärt habe, daß wir leben müssen, um Gott wohlgefällig zu sein, und dann laß den Priester kommen, er betet für dich, gießt dir Wasser auf das Haupt, und Gott vergibt dir deine Sünden. Der Größte der Gro-

ßen wird mit Wohlgefallen auf dich herabsehen, und wenn deine Tage zu Ende sind, kommst du in den schönen Himmel, wo dein Großweib Maria ist, wo wir hoffen, daß dein Sohn Mgugu (dein Edelstein) und alle deine anderen Söhne und Töchter hinkommen werden, die sich taufen ließen. Wann wünschst du, daß der Priester komme, dich mit Gott zu versöhnen?"

"Sobald als möglich, meine Herrin, meine Freundin."

Es war ein herrlicher Tag mit strahlender Sonne am Himmel im Juni 1909, als eine lange Prozession von Maryvale auszog: Father Solanus, der Superior der Missionsstation, Father Mloysius Mncadi, sein Kaplan, mehrere Ministranten, drei schwarze Katecheten, die Schwester mit 50 Schulknaben, Schwester Valentina mit 70 Schulmädchen und noch zwei andere Missionschwwestern, alle traten frohgestimmt den dreistündigen Weg nach dem Kraale Mantshongas an, um dort ein Freudenfest zu feiern. Mantshonga, der Vater des Herrn Kaplan und der drei Katecheten, der Vater, Großvater oder Urgroßvater von zahlreichen anderen Christen wird endlich auch selbst durch das Sakrament der heiligen Taufe in die Kirche aufgenommen. Die Ketten sind zerrissen, drei Weiber sind entlassen, nur mit einem Weibe, das bereits Christin ist, will er fortan leben. Die Kopfringe, das Zeichen der Vielweiberei, sowie die stets um Hals und Lenden getragenen Zaubermedizinen sind abgelegt und verbrannt, und nun sitzt der Greis festlich gekleidet vor seiner Hütte unter einem schattigen Baume, in froher Stimmung seines Glückes harrend. Und dort unter dem Schatten des Baumes spendet ihm der hochwürdige Pater Solanus das heilige Sakrament der Taufe. Sein geweihter Sohn, sowie die übrigen, zahlreich herbeigekommenen Christen knien andächtig betend auf dem Rasen, während die Taufzeremonien vorgenommen werden. Viele Heiden sitzen herum und schauen schweigend und staunend dem ergreifenden Schauspiel zu. Als endlich das seelenreinigende Wasser über das Haupt des Greises fließt, stimmt Father Mloysius mit seiner klangvollen Stimme das Ledeum in der Zulusprache an, und die anwesenden Christen fallen so kräftig ein, daß der Lobgesang hinaus hallt über Berg und Tal. Wie so ganz anders das klingt im Vergleich zu jenem wilden Kriegesgesang, der vor 12 Jahren über dieselben Flächen hallte.

Unter den Mantshonga bekannten christlichen Namen gefiel ihm der Name Paulus am besten, und so erhielt er denselben in der heiligen Taufe. Unser Paulus war glücklich, überglücklich; mit zärtlichen Worten und fast kindlicher Freude dankte er dem Pater Solanus und den Missionschwwestern. Und alle, die der Tauffeier beigewohnt hatten, freuten sich mit ihm. Der hochbetagte Paulus Mncadi erlebte einen noch seligeren Tag, als ihm die heilige Kommunion gebracht wurde; schon bald

darauf ging er mit der Taufanschuld hinüber in die ewigen Freuden.

Maryvale ist jetzt eine blühende Mission, umgeben von mehreren Christendörfern. Die ersten Schüler der Schwester sind jetzt verheiratet und sie unterrichtet deren Kinder in der Schule, die ein gutes Beispiel sind für die heidnischen Schüler, deren ja von der weiteren Umgebung her noch immer viele in die Missionschule kommen. Viele christliche Familien gingen aus Mantshongas oder vielmehr Paulus Mncadis Kraal hervor. Drei seiner Söhne wirken als eifrige Katecheten. Sein Sohn „Edelstein“, der hochwürdige Father Mloysius Mncadi, ist ein gar eifriger Priester für die junge Christengemeinde. Jetzt kann und darf er tun, was er an seinem Taufstag so naiv zu tun gewünscht hat. Er predigt, er tauft, er spricht von Sünden los seine ehemaligen Mitschüler, seine Brüder, Schwestern, Neffen und Nichten, sowie die übrigen Negerchristen von Maryvale.

5

Allerlei aus der Mission

Dankbarkeit

Auf einem meiner vielen Missionsgänge kam ich eines Tages mit dem Kind, das mich begleitete, mitten im Urwald an ein Bächlein. An der silberhellen Quelle sahen wir ein sehr altes Mütterchen, das sich abmühte, Wasser in seine Kürbisflasche zu schöpfen. Mit der einen Hand stützte es sich auf seinen Stock, und mit der anderen Hand strengte es sich an, die Flasche unter Wasser zu halten. Mitleidig traten wir hinzu, schöpften Wasser und nun wollte ich die Kürbisflasche tragen, während das Mädchen das Mütterlein führte. Doch dieses ließ die Alte nicht zu. Mit Anstrengung aller Kraft rief sie: „Du? Du? Mir das Wasser tragen? In Ewigkeit nicht! Das Mädchen mag es tragen, aber mich von einer Weißen bedienen lassen, nein, nein!“

So ließ ich ihr ihren Willen und wir beschlossen, sie in ihr Heim zu begleiten, da sie sagte, es sei nicht mehr weit bis zu ihrer Hütte! Unterwegs hatten wir einen Hügel zu ersteigen. Das Mütterchen kam sehr langsam vorwärts, jedoch auf mein wiederholtes Angebot, ihr zu helfen, sagte sie immer wieder: „Nein, das geziemt sich nicht!“ Endlich kamen wir zu einer elenden Hütte, die ganz versteckt im Bananensfelde stand. Also hier war das Heim dieser alten, verstoßenen Frau; denn da sie schon so alt war, hatten ihre Angehörigen sie einfach hinausgejagt. Hier lebte sie allein in der Wildnis, nährte sich von Bananen und Kräutern.

Tiefes Mitleid erfaßte mich beim Anblick dieses Elendes. Diesmal verabschiedete ich mich, besuchte sie aber nachher, so

oft mich mein Weg in ihrer Nähe vorbeiführte, und redete freundlich, auch über religiöse Dinge, mit ihr. Einige Zeit war ich verhindert, nach ihr zu sehen, und wer beschreibt mein Erstaunen, als eines Tages gegen Abend das Mütterchen keuchend, mit einem Körblein auf dem Kopfe, daherwankte. Mit vielen Zeremonien begrüßte sie mich und sagte, sie hätte eine Ahnung gehabt, als sei ich krank, und darum sei sie gekommen, mich zu besuchen. Sie habe mir auch etwas mitgebracht.

Nun begann sie in ihrem Körbchen zu kramen und holte zwischen Bananenblättern dick gekochten Maisbrei heraus, nebst einem anderen kleinen Päckchen. Dieses begann sie nun sorgfältig auseinanderzuwickeln, und was kam heraus? — Ein kleines, am Feuer geröstetes Mäuschen. (Der größte Leckerbissen dieser Schwarzen.) Jetzt nötigte sie mich, sogleich zu essen, denn das würde mir gut tun, meinte sie. Ich jedoch gab ihr einen Teil vom Brei und vom Mäuschen, nahm das andere und sagte, ich wolle damit zu den andern gehen, wo man sich es wohl schmecken lassen würde. Das gefiel dem Mütterchen und am nächsten Morgen wankte sie fröhlich wieder ihrer Hütte zu. Nach einigen Tagen besuchte ich sie, fand sie krank, unterrichtete und taufte sie. Bald darauf ging sie in die ewige Heimat.

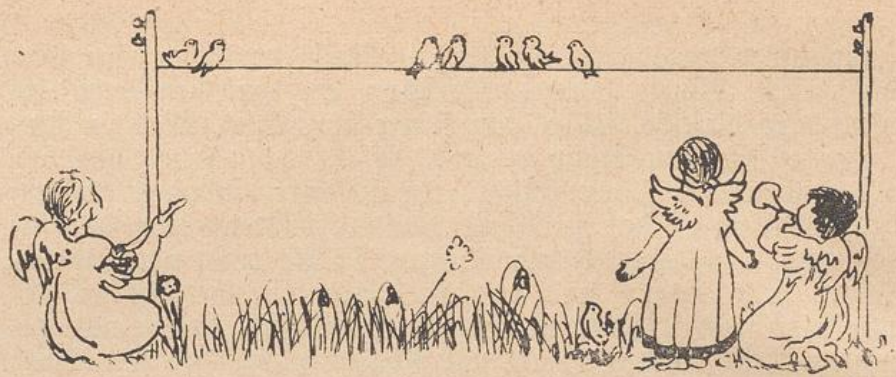
Schw. M. E., Teltge, Süd-Afrika.

María Trost

Mankanka, ein Heide mit vier Weibern, war nicht zu Hause, als plötzlich ein kleiner roter Vogel in den Kraal flog, dort herumflatterte und den Ausgang nicht mehr fand. Die anwesenden Frauen waren sprachlos vor lauter Angst, denn nach heidnischem Aberglauben bedeutet gerade dieser Vogel, wenn er in einen Kraal hineinfliegt, großes Unglück. Schnell wird der älteste Sohn, der in der Nähe war, herbeigerufen. Rasch nahm er ein altes Lehmgeschirr, ukamba genannt, füllte es mit Wasser, das mit kaffrischer Medizin vermischt war, nahm einen Zweig vom Baume und begann alle Hütten von innen und außen mit dieser Medizin zu besprengen mit den Worten: „Gehe fort, Unglück“ (puma umhloli). Er setzte dann ein Gefäß mit Medizin neben den Viehkraal. Jetzt suchte er den armen Vogel zu bekommen und tötete ihn dann. Der Vogel, so glauben die Heiden, sei von jemand geschickt, dem Kraal ein Unglück zuzufügen. Er nahm nun denselben, verrieb ihn mit einigen Kräutern und machte sich so eine Gegenmedizin. Als nun Mankanka heimkam, schickte er zu seinem Bruder, einem Wahrjager, und hoffte, somit den Mann zu bekommen, der den Vogel als Vorbedeutung des Unglücks gesandt hatte. Derselbe war abwesend. Er rief dann den heidnischen Arzt (inyanga) herbei, um alle Kraalbewohner gegen das vermeintliche, hereinbrechende Unglück zu sichern. Der inyanga kam und verlangte

sofort einen nagelneuen Shilling, 1 Mark, damit er seine Medizintasche öffnen könne. Nachdem er denselben erhalten, öffnete er dieselbe, nahm von seiner kaffrischen Medizin heraus, ließ sich ein Huhn bringen, schnitt dann demselben den Kopf ab und ließ das Blut in ein Geschirr laufen. Von dem Hühnerfleisch aß der heidnische Doktor, während er gemahlene schwarze Medizin mit dem übrigen Fleisch vermengte, es am Feuer heiß machte und es dann den Kraalbewohnern abwechselnd in die Hände und in den Mund gab. Von einem gewissen Wild wurden Haare auf Kohlen gelegt und der Rauch mußte eingeatmet werden; er soll den Zauber vertreiben und gegen alle Uebel schützen. Jene die dieses unterlassen, müssen nach ihrem Glauben bald sterben, denn der Zauber hat Gewalt über sie. Darauf wurde allen an verschiedenen Stellen des Körpers die Haut aufgeritzt, dann mußten sie sich mit Medizin einreiben, besonders im Gesicht. Der heidnische Doktor setzte dann vor jeden Kraal einen Stein, um dem Zauber den Eingang zu verwehren. Erschien eine Eule, ein Steinhase usw. beim Kraal, so mußte von neuem das Besprengen vorgenommen werden. Nun wurde eines Tages Mandundu, die Tochter des Mankanka, krank. Sie sprang plötzlich auf und ihrem Bruder auf den Rücken und umfaßte seinen Hals. Es war an einem Sonntagnachmittag; ihre beiden getauften Schwestern waren noch nicht zurück vom Gottesdienst. Mandundu verdrehte die Augen, gab keinen Laut von sich und schien zu sterben. Man brachte sie eiligst aus dem Kraal hinaus, wo sie dann ohnmächtig zusammenbrach. Man goß Wasser über sie und rief ihre Mutter herbei, die wie wahnsinnig herumlief und schnell zu ihres Mannes Bruder, einem Wahrsager, schickte. Derselbe war nicht anwesend. Nun begann Mankanka, der Vater des Kindes, seine Eltern und Voreltern heraufzubeschwören. Er setzte sich neben das kranke Kind und begann zu jammern: Makosi, o ihr Herren, wo und was habe ich denn gefehlt? Sei es auch, was immer, sagt nur, was ihr von mir wollt, nur helft mir und rettet mein Kind. Unterdessen waren seine beiden katholischen Kinder heimgekommen. Als sie sahen, wie das Schwesterchen ohnmächtig zu Boden lag und wie der Vater seine heidnischen Vorfahren beschwor, ihm zu helfen, verwiesen sie es ihm und sagten: „Laß ab von dem, der liebe Gott könnte dich strafen und das Kind wirklich sterben lassen. Laßt uns zum lieben Gott beten und das Kind mit Weihwasser besprengen.“ Da sich die Ohnmachtsanfälle noch einige Male wiederholten und man für das Leben des Kindes fürchtete, taufte das älteste Mädchen seine Schwester auf den Namen Elisabeth. Nach der Taufe kehrten die Anfälle nicht wieder. Elisabeth war bald wieder gesund und ist jetzt in unserer Schule.

Schw. M. Amata, C. P. S.



F ü r d i e K i n d e r

O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!

Welche Freude auf dem weiten Erdenrund! Auch unser kleines Emaus hatte seinen Teil daran! Die Christen, welche meistens 1—3 Stunden im Umkreis wohnen, kommen schon am Heiligen Abend nachmittags zur Station, um dort irgendeinen Winkel zum Übernachten zu bekommen und dann der heiligen Messe in der Mitternacht beiwohnen zu können. Wie immer, war auch dieses Jahr unser Kirchlein überfüllt mit frommen Anbetern des göttlichen Kindleins. Einige Tage vorher hatte ich unsern Mädchen die Begebenheiten bei der Geburt Christi ins Gedächtnis gerufen. Unsere kleine siebenjährige Ignatia hatte das größte Interesse für die heiligen Engel, welche den Menschen den Frieden verkündeten.

Als wir nun in der Heiligen Nacht ins Freie traten, warf die silberne Sichel am Himmelszelt noch ihre Schatten in den Hofraum, während der Kreuzberg im hellen Mondlichte strahlte. Ignatia schmiegte sich fester an mich und fragt: „Nkosazana, sind jetzt die heiligen Engel wiedergekommen und ist das nicht deren himmlischer Lichtschein? O wie schön ist es doch heute und wie schön wird es erst in Bethlehem sein.“

Die heilige Messe war ihr heute viel zu kurz und sie betete mit einer Andacht ihre „Yeti Maria“, daß man unwillkürlich mitbeten mußte. Eine kleine Enttäuschung gab es allerdings bei Besichtigung des Christbaumes und Krippleins. Sie hatte nämlich gehofft, das Christkindchen werde ihr eine kleine Puppe mitbringen. Noch in den letzten Tagen hatte sie Bruder Schaffner, der geschäftshalber nach Lourdes ging, den Auftrag mitgegeben, doch ja dem lieben Weihnachtsengel, wenn er ihm begegne, die besten Grüße von ihr auszurichten und ihn an eine Puppe zu erinnern. Trotzdem hatte es der Engel übersehen. Sie versprach jetzt recht brav zu werden, damit das Christkindlein nächstes Jahr in dieser Beziehung an sie denke.

Zum Hochamte waren alle unsere Christen eingeladen worden, nach Lourdes zu kommen. Lourdes ist eine der größten Missionsstationen. Dort wurde die Geistlichkeit vom Rectoraat mit Blechmusik abgeholt und in die Kirche geleitet. Unsere Mädchen waren schon um 6 Uhr in ihren neuen Kleidchen und einem roten Bändchen auf dem schwarzen Krauskopf auf dem Wege, um doch rechtzeitig in die Kirche zu kommen. Am Abend wurden sie nicht mehr fertig mit Erzählen, wie schön es da gewesen. Die Meisten hatten zum erstenmal einem Levitenhochamte beigewohnt und konnten nicht genug wiederholen, wie schön die drei Priester am Altare gewesen und erst die acht kerzentragenden Ministranten. Die Musik sei so schön gewesen, daß man glaubte, im Himmel zu sein. So müßten wohl die Engelein auf Bethlehems Fluren geblasen haben, meinte unsere muntere Schar. Unsere kleine Ignatia glaubte sicher, daß die Engel von Bethlehem mitgesungen haben, wenn sie auch nicht zu sehen waren.

Später plauderten unsere schwarzen Kinder noch über die Engel. Da fällt dem Wendelin ein, Laurentia zu fragen, ob es denn nicht gut wäre, wenn der liebe Gott ihrem Schutzengel erlauben wollte, so oft sie Böses tun, ihnen jedesmal eine Ohrfeige zu geben. „O,“ meinte Laurentia, „da hätte er bei dir viel zu tun und zum Schlusse würdest du noch mit ihm raufen, weil du dir die vielen Ohrfeigen nicht gefallen lassen würdest.“ „Hm,“ antwortete er, „du könntest so unrecht nicht haben.“ Und sie waren alle froh, daß die Engel so gut und milde sind. Denkt ihr, liebe Kinder, auch an euren Schutzengel, der mit euch so gerne zum Krippchen gehen möchte, wo das Jesulein auf euch wartet?



Die Macht des Wassertropfens

Ein Amerikaner wettete mit einem Athleten um eine ansehnliche Summe, daß dieser nicht imstande sei, einen Liter Wasser tropfenweise aus der Höhe von drei Fuß auf seine flache Hand fallen zu lassen. Lachend ging der Kraftmensch, der keine allzu zarte Damenhand besitzt, auf den Spaß, wie er sagte, ein, und die ganze Gesellschaft hielt die Wette für den Amerikaner schon für verloren! Das Wasserquantum wurde abgemessen und in ein entsprechendes, mit einem dünnen Abflußrohr versehenes Blechgefäß hineingegossen. Sodann wurde auch die Tropfdistanz fixiert und das Geduldspiel begann. Bis 300 war schon unter allgemeiner Stille gezählt worden, und ebenso viele Wassertropfen waren auf die Handfläche des Athleten niedergefallen. Derselbe wurde immer roter im Gesicht, verbiß anfangs den Schmerz, den er empfand, konnte es aber,

nachdem etwa 420 Tropfen auf seine Hand herabgeträufelt waren, nicht mehr aushalten. Seine innere Handfläche war sehr stark entzündet, an einer Stelle sogar die Haut gesprungen und das blutende Fleisch bloßgelegt. Und doch war erst ein kaum merklicher Teil des Liters Wasser aus dem Blechgefäße verschwunden. Die Gesellschaft konnte sich vor Erstaunen kaum fassen, und am verwundertsten war der Athlet selbst. Wer die Geschichte nicht glauben will, möge selbst einen Versuch machen.



Herzlichen Dank

Allen lieben Wohltätern und Abonnenten, welche im verflossenen Monat den Beitrag für die Caritasblüten einsandten, ein herzliches „Vergelt's Gott“ mit dem Versprechen des Einschlusses in unsere und der Kinder Gebete.

Kehr in dir ein,
Sonst kann der Herr nicht Einkehr nehmen.
Du mußt zu Hause sein.
Dann pocht er an
Und spricht bei wohlverschlossener Pforte,
Wodurch die Welt nicht kann.

Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut vom 15. Januar bis 15. Februar 1937 gewinnen können.

Vollkommener Ablass am Feste Mariä Lichtmeß. Unvollkommener Ablass von einem Jahr, so oft man sich bemüht, auf was immer für eine Weise die Andacht zum kostbaren Blut zu verbreiten.

Goldkorn

für die Mitglieder der Erzbruderschaft: So, wie selbst das härteste Brot durch Wasser weich und genießbar wird, so vermag auch das Blut Christi die größten schmerzlichsten Leiden erträglich zu machen.

Gebetserhörung

Dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Josef und der lieben Mutter Gottes innigen Dank für wunderbare Hilfe. N. N.

Das Totenglöcklein

Das Totenglöcklein meldet das Hinscheiden unserer lieben Abonnenten, des hochw. Herrn Pfarrers Zehender, Sondershofen; Herrn Joh. Hans, Klosters; Wwe. Theodor Weßling, Frau Genesia Terlinden, beide aus Wesel, und Fr. Anna Schindler aus Markelsheim. In treuer Liebe und Dankbarkeit wollen wir recht innig für die lieben Verstorbenen beten, damit sie sich im neuen Jahr bereits der Anschauung Gottes erfreuen dürfen. Wir bitten unsere lieben Leser und Leserinnen, sich unserm Gebet mit Andacht anzuschließen.

R. i. p.

Caritasblüten

Nr. 2

Februar

1937



Madonna von Michelangelo
(Pietà St.-Peters-Kirche)

Maria Lichtmeß

Zum Tempel wallest Du - das Kind in Deinen Armen,
Wie es in Israel Gesetz und Sitte war.

Zwei Tauben jung und zart, das Opfer nur der Armen,
Legt Joseph, Dein Gemahl, ganz still auf den Altar.

Du Mutter unsers Herrn, Du wahre Bundeslade,
Gehst stille durch die Stadt - sie aber kennt Dich nicht.

Du, rein und makellos, Du Jungfrau voll der Gnade,
Du trägst das Licht der Welt - sie aber sieht es nicht.

O heil'ge Opferstund: Ein Gottmensch gibt sein Leben,
Sein All dem Vater hin, als teures Lösegeld.

Maria opfert Ihn, der ihr als Sohn gegeben -

Und opfert sich mit Ihm - zur Rettung dieser Welt!

m. B.

Goldene Jubiläumsfeier der Station Kilema, Ost- Afrika, Tanganjika-Gebiet

Von Schw. M. Lutwina C. P. S.

Das Jubiläum fand nicht, wie zuerst vorgesehen war, im Anfang des Jahres statt, sondern es mußte — durch die Verhältnisse gezwungen — verlegt werden, und zwar auf den 14., 15. und 16. August. Die Fronleichnamsprozession mußte dieses Jahr wieder, gleich wie im vorigen Jahr, wegen des Regens ausfallen. Wir nahmen das alles nicht so sehr schwer, da wir ja noch das schöne Fest mit dem Eucharistischen Kongreß vor uns hatten. Die auswärtigen Missionen wurden schon lange Zeit vorher aufgefordert, für den guten Erfolg des Kongresses zu beten. Schon vier Wochen vorher hieß es fleißig nähen, für Fahnen und Wimpel und für alles zu sorgen, was erforderlich war, um die Feier würdig im Freien zu gestalten. Der Tag reichte nicht mehr aus, und mancher Teil von der Nacht wurde geopfert, um mit der Arbeit zeitig fertig zu werden. Mit besorgter Miene schaute man nach den schweren schwarzen Wolken, die immer noch am Himmel hingen und der Sonne gar hartnäckig den Weg versperreten, da dieses Jahr die Regenzeit unheimlich lange anhielt. Ob der liebe Gott uns auch dieses Fest nicht halten lassen wird? Es schien so, und all die Arbeit, in menschlicher Weise gesprochen, umsonst? Der hochwürdigste Herr Bischof sagte immer, wenn man vom Wetter sprach, das Fest wird gehalten zur Ehre und Verherrlichung Gottes, und wenn Er es vereitelt durch schlechtes Wetter, dann ist es Sein heiliger Wille. Es kam der 13. August, die eingeladenen hochwürdigen Herren waren schon alle eingetroffen und noch immer wollte die Sonne nicht hervorkommen. Vor der Schule war der Altar aufgeschlagen, hoch, auf einer Tribüne, von wo aus das heilige Opfer von jedem gesehen und mit erlebt werden konnte.

Am 13. August, nachmittags um 4 Uhr, war die Eröffnung des Kongresses mit feierlichem hl. Segen und Weihe der Jubiläumsfahne, die in sinniger Weise das Kreuz darstellte, welches von den ersten Missionaren nach dem Kilimandscharo gebracht wurde, mit einem Strahlenkranz, der die Gnaden bedeutete, die während dieser Zeit vom Kreuz aus ins Land Segen brachten. Am Kopf der Fahne ist der Kilimandscharo in blauem Stoff aufgenäht mit dem Morgenstern, unsere liebe Königin und Mutter versinnbildend, die wir hier unter dem Titel „Unsere liebe Frau vom Kilimandscharo“ verehren; denn ohne sie ist kein Heil, auch nicht im dunklen Afrika.

Am nächsten Morgen, dem 14. August, war feierliches Pontifikalamt, gehalten von unserm hochwürdigsten Herrn Bischof

Joseph Byrne, unter Assistenz von amerikanischen Priestern. Hier und da lugte während des Hochamtes die Sonne schon ein wenig durch die Wolken und es schien jetzt schon, als ob die Feier nicht durch Regen gestört werden sollte. Eine große Menge Volkes fand sich ein auf dem großen freien Platz zwischen Schule und Kirche. Nach dem feierlichen Pontifikalamt war Aussetzung des hochwürdigsten Gutes in der Kirche, das wieder erst eingesetzt werden sollte am Schluß des Festes. Die nächtlichen Anbetungstunden waren an die Männer verteilt, die gerade, wie damals am Schlusse des Heiligen Jahres, einen bewunderungswürdigen Eifer bezeigten, um dem Herrn zu danken für alle Gnaden, die er während der verflossenen



Schule von Kilema im Festschmuck des Jubiläums 1936

Jahre dem Kilimandscharo zuteil werden ließ. Am zweiten Tage war wieder ein Pontifikalamt, gehalten vom hochwürdigsten Herrn Bischof Hillhorst von Morogoro unter Assistenz von holländischen Priestern; dann war wieder Anbetung. Wir wurden noch überrascht von einem Telegramm, das ansagte, daß der Apostolische Delegat, der erst durch wichtige Geschäfte verhindert wurde, doch kommen werde, um am Sonntag die Feier mitzumachen. Am Samstag konnten wir zu unser aller Freude den hohen Gast begrüßen. Am Sonntag war nun der Höhepunkt des Festes. Die Menge wurde auf 10 000—12 000 geschätzt. Auch viele Europäer waren erschienen. Das Pontifikalamt wurde zelebriert vom hochwürdigsten Jubilarbischof Munsch, der vor 25 Jahren Kilema als selbständiges Vikariat übernommen hatte. Der ehrwürdige Greis, der durch die Kriegsjahre so viel gelitten hat, lebt zurückgezogen auf einer einsamen kleinen Mission, von wo aus er immer noch für seine Schäflein betet und opfert, die jetzt einen amerikanischen Ober-

hirten erhalten haben. Seinen Gesichtszügen ist mehr der Stempel der Leiden und Entfagung aufgedrückt als jener der Lebensjahre. Es war wirklich erhebend und feierlich, die vielen hochwürdigen Herren und Priester während der heiligen Handlung zu sehen. Ich habe Europäer bemerkt, die sonst nicht mehr viel übrig haben für Religion, die aber hier das Knie wieder beugten und demütig an ihre Brust schlugen. Andere, die überhaupt nichts vom Kreuz wissen, haben unwillkürlich das heilige Kreuzzeichen gemacht.

Nach dem feierlichen Gottesdienst setzte sich die ganze große Menge in Bewegung, und zwar zur Sakramentsprozession auf den Berg des Fumba, der jetzt neuerdings der Kreuzberg genannt wird. Oben war ein Altar errichtet, an dem dann der heilige Segen erteilt wurde, der, so hoffen wir, fruchtbar wurde für all die Tausende, die noch fern von Jesus in der unendlichen Steppe zerstreut wohnen und ihren alten Sitten fröhnen.

Die Prozession war erhebend. Während die letzten sich anschickten, auf der einen Seite den Berg zu besteigen, kamen die ersten schon auf der andern Seite den Berg hinunter, und alles ging ohne jede Unordnung vonstatten. An der Schule wieder angekommen, war wieder feierlicher sakramentaler und Päpstlicher Segen, worauf das Allerheiligste wieder eingefetzt wurde. Zum Schluß hielt der Päpstl. Delegat eine Ansprache, in der er die Verdienste der Väter vom Heiligen Geiste und besonders des hochwürdigsten Herrn Bischofs Munsch, sowie des ehrwürdigen Gründers der Mission Kilema, des hochwürdigen Herrn Pater Gommenginger, und unsers alten Bruders Cere besonders hervorhob.

Es wurde nachmittags 4 Uhr, bevor wir die Magenfrage erledigen und für körperliche Stärkung sorgen konnten.

5

Ein verständiger Mann über die Auferstehung

Ein berühmter Mann machte sich selbst folgende Grabinschrift: „Hier liegt der Leib Benjamin Franklins, eines Buchdruckers, gleich dem Deckel eines alten Buches, aus welchem der Inhalt fortgenommen und welcher seiner Inschrift und Vergoldung beraubt ist, eine Speise der Würmer; doch wird das Werk selbst nicht verloren sein, sondern, wie er glaubt; einst erscheinen in einer neuen, schöneren Ausgabe, durchgesehen und verbessert vom Verfasser.“

Aus der Missionschronik

Ein gebildeter Neger erkennt die Opfer der Missionare

Von Schw. M. Bona

Der Schulinspektor Mr. Malcolui bereifte mit Dr. Aggrey die Missionen und Schulen von Südafrika, um zu sehen, welchen Fortschritt sie gemacht haben. In seiner Anrede betonte er besonders, wie viele Eingeborene es gibt, die noch nichts von der Welt wissen, die gar keine Schulen haben, die noch so leben, wie die Eingeborenen hier vor 200 Jahren. Diese warten noch auf die Hilfe von den hier zu Lehrkräften herangebildeten Knaben und Mädchen. Viele von diesen Eingeborenen leiden an Krankheiten, von denen wir hier keine Ahnung haben, sie wissen keine Ursache, viele nehmen ihre Zuflucht zum Aberglauben, und so sterben sehr viele dahin. Die Ursache dieser Krankheiten ist aber die Sünde und der Aberglauben.

Darauf nahm Dr. Aggrey das Wort. Dr. Aggrey ist ein Eingeborener von pechschwarzer Farbe. Er ist von der West- und Goldküste von Südafrika. Ich lasse ihm selbst das Wort.

Dr. Aggrey begann: „Ich freue mich, daß ich hier bin und so viele Gesichter sehe von meiner Farbe. Alle Leute gehören zu drei Klassen. Ich wünschte zu wissen, zu welcher Klasse ihr gehört. Diese drei Klassen sind: a) solche, die meinen, viel zu wissen, die aber noch nichts wissen; b) solche, die nicht wissen, daß sie nichts wissen, und c) solche, die es wissen, daß sie nichts wissen. Als ich zur Schule ging, lernte ich dieselben Standarder wie ihr, den 5. und 6. und den 3., 2. und 1. Grad. Dann wurde ich Hauptlehrer, und ich dachte, daß ich etwas wußte. Ich legte besonderes Gewicht auf meine Kleidung, auf meine Schuhe, daß diese mit großen Schleifen versehen waren, denn ich wußte damals nicht, daß ich noch nichts wußte. Ich besuchte zuerst eine protestantische Schule und dann eine katholische. An der katholischen Schule war eine Schwester Ignatia; diese lehrte mich die katholische Religion lieben und schätzen. Ich werde sie nie vergessen. Wißt ihr auch, was die Missionare und Schwestern für euch tun? Wo wäret ihr, wenn ihr keine Missionare hättet? Sie haben Eltern und Geschwister verlassen, haben einen andern Namen angenommen und sind hierher gekommen, um euch zu helfen. Ich habe eine Schwester Emilia gekannt, die eine Komtesse von Hause war. Es gibt viele unter den Vätern, Brüdern und Schwestern, die zu Hause große Rollen spielen könnten, aber um euch zu helfen, alles verlassen haben. Sollten wir da nicht dankbar sein, ja, dankbar müssen wir sein gegen die Missionare und das Gouvernement, welche auch vielfach das Land verbessern und euch helfen. Die Zeitungen in Europa sind nicht voll von den he-

roischen Taten der Missionare im fernen Afrika, im Gegenteil, vergessen sind sie. Erst hat man sich mit aller Gewalt ihrem Entschluß entgegengestellt und dann sind sie der Vergessenheit anheimgefallen. Ich habe mehrere solcher sich hinopfernder Seelen getroffen. Denket an ein großes Orchester, wo verschiedene Leute verschiedene Instrumente spielen. Ganz zuletzt steht dann einer, der eine kleine Flöte spielt. Das Ganze gibt eine herrliche Musik. Der Flötenspieler denkt unter dem Spiel, was für einen Nutzen schaffe ich mit meiner Flöte. Niemand beachtet mich, niemand denkt an mich und ich denke, niemand hört mich. Ich werfe die Flöte fort — und er tat es.



Unser geliebtes St. Barbara, eine arme Missionsstation in Süd-Rhodesia
Mit dem Kreuzchen ist Schwesternwohnung

Auf einmal verstummte der ganze Chor. 'Wo ist mein Flötenspieler', ruft der Direktor. Er hatte den lieblichen Ton der kleinen Flöte vermisst, und so war die Harmonie des Ganzen gestört. Nun sah der Flötenspieler, daß auch er notwendig war, und er nahm sein Spiel wieder auf. So ist das Leben und die Tätigkeit jedes Einzelnen von seiner eigenen Bedeutung. Die Europäer kamen und die Missionare mit ihrer Wissenschaft und wir kamen dazu mit unsern Liedern. Das gibt eine schöne Musik, wenn wir zusammenhalten. Wir können nicht ohne sie, und sie können hier nicht ohne uns.

Noch eine kleine Geschichte laßt euch erzählen. Ein berühmter Maler wollte das Bild vom heiligen Abendmahl malen, konnte aber keine Person finden, die dem lieben Hei-

land ähnlich gewesen wäre. Eines Tages fand er einen jungen Mann in der Kirche, der im Chore sang. Die Reinheit leuchtete aus seinen Zügen und der Maler nahm ihn, um das Bild des lieben Heilandes nach ihm zu malen. Jetzt fehlte ihm nur noch jemand, der böse genug ausgeschaut hätte, um den Judas zu malen. Er fand aber keinen, deshalb legte er das Bild auf die Seite, mehrere Jahre lang. Eines Tages traf er einen Trunkenbold, dem jedes Laster auf dem Gesichte zu lesen war. Halt! dachte der Maler, hier ist ein Judasbild. „Komm mit mir“, sagte er zu dem Trunkenbold. Während des Malens sagte der zum Maler: „Kennst du mich denn nicht mehr? Du hast mich ja schon einmal gemalt.“ Das war derselbe Mann, der vor einigen Jahren für des Heilandes Bild Modell gestanden. Soweit kommt man, wenn man nicht immer vorwärts arbeitet, d. h. sich zu bessern sucht. Daher arbeitet an euch, um euch selbst und das Land zu verbessern. Die Mädchen sollten sich gut in allen häuslichen Arbeiten unterrichten lassen. Denn wenn der Mann unwirsch ist, durch ein gutes Mahl erreicht die Frau vieles.“

Rev. Father Bernhard forderte die Schüler auf, zum Dank für diese Rede ein Theater aufzuführen, mit aller ihnen nur möglichen Sorgfalt und Eifer.

4

Ein seltsamer Gast

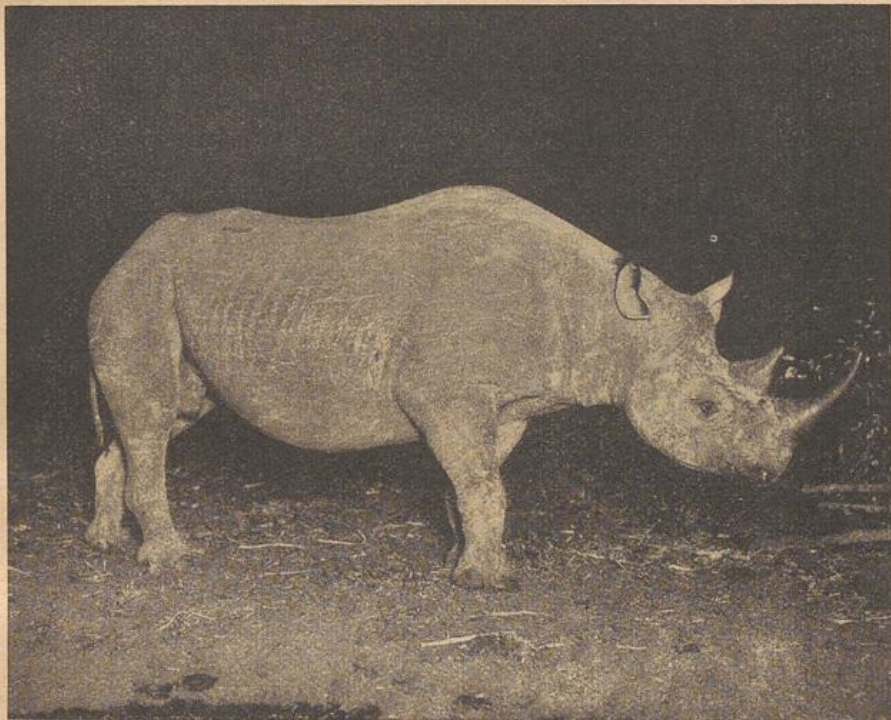
Von Schw. M. Thiadildis, Ufomi

Rotglühend tauchte die Morgensonne auf und hüllte die ganze Steppe in ein feinschimmerndes Morgengold, während unsere Blümlein die Köpfschen regten, um sich im sanften kühlenden Zephir zu wiegen. Nach schweren Hize Tagen hatte ein erquickender Regen neues Leben gebracht und es tat Herz und Auge wohl, zu sehen, wie die ganze Natur in frischem Morgenkleid sich zeigte.

Wir Schwestern standen im Chor, um Gottes Lob zu singen, während von draußen her ein Gejohl und Geschrei an unser Ohr drang. Hier im Busch ist das keine Seltenheit, und somit störten wir uns nicht daran. Bei erster Tageshelle — denn eher darf man es hier der wilden Tiere halber nicht wagen — machten wir uns auf den Weg zur Kirche. Und was sahen wir?

Ein mächtiges Nashorn oder Rhinoceros trabte stolz, als fühlte es sich als König des Tages, durch unsere Allee, die für den bevorstehenden Besuch des Bischofs fein gepuzt und geschmückt war. Der blanke Weg schien ihm zu gefallen. Es schreckte vor niemand zurück, obschon es von allen Seiten umzingelt war. Ganz sorgenlos ließ es sich nieder, mitten im

Wege, und so feuerte der hochw. Pater Superior die erste Kugel ab, die jedoch am Kopf vorbeiflog, ohne das Nashorn zu treffen. Ohne Schrecken stand es auf, setzte seinen Weg gemächlich fort. Ungefähr drei Schritte vor dem Haus der Missionare legte es sich wieder nieder, trank aus der Quelle, deren Wasser da munter und lustig der Steppe zufließt, reckte seinen Kopf und schaute ungestört in das offene Kirchlein. Wir aber haben gebetet, daß es kein Unheil gibt. Nach 1 Stunde Rast wurde es mit drei Kugeln erschossen. Leblos lag es in seinem



Spitzschnauz-Nashorn (Rhinozeros)

Ein kapitales nach oben strebendes Vorderhorn gleicht einem giftigen Riesentackel. Obwohl noch heute über weite Steppengebiete Afrikas verbreitet, ist das Tier an vielen Stellen durch die ständige Verfolgung stark zurückgedrängt worden

Blute da. Alle umstehenden Leute gingen zuerst zur Kirche. Diesmal kamen auch viele Heiden, da die Messe erst um 8 Uhr begann. Das Sonntagsevangelium vom königlichen Hochzeitsmahl fand zum Teil eine kräftige Verwirklichung. Nach der Messe ging es an die Verteilung des Fleisches, und bald war der fremde Gast verschwunden, schneller als er gekommen war. Auf dem Fleischplaz herrschte ein reges Leben und Treiben. Ich sah alte „Waofiomi“, weißbehaarte Leute, die ich noch nie gesehen hatte. Es wollte niemand zurückbleiben. Die Haut war vielleicht 5 Zentimeter dick und sehr hart, so daß sie Mühe hatten, alles auseinander zu schneiden. Sie wurde in Streifen geschnitten und findet Ber-

wendung für „Riboeko“ (Peitschen). (Wenn ein Eingeborener über 25 Schläge damit bekommt, so kann man auf seinen Tod rechnen.) Das Fleisch war ziemlich schnell verteilt. Die Leute waren so eifrig mit ihren blanken großen Messern und arbeiteten wie ein eifriger Bienenschwarm. Das Horn war ja das Wertvollste davon. Es wog acht englische Pfund = 3650 Gramm. Es mußte unverzüglich der Regierung abgegeben werden. Wir alle dankten dem göttlichen Hochzeitsgeber, daß er unserer kleinen Christengemeinde so einen Festschmaus beschieden hatte, denn es war ja ganz sonderbar, wie sich das Rhinoceros zu uns so frei herangewagt hatte. Es war eine Aufmerksamkeit der göttlichen Vatergüte, daß er für diese armen Leute, die höchst selten Fleisch bekommen, ein festlich Hochzeitsmahl beschieden hatte.

Am Nachmittag kamen Geierschwärme und labten sich an den Überresten. Während die Hyänen sich auch schon auf den Weg machten, um teilzunehmen an den Knochen. So sorgt der liebe Gott für seine Schäflein, aber auch für die hungernde Tierwelt.



Sinmal bemerkte ich, daß an allen alten Kleidern, die aus der Wäsche kamen, die Knöpfe fehlten; kleine und große, schöne und häßliche, alle waren sie weg. Sofort dachte ich, das wird die Arbeit der Schulbuben gewesen sein; denn sie dachten sicherlich: diese alten Kleider sind zu nichts mehr nütze, wir haben ja neue, aber die Knöpfe können wir gut zum Spielen gebrauchen. So fing ich damit an, eine eindringliche Strafrede vom Abreißen der Knöpfe zu halten. Allein, ich brauchte nicht viele Worte zu machen. Gleich nach den ersten Sätzen riefen einige Knaben: „Schwester, sei still, wir bringen alle Knöpfe zurück.“ Und in der Tat schütteten sie sogleich ihre Säcklein auf den Tisch aus. Andere baten um Erlaubnis, die ihrigen aus dem Schlafzimmer holen zu dürfen, und in wenigen Minuten waren 104 Knöpfe auf dem Tisch. Von da an wurde kein Knopf mehr abgeschnitten.

Süd-Afrika

Eines Tages kamen 2 junge Männer, einen Priester zu rufen, um ihren sterbenden Vater taufen zu lassen. Es war momentan kein Priester auf der Station, und deshalb machte sich eine Schwester bereit, mit ihnen zu gehen. Der Kraal sei nicht so weit entfernt, erwähnten sie, und so marschierte die Schwester in Begleitung eines Mädchens hinter den Männern, welche den Wegweiser machten. So oft die Schwester fragte, wie weit es noch sei, bekam sie immer wieder zur Antwort: „Kus eduze.“ Es ist ganz nahe. Wahrscheinlich fürchteten die Männer, die Schwester möchte sich sonst weigern, mitzugehen. So ging es drei Stunden, ohne den betreffenden Kraal zu sehen. Da kamen sie an einen großen, breiten Fluß. Die Männer marschierten durch, das Mädchen hinter ihnen und zum Schluß, ohne bemerkt zu werden, schritt auch die Schwester durch das Wasser, welches bis an die Knie reichte. Jetzt, welche Enttäuschung! Der Fluß ging rings um die naheliegenden Hügel herum, und so mußte man denselben viermal durchschreiten, bis sie nach fünfstündigem Marsch an den Kraal des Kranken kamen. Dort lag ein silberweißer Greis, der früher sogar ein Zauberer war, auf dem Sterbebette. Nachdem die Schwester ihn unterrichtet hatte, betete er mit ihr die nötigen Gebete, bereute seine Sünden und wurde auf den Namen Josef getauft. Darnach ging es wieder der Heimat zu, die sie in der Nacht erreichte. Des andern Tages war aber die Schwester selbst die Kranke. Der Mann ist nach einigen Tagen in die Ewigkeit hinübergegangen. Wer hat diesem Zauberer die Gnade der Bekehrung erbeten?

Ngonji ist ein Batua-Junge, 1 Meter groß, mager, hat aber starke Sehnen, ein breites Gesicht mit den hervorragendsten Kennzeichen einer Riesen-Platt-nase. Eines schönen Morgens wurde das kleine Kerlchen durch unsere Bekannten zu mir gebracht. Der Kleine war mir sofort sympathisch, schon darum, weil er ein Batua — war.

„Was möchtest du?“, war meine Frage.

„Ich komme, um bei dir zu arbeiten.“

Diese Antwort brachte nicht nur allein bei mir, sondern beim ganzen Volk lautes Gelächter hervor.

„Du, kleines Männchen, du kannst ja noch kein Messer in der Hand halten, und du willst arbeiten? Gehe doch erst zu deiner Mutter zurück und esse gut Fleisch und Maniok, und wenn du dann größer bist, bekommst du von mir Arbeit.“

Nein, das gefiel dem Jungen nicht, aber er gab den Mut nicht auf. „Ich bin schon alt, Fasa“, und seine Bekannten nickten zustimmend; „und ich bin stark, Fasa; ich bin schon auf der Jagd gewesen und habe schon gefochten. Fasa, laß mich arbeiten.“

„Um, kommst du, um auf der Mission getauft zu werden?“ fragte ich ihn.

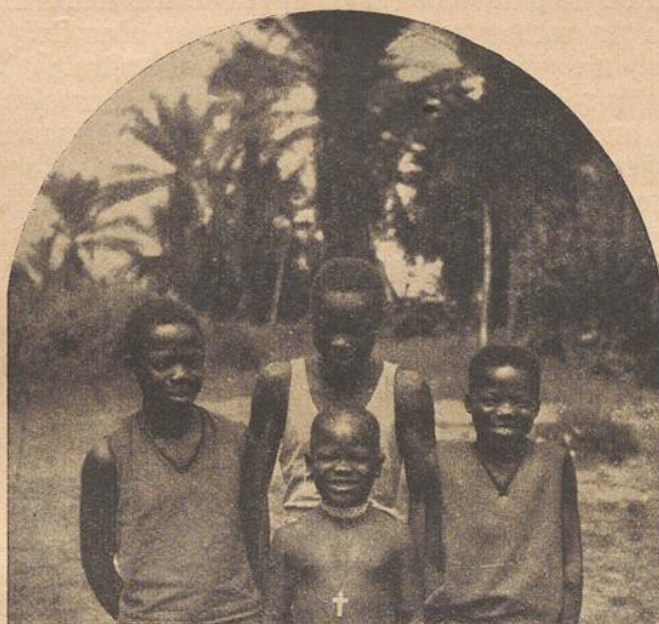
„Nein, ich komme, um zu arbeiten, und ich bitte dich um Arbeit.“

Ich stand einige Augenblicke ganz unentschlossen da; es kostete mich Mühe, das kleine Männchen anzunehmen, noch mehr aber, um es nach Hause zu schicken. Wir hatten ja unsere Mission erst angefangen, und wir wußten, daß die Batuas, diese Buschmänner, ein Zwergvolk, denen der Schrecken vor den Weißen noch so tief im Blute sitzt, sich immer in einiger Entfernung halten, stets sprungbereit, um beim ersten Blick in den Wald zu flüchten und dann von einem Versteck aus die Weißen zu beobachten. Kommt man unerwartet in ein Batua-Dorf, dann ist dasselbe in einigen Sekunden menschenleer, nur die Wächter, die häßlichen kleinen Buschhunde, bleiben zurück und hören nicht auf, einen anzubellen und anzukeifen. Sobald die Buschmännchen sehen, daß keine Gefahr ist, kommen die Mutigsten zuerst zurück und zuletzt auch die Frauen mit den vor Angst schreienden Kindern.

Diese Szene stand vor meinem Geiste, während ich über das Los von Ngonji entscheiden mußte. Ja, es wäre vielleicht doch noch das Beste, dem kleinen Jungen seinen Willen zu tun; er konnte dann die Mission kennenlernen, und später könnte diese Bekanntmachung vielleicht doch einige Früchte bringen für ihn selbst oder für andere.

Ngonji ging also mit den älteren ans Schaffen, schwere Arbeiten konnte er wohl nicht verrichten, aber es gab ja leichte Pöfchen genug, um ihn zu beschäftigen. Selten sah ich einen fleißigeren Jungen als Ngonji; keinen einzigen Tag war er abwesend, während die Batuas doch daran gewöhnt sind, hie und da einen oder zwei Tage, oder auch noch mehr auszu-ruhen. Das Wort „Ruhe“ ist eigentlich nicht richtig; gefällt ihm die Arbeit nicht, dann sucht er sein Glück auf der Jagd.

Nach einigen Monaten treuen Dienstes hatte Ngonji eine Spardbüchse, etwas Außergewöhnliches für einen Neger, und noch außergewöhnlicher für einen Batua-Jungen. Jetzt trottete



Ngonji

Ngonji in ein Geschäft, kaufte sich wohl keine Kleider, aber einen Eimer und etwas Zigaretten und kam dann zu mir auf mein Zimmer. Ich verwunderte mich sehr, das Kerlchen mit einem Eimer zu sehen, der beinahe so groß war wie er selbst; und noch mehr erstaunt war ich, als Ngonji mich um einen Reisepass bat, um in sein Dorf zurückzukehren.

„Was tust du denn mit dem Eimer, Ngonji?“, fragte ich; und er antwortete lachend: „Der ist doch für meine Mutter, und die Zigaretten sind für meinen Vater.“

Da war ich wirklich betroffen. Dieser Batua-Junge ist also zum Arbeiten gekommen, um seine Eltern reich und glücklich zu machen mit diesen einfachen Geschenken. Wer hätte so etwas erwartet von einem so wilden Buschkind? Wie viele weiße Kinder zeigen trotz ihrer feinen Erziehung soviel Liebe für ihre Eltern? Von diesem Tage an hatte Ngonji sich in

meinem Herzen ein Plätzchen erobert. Ich konnte ihn nicht mehr vergessen, obwohl ich ihn 1½ Jahre nicht mehr sah.

Inzwischen hatten wir auf der Mission eine Schule eröffnet für Batua-Jungens. Wir begannen mit 35 Kindern, und alle vier Monate durften sie in den Ferien nach Hause gehen. Jedesmal kamen die meisten Jungens mit neuen Kameraden zurück. Nach den zweiten Ferien sah ich zu meiner größten Freude meinen alten Ngonji unter den Neulingen. Er lachte, als er mich sah, und ich auch. Er gab mir die Hand, und ich packte den kleinen Bengel, was die Neulinge in Angst versetzte, so daß sie fast flüchten wollten; als sie jedoch merkten, daß ich den kleinen Krauskopf von Ngonji streichelte, wurden die rollenden Augen wieder ruhiger. Ngonji war aber stolz darauf, und er schaute seine Kameraden mit einem strahlenden Gesicht an. Nun sah ich mir das kleine Kerlchen einmal von oben bis unten an; er war noch nicht verändert und keinen Daumen breit größer geworden, er war dasselbe kleine, magere und kernige von früher. Und nun kam Ngonji zur Schule, um Verstand zu bekommen. Er lernte leicht und versprach, ein flinker Student zu werden. Aber Ngonji gelangte nach einigen Monaten in eine böse Lebensperiode; er wurde wild, ungehorsam und eigensinnig.

„Ngonji, du bist nicht gut geworden, du tußt Böses“, sagte ich zu ihm. Aber er wandte immer seine Augen von mir ab, und es war nichts mit ihm zu machen, er wollte einfach nicht hören.

Die vier Monate waren vorüber, und die Kinder kehrten in ihr Dorf zurück. Ich hatte wenig Hoffnung, meinen Freund noch einmal wiederzusehen; und er blieb auch zu Hause, wie ich es erwartet hatte. Seine Dorfgenossen jedoch wollten mir die Ursache nicht verraten. Einige Wochen später schrieb ich ein Briefchen an den Ersten seines Dorfes, von dem er abhängig war. Ich fragte denselben, ob Ngonji wenigstens seine Kleider zurückschicken wolle, die er von uns geliehen hatte. Einige Tage später kam Ngonji persönlich auf die Mission, hatte seine Kleider in ein Päckchen gerollt, das er unter dem Arm trug. Kaum hatte er mich gesehen, so begann er mich auszuschelten. Er streckte seine Arme drohend nach mir aus und schrie wie ein Wahnsinniger: „Du bist schlecht, ich muß von der Mission nichts mehr haben, ich will nicht mehr zur Schule, ich komme nicht mehr zurück“, und eine Menge anderer Dinge sagte er. Zum Schluß warf er mir das Päckchen vor die Füße und lief weg. Er war wohl ungezogen gewesen, denn er hatte mich nicht zu Wort kommen lassen, obwohl es hier strenger Brauch ist, daß beide Parteien der Reihe nach sich aussprechen. Nun war ich an der Reihe. Ich rief ihm nach: „Ngonji, komme schnell!“ Er jedoch zögerte einen Augenblick. Ich rief noch ein paarmal, und dann kam er kriechend und zaghaft. Ich nahm ihn freund-

lich bei der Hand, streichelte einen Augenblick seinen Krauskopf und sagte: „Ngonji, warum tuft du das?“ — Keine Antwort. „Bin ich nicht immer gut zu dir gewesen, habe ich dir je etwas Böses getan?“ Ngonji wurde ruhiger, wollte aber nicht sprechen.

„Willst du nicht auf der Mission bleiben, Ngonji?“, fragte ich weiter.

„Nein“, war die böse Antwort.

„Warum nicht?“

„Weil du mich taufen willst, und ich bin Protestant.“

„Aber, Junge, wenn du nicht willst, sollst du nie getauft werden, du mußt nicht zur Schule kommen, um getauft zu werden, sondern um verständig zu werden; es ist doch dein eigenes Wohlsein. Probiere es noch einmal 14 Tage lang, und wenn es nicht geht, dann bekommst du einen Brief, um nach Hause zu gehen.“

Ngonji zögerte, wußte keine Antwort, und ich ließ ihn gehen. Er ging zu seinen Schulkameraden, bei denen er seinem Herzen Luft machte, und zu meiner großen Verwunderung sah ich ihn abends noch auf der Mission. Vierzehn Tage gingen vorüber, aber vom Heimgehen war keine Rede mehr. Ich war froh, aber diese Freude dauerte nicht lange. Das kleine Kerlchen wurde unerträglich, hezte seine Kameraden auf, spornte sie zum Ungehorsam an, ja, machte sogar selbst Propaganda gegen die Mission. In allem, was nicht mehr in Ordnung war, konnte man Ngonji als den ersten und größten Schuldigen erkennen. Trotz allem konnte ich mich doch nicht entschließen, ihn wegzujagen; es saß soviel Willenskraft und Mut in ihm, und das gefiel mir, und darum ertrug ich lieber all seine Launen in der stillen Hoffnung, ihn doch noch zu gewinnen. Es wurde jedoch immer schlimmer mit ihm. Jeden Tag hatte er Streit mit seinem Lehrer, und sein schlechtes Beispiel wirkte ansteckend auf seine Kameraden. Ich hatte schon verschiedene Male bei seinen Freunden den Puls gefühlt, um zu erfahren, woran es doch eigentlich bei Ngonji fehle; aber einen Batua ausfragen ist eben so mühsam, als bei dem Satan die Wahrheit zu suchen. Es ist bei den Nkundos sprichwörtlich geworden: „Die Batua-Sprache ist eine Lügensprache“, und im gewöhnlichen Verkehr erfahre ich das nur allzuviel. Es blieb mir zum Schluß nur noch ein Mittel übrig, und wenn das nicht gelingt, wollte ich Ngonji wegschicken. Ich ließ einen alten Katecheten rufen und bat ihn, den Fall von Ngonji einmal zu untersuchen und zu trachten, dem Jungen bessere Gefühle beizubringen. Mit wahrer Negergeduld nahm dieser die Aufgabe auf sich und brachte stundenlang mit Ngonji durch, bis er endlich siegte. Ich erinnere mich dieses dunklen Abends noch, als die beiden zu mir auf mein Zimmer kamen.

„Tafa,“ sagte der Katechist, „hier ist Ngonji, er ist bekehrt, und er hat versprochen, brav zu werden. Der andersgläubige Katechist hatte ihn gegen die Mission aufgehekt, jetzt ist es aber aus; Ngonji hat mich gefragt, ob er nicht getauft werden darf.“

(Fortsetzung folgt)

3

Auf Apostelpfaden in Kivungilo

Plauderei von Schw. Engelberta

Auf Apostelpfaden, ein segensreiches Wort, das Lohn verheißt, aber auch Mühen, Kämpfe und Missionsstrapazen verrät. Es sind Heilandspfade, denn auch er ist dieselben gewandelt als unser göttliches Vorbild und als unser Meister. Meine bereits ins Greisenalter tretende Wenigkeit kann leider nicht mehr solche Apostelpfade wandern, dafür aber nehme ich freudig herzlichen Anteil an den oftmals so beschwerlichen Fußwanderungen unserer jungen Mitschwestern, welche nicht selten hier in Kivungilos Höhenpfaden, oder auch in dessen tiefen Schluchten die Heiden in ihren Hütten aufsuchen, Kranke und Sterbende trösten und schon manche rechtzeitig getauft und zur Himmelsreise vorbereitet haben. Unsere gute Schwester Wenzeslawa, die wohl schon manches Jahrzehnt in Afrika weilt, ist auch noch immer emsig bemüht, auf Apostelpfaden zu wandeln, und Gottes Segen ist sichtlich mit ihr und belohnt ihre Mühen mit der Rettung irgendeiner Seele. Einen ganz interessanten Fall möchte ich den freundlichen Lesern nicht vorenthalten.

Es war im letzten schönen Maimonat; bei uns in Kivungilo aber war die große Regenzeit; Tag für Tag machte der Himmel ein gar trübes Gesicht, der Regen fiel in Strömen, die Wege und Fußpfade glichen kleinen Bächlein, dabei war es kalt und überall gab es viele Kranke, die sich erkältet hatten! Auch von vielen Sterbefällen hörte man rings herum.

Einer unserer jungen Arbeiter, welcher tief drunten im Tale wohnte, etwa eine Stunde von Kivungilo entfernt, erzählte der Schwester Wenzeslawa, daß in seiner Nähe ein Familienvater sehr krank und dem Tode nahe sei. Es war schon Nachmittag, aber die gute Schwester ließ sich trotz ungünstiger Witterung und baldiger Dunkelheit nicht abhalten, den Kranken zu besuchen, zumal sie hörte, er sei dem christlichen Glauben nicht abgeneigt, wohl aber alle seine Mitbewohner. Wenn er nur selber wollte, so war immerhin eine gute Hoffnung, seine arme Seele retten zu können.

Mit Bangen sahen Schwester Oberin und wir alle der Rückkehr der armen Schwester entgegen. Es war bereits stockdunkel und dabei kalt und naß. Der Weg hinunter mußte

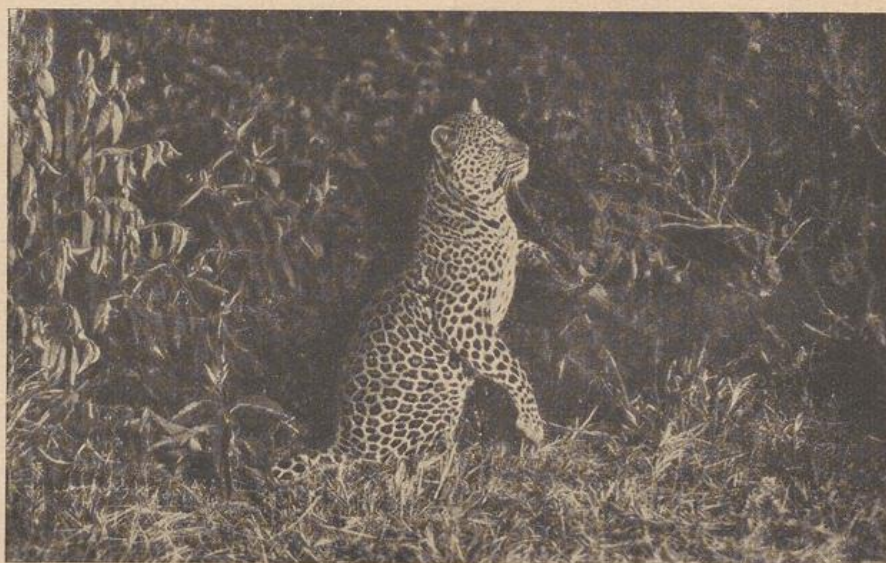
grauenhaft gewesen sein, aber noch viel schwerer war es, herauf zu kommen und schließlich, wer weiß, wie die Schwester von dem bei dem Sterbenden zahlreich versammelten Heidenvolke empfangen wurde. Aber siehe da, sie kam glückstrahlend zurück von ihren Apostelpfaden und hattz nicht nur eine Seele, sondern sogar zwei, Vater und Kind, für den Himmel gewonnen. Der Kranke hatte einen schweren Kampf zu bestehen. Seine Frauen, Brüder und Verwandten wollten von seiner Taufe nichts wissen und hielten ihn davon ab, wie sie nur konnten; er aber hörte auf die liebevollen Worte der Krankenschwester, die ihm von Gott und dem Himmel sprach, und ließ sich von ihr taufen. Auch sein krankes vierjähriges Töchterlein zeigte er der Schwester und da dieselbe sah, daß es ebenfalls bald sterben werde, taufte sie das sterbende Kind, aber so, daß die Heiden nichts davon merken konnten. Schwester Wenzeslawa war noch nicht bei uns oben in Rivungilo, als schon ein Mann die Kunde brachte, der getaufte Kranke sei friedlich hinübergeschlummert; sein Kind wird ihm bald nachfolgen, hieß es, so werden also Vater und Kind im Himmel sich wiedersehen. —

In der That ging die kleine Anna Ubalda bald hernach ins Jenseits hinüber.

An einem Samstag gegen Abend kam ein Heide, ganz von Gram erfüllt und trug sein etwa fünfjähriges Töchterchen, das bereits dem Tode nahe war, auf dem Arme. Er hatte einen beschwerlichen Weg von etwa fünf Stunden zurückgelegt; kam also sehr weit her und suchte Hilfe bei den Missionschwestern. Der Mann war ganz erschöpft, aber doch voll Vertrauen. Er sagte, er könne die Leiden des beständig weinenden Kindes nicht mehr ansehen. Er war schon überall, auch bei vielen Zauberdoktoren, nirgends fand er Hilfe, hier hoffe er, daß die Schmerzen der Kleinen gestillt werden könnten. Schwester Oberin, als auch wieder Schwester Wenzeslawa nahmen sich des kranken Kindes an, sahen aber bald, daß an eine Heilung nicht mehr zu denken sei. Es war jedoch ganz sonderbar: Als die Schwester die arme Kleine so sorgsam in Pflege nahm, das heiße Köpfchen wusch und — ohne daß der heidnische Vater es ahnte und verstand — es auch taufte, da blickte das Kind wie verklärt und plötzlich wie schmerzlos geworden Vater und Schwester so glücklich an, mit verständigen, dankaren Blicken, daß der betrübt Vater selber ganz glücklich wurde.

In unserer Herbergshütte wurde für Vater und Kind ein Plätzchen hergerichtet, und schon nach wenigen Stunden in der Nacht starb das Mägdlein, und zwar ganz ruhig, wie es schien, ohne Schmerzen. Der Vater ward selber ganz getröstet und ergeben, weil er das so friedlich, glücklich lächelnde Kind vor sich sah. So weit also mußte der arme Heide zu uns kommen, damit aus seinem leidenden Kinde ein glückliches Engelein werde.

Wir sind überzeugt, daß dieser Heide sich in Bälde samt seiner ganzen Familie bekehren wird. Das Englein im Himmel wird für ihn bitten und beten. Wie viele Fälle, fast wunderbare Begebenheiten, könnte ich erzählen! Wie so mancher alte Heide oft durch ein „Traumgesicht“ geführt wird und gerade noch vor seinem Tode die Mission aufsucht, um daselbst zu sterben. Manche unserer Schwestern, die so gern und eifrig auf Apostelpfaden wandeln, wissen viel von solchen Erlebnissen zu erzählen, und zwar nicht nur in Kivungilo, wo in diesen wenigen Jahren schon mehr als 50 Seelen durch Besuche und Krankenpflege für den Himmel gewonnen wurden. Auch auf der Nachbarstation, sowie in Gare, besuchen die Schwestern Christen- und



Der Leopard ist kampfbereit

Heidenfamilien, pflegen die Kranken und teilen Medikamente aus. Eben bekam ich ein liebes Briefchen aus Uru, in dem uns Schwester Agnesia eine ganz rührende Geschichte von einer Taufe erzählt.

Ein 90jähriger Greis, Vater und Großvater vieler Kinder und Enkel, alle noch heidnisch, ließ die Schwester holen und starb glücklich, von einem schlichten Missionschwesterchen getauft und unterrichtet. Nur sie allein hatte Zutritt in diesen heidnischen Kraal. Der hochwürdige Herr Pater Missionar durfte es nicht wagen, hier einzutreten. Schwestern taufen ja immer nur im Notfall, wenn Todesgefahr ist und der hochwürdige Herr Pater Missionar nicht so schnell kommen kann, da er abwesend oder sonstwie verhindert ist. In vielen Fällen verstecken auch die hartnäckigen alten Heiden ihre armen Kranken vor dem Missionar. Die Missionschwester, die den Kran-

ken Medicinen verabreichen, finden viel leichter Gelegenheit, solche Kranke oder Kinder ganz unbemerkt zu taufen. Es ist ganz wunderbar, welche Wirkung die Taufgnade auf die Seelen hat. Sofort ändert sich das Aussehen der armen Kranken und Leidenden. Die Kindlein schauen förmlich wie verklärt aus. Die Auglein leuchten und das ganze Gesichtchen bekommt einen veredelten Ausdruck. Die Leute selber, obwohl noch unwissende Heiden, bemerken diese Veränderung und staunen darüber, und meistens geht dieses seelische Glück auch auf die Verwandtschaft über. Vater, Mutter oder Geschwister werden milde für den heiligen Glauben gestimmt und bekehren sich mit der Zeit ebenfalls.

Liebe, freundliche Leserin, ist es nicht schön, eine Missionschwester vom kostbaren Blute zu sein und auf Apostelpfaden wandeln zu dürfen? Komme, und tue desgleichen!

3

Vertrau auf Gott in deinem Leide,
Was dich auch quält - - - verzage nicht,
Steht das Bewußtsein dir zur Seite
Von schwer - - - doch treu erfüllter Pflicht;
Dann fühlst du tief im Herzen Frieden,
Beachtest nicht des Feindes Spott;
Ward Schweres dir auch hier beschieden,
Dir Trost und Hoffnung bleibt dein Gott!

Du bist so reich, du gläub'ge Seele,
Ja deinem festen Gottauftrau'n!
Denn was dir auch im Leben fehle,
Du kannst voll Hoffnung aufwärts schau'n.
Noch dunkler Nacht ein heller Morgen
Tagt auch für dich voll Sonnenschein;
Dein Vater nimmt dir Gram und Sorgen,
Und selig - - - glücklich wirst du sein.

Die Zeitung
bringt dir
die Welt ins Haus!

Batoci von Bokele

(Aus den ersten Jahren unserer Congo-Mission)

Aus den Aufzeichnungen unserer verstorbenen Schw. M. Arnoldine Falter

Giner der angesehensten Häuptlinge der ganzen Umgegend war Batoci aus dem Dorfe Bokele. In früheren Zeiten, ehe die Weißen im Lande waren, beherrschte er eine ganze Reihe von Dörfern, in denen er Unterhäuptlinge anstellte. Er hatte an 300 Weiber, teils Frauen, teils Sklavinnen, welche letztere er nach Belieben an seine untergebenen Sklaven verheiratete, um dann, wie es Brauch war, über die Kinder aus diesen Ehen als unbeschränktes Eigentum zu verfügen, sie z. B. schon im Alter von 4 oder 5 Jahren zu verkaufen und so sich zu bereichern. Batoci war wegen seiner Grausamkeit sehr gefürchtet; allmählich ging es jedoch mit seiner Herrschaft bergab. Die meisten seiner Weiber starben an der Schlafkrankheit; andere, getrieben von der Gnade, verließen ihn heimlich und kamen zu der etwa fünf Stunden entfernt liegenden Missionsstation Bokuma, um Christinnen zu werden; und so war die Zahl seiner Weiber heruntergegangen auf 60. Es war in der ganzen Gegend ein großer Zudrang zum Christentum. Auch verschiedene Häuptlinge bekehrten sich, unter anderen einer seiner Unterhäuptlinge, der all seine Weiber entließ bis auf eine, mit der er nach empfangener Taufe das Ehebündnis schloß. Doch Batoci blieb verstockter Heide; die vielen Grzuelthaten seines vergangenen Lebens hatten ihn ganz verhärtet und sein Herz für die Einwirkung der göttlichen Gnade unzugänglich gemacht. Eines Tages verließen ihn wieder drei seiner Weiber, unter denen sogar eine seiner Lieblingsfrauen war, und gingen zur Mission. Batoci sandte wiederholt seine Boten, um die Frauen zur Rückkehr zu bewegen, jedoch ohne Erfolg. Eine Zeitlang verhielt er sich ruhig; da erfuhr er, daß die drei Frauen, eifrige Katechumenen, schon bald die heilige Taufe empfangen würden, und sein alter Haß gegen das Christentum und seine heidnische Begierde nach Reichtum erwachten wieder. Bei den Schwarzen besteht nämlich der ganze Reichtum in der Menge der Weiber, die nach Belieben wieder verkauft werden.

So kam Batoci eines Tages zum Markt nach Bokuma, um eine Gelegenheit zu suchen, mit den Entlaufenen zu unterhandeln. Eine derselben, sein Lieblingsweib, ließ sich durch das Versprechen von 50 Fres. sofort gewinnen, die beiden andern jedoch sträubten sich noch, aber bis gegen Abend waren alle drei entschlossen, sich in der Nacht heimlich mit ihm zu entfernen. Einige der Kinder hatten von dem Fluchtplan ge-

hört und begaben sich zum Pater Superior. Dieser ließ Batoci mit den drei Frauen zu sich kommen und stellte allen vor, wie sie doch in ihr eigenes Unglück hineinlaufen würden, wenn sie so handelten. Er zeigte ihnen, wie der liebe Gott das Negervolk strafe durch die arge Schlassucht, aber auch auf der andern Seite, wie er in gegenwärtiger Zeit gerade durch diese Krankheit ihnen die Augen öffnen und ihnen zeigen wolle, wie vergänglich alles Irdische sei, wie schnell das Leben vorübergehe und wie klug man handle, wenn man einzig daran denke, seine Seele und die Ewigkeit sicherzustellen. Die drei Frauen schienen gerührt und erklärten, nicht zum Heidentum zurück zu wollen, doch Batoci blieb taub, ja erlaubte sich sogar recht freche, verwegene Reden gegen Pater Superior. Eine ganze Menge Christen und Heiden waren bei diesen Unterhandlungen zugegen.

Pater Superior drohte nun dem Häuptling mit dem göttlichen Gerichte, wenn er die Ermahnungen des Priesters verschmähe. Aber Batoci sagte ganz keck: „Dein Gericht fürchte ich nicht und das vom Nzakombe (Gott) auch nicht; was ich fürchte, ist allein das Gericht der Weißen, und die tun mir nichts, wenn ich auch die Frauen mitnehme.“ Die Umherstehenden waren ganz empört über diese verwegene Rede und sagten: „Hast du keine Angst, so gegen einen Priester zu sprechen?“ Er aber lachte und beteuerte nochmals, daß er sich vor keinem Gott fürchte. So ging man auseinander, Batoci zu einem Trinkgelage im naheliegenden Heidendorf, die drei Frauen zur Mission der Schwestern. Doch siehe, am nächsten Morgen waren alle fort. Gegen Mittag kam plötzlich die Kunde: „Der große Häuptling Batoci ist mit seinem Sohn ertrunken.“

Das ganze Volk stand erschrocken da und zweifelte anfangs noch, aber bald bestätigte sich die Nachricht. Batoci war mit einem seiner Weiber und seinem Söhnchen auf der Fahrt nach seinem Heim in Bokele in einem kleinen Boot (ausgehöhlter Baumstamm), in einem andern folgten die drei entlaufenen Weiber. Ob nun das Boot an einen im Wasser verborgenen Baumstamm gestoßen war, oder ob Batoci zu viel getrunken hatte und das Ruder nicht mehr sicher führen konnte, weiß man nicht — kurz, die drei Weiber im zweiten Boot sahen auf einmal, wie das erste Boot umschlug und alle ins Wasser fielen. Das Lieblingsweib im ersten Boot rettete sich durch Schwimmen, aber Batoci und sein Söhnchen blieben im Wasser trotz aller Bemühungen der vier Frauen, die gute Schwimmerinnen waren und die Verunglückten zu retten suchten. Das Unglück passierte in der Nähe von Bokele, darum war sofort das Volk des Häuptlings zur Stelle, um Hilfe zu leisten, aber sie brachten ihn nur als Leiche ans Ufer. Nun entlud sich ein

heftiger Zorn gegen die drei „Entlaufenen“. „Guretwegen ist Batoci aufs Wasser gegangen, ihr seid schuld an seinem Tode“, hieß es. Und die drei Weiber mußten bei der Leiche des Verstorbenen tagelang wachen und zur Strafe dieselbe abwechselnd auf dem Schoße halten.

Der Unglücksfall hat einen gewaltigen Eindruck gemacht. Alle, welche der Besprechung mit dem Pater Superior am vorhergehenden Tage beigewohnt hatten, waren überzeugt, daß Gott selbst hier eingegriffen hatte. Ein altes heidnisches Mütterchen mit weißem Haar sagte ganz ernst: „Gestern noch hat er Nzakombe und sein Gericht verlacht, heute hat ihn der Nzakombe schon vor sein Gericht gerufen, und Batoci wird nicht mehr lachen.“ Zwei der Entlaufenen, erschreckt durch dieses Gottesgericht, sind wieder zurückgekehrt, die dritte folgte ihnen bald nach.

3

Erde und Himmel

Es ist alles auf Erden nur Staub und Asche,
Nur flüchtiger Schatten und falscher Schein;
Ein Nichts sind die Schätze, wonach ich hasche,
Ein Nichts die Freuden, woran ich nasche;
Der Himmel, der Himmel ist wahr allein.

Die glänzendsten Sterne des Ruhmes erbleichen,
Die stolzesten Throne stürzen ein;
Die Federn, die bis in die Wolken reichen,
Zerschmettert der Sturm: da liegen die Leichen!
Der Himmel, der Himmel, hat Glanz allein.

Das Leben auf Erden, ein Schiff auf den Wogen,
Wie könnt es ruhig und sicher sein?
Da kommen Stürme auf Stürme geslogen,
Da wird man gehoben und niedergezogen:
Der Himmel, der Himmel ist still allein. p. 3.

Der rechte Standpunkt

Als einst der persische Weise Hormisdas die Pracht und den Reichtum Roms betrachtet und dessen unübertreffliche Amphitheater, Pyramiden, Triumphbogen und stolze Paläste, kurz alle aus der ganzen Welt zusammengebrachten Merkwürdigkeiten da in Augenschein genommen hatte, wurde er vom Kaiser gefragt, was er von der Hauptstadt der Welt halte. Der Weise antwortete: „Ich habe etwas in Rom gesehen, das mich abhält, über all die Herrlichkeiten in Staunen zu geraten.“

„Wie? Was denn?“ — Und er erwiderte: „Die Gräber. Daraus ersehe ich leider, daß man auch zu Rom gleichwie anderwärts sterben muß, und daß all diese vergänglichen Dinge nur gering anzuschlagen sind.“



Herzlichen Dank

Allen lieben Wohltätern und Abonnenten, welche im verflossenen Monat den Beitrag für die Caritasblüten einsandten, ein herzliches „Vergelt's Gott“ mit dem Versprechen des Einschlusses in unser und der Kinder Gebet.

Wer seine Arbeit so betreibt,
Daß stets ein Stück für morgen bleibt,
Dem schwillt die Schuld so riesig an,
Daß er sie niemals tilgen kann.
Der rechte Mann begleicht sein Soll
An jedem Tage ganz und voll.
Er schläft getrost und hinterläßt
Am letzten Tag den kleinsten Rest. Weber.

Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut vom 15. Februar bis zum 15. März 1937 gewinnen können.

1. Am Tage der Einschreibung, wenn man beichtet, kommuniziert und nach der Meinung des Heiligen Vaters betet. 2. In der Todesstunde, wenn man nach Empfang der Sakramente, oder, wenn man sie nicht empfangen kann, reumütig mit dem Munde, oder, wenn dies nicht möglich ist, im Herzen den süßesten Namen Jesu anruft. Es können ferner die Eingeschriebenen von den zur Aufnahme bevollmächtigten Priestern den apostolischen Segen in der Sterbestunde empfangen, womit ein voll-

kommener Ablass verbunden ist. 3. An jedem Tage, an welchem man, nach Empfang der heiligen Sakramente, eine Stunde lang mündlich betet, teils betrachtet, zum Andenken an das Leiden unseres Herrn Jesu Christi und an die Schmerzen seiner heiligen Mutter. Außerdem muß ein Gebet verrichtet werden nach der Meinung des Heiligen Vaters. 4. Einmal im Monat an einem beliebigen Tage.

Goldkorn

für die Mitglieder der Erzbruderschaft

Ein Meer, durch das voll goldner Schätze
Die Schiffe schwerbeladen ziehn,
Das reich mit Perlen füllt die Netze
Und lohnt des Schiffers Schweiß und Müh'n,
Das alle Herrlichkeiten schicket
Dem öden Insel-Lande zu,
Und es mit Königsgaben schmücket:
Das, o Erlöserblut, bist Du!

Das Totenglöcklein

möchte alle lieben Leser und Leserinnen um ein stilles, andächtiges Memento bitten für unsere lieben verstorbenen Wohltäter und Abonnetten: hochwürdigen Herrn Pfarrer Glöckner, Hergolshausen; Herrn Heinr. Raubrügger, Halingen; Herrn Heinr. Seggemann, Darfeld; Frl. Elise Moller, Mariapösching; Herrn Anastasius Wolf, Büchold; Frl. Eschbach und Frau Bergkemper, Langenberg; Herrn Insp. Bauer, Dachau; Frau Wwe. Engel, Brotdorf; Frl. Maria Hauck, Hochhausen; Frau Katharina Krake, Buer-Scholven; Herrn Derrichs, Aachen; Eheleute Christoph und Anna Frese, Elis. Frese, August Schönheuse aus Didinghausen. R. i. p.

Gebetserhörnung

Dem heiligen Wundertäter Antonius, dem heiligen Liborius, wie auch dem heiligen Judas Thaddäus vielen Dank für besondere Hilfe in Nierenleiden. Durch diese Heiligen bin ich vom Nierenstein befreit worden.

Veröffentlichung war versprochen.

N. N., Paderborn.

Dem göttlichen Herzen Jesu, der lieben Mutter von der immerwährenden Hilfe und dem heiligen Antonius vielen herzlichen Dank in mehreren Anliegen, für erhaltene Arbeit fürs tägliche Brot, besonders aber um Bekehrung einer verirrtten Seele.

Veröffentlichung war versprochen.

N. N.

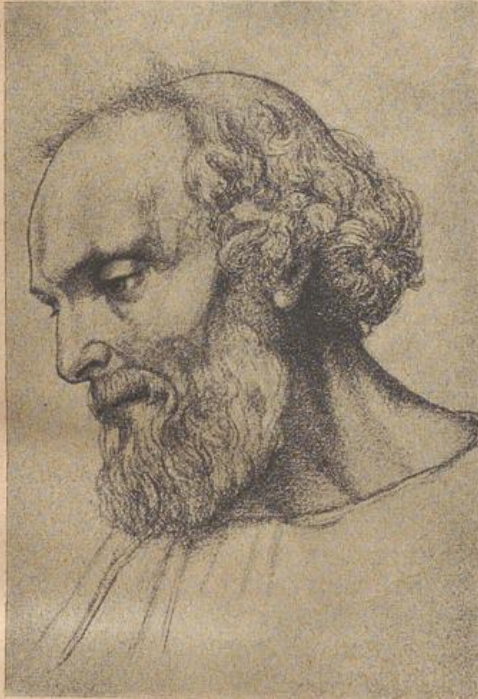
Caritasblüten

Nr. 3

März

1937

Verherrlichung des heiligen Joseph



HIERONYMI P.

BK

Als die Seele des heiligen Joseph den Leib verließ, trat sie keineswegs einem erzürnten Richter entgegen, sondern dem liebevollsten Vater der Barmherzigkeit, der schon seinen Engeln den Befehl gegeben hatte, sie mit allen Ehren hinzugeleiten an den Ort des Friedens, wo die Gerechten auf die Erlösung harrten. Der Himmel war ja noch verschlossen und kein Nachkomme Adams konnte in denselben eingehen, bevor Christus die Schuld Adams gesühnt und die Pforten des Paradieses wieder geöffnet hatte.

Hier waren die Patriarchen und Propheten des Alten Bundes, David der Stammvater Christi, der Greis Simeon, Joachim und Anna, und nun kommt die Seele des heiligen Joseph zu ihnen! Wie mögen sich wohl alle um ihn gedrängt haben,

um ihn, dem der Ewige selbst Seinen eingeborenen Sohn anvertraut hatte, um ihn, der mit dem Ersehnten aller Nationen unter demselben Dach wohnte!

Der heilige Joseph macht sie bekannt mit den Geheimnissen der Geburt Jesu, der Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande, der Flucht nach Ägypten, dem verborgenen Leben zu Nazareth. Er schilderte ihnen den Sohn Gottes in Seiner Demut, Liebe, Güte, Sanftmut, Reinheit und Weisheit. Er erzählte ihnen von Seiner Armut, Seinem unvergleichlichen Gehorsam und wie Er, der Sohn des Allerhöchsten, in der Werkstätte zu Nazareth gleich einem einfachen Handwerker mit ihm arbeitete und so Seine arme, jungfräuliche Mutter mit der Frucht Seiner Arbeit ernährte. Bald werde Er das große Erlösungswerk vollenden.

Wie freuten sich da die Bewohner der Vorhölle! Schon sahen sie den Sieger von fern kommen und es war ihnen, als hörten sie schon aus dem Munde der jubelnden Engel das Hosanna und Alleluja von allen Seiten, und dieses Glück hatte ihnen der heilige Joseph gebracht, dessen Verherrlichung gleich nach seinem Hinscheiden begonnen.

Am Feste Christi Himmelfahrt aber zog der große Heilige sicher an der Spitze aller Gerechten mit Jesus in den Himmel ein. Ohne Zweifel ist sein Platz am nächsten beim Throne Mariens, seiner jungfräulichen Braut. Hier genießt er die ewigen Freuden und preist ohne Unterlaß die Erbarmungen Christi, seines göttlichen Pflege Sohnes.

Da ist er unser Fürsprecher, unser Sachwalter, wenn wir nur mit Vertrauen zu ihm eilen in all unsern Nöten und Anliegen.

Darum: Gehet zu Joseph!

3

Beschwörung von Blitz und Ungewitter Don Schw. Amata

Siteaur. — Ngcobo zählte zur zweifelhaften Kunst der Kaffern-
doktoren. Er verstand sich aber nicht nur auf die Heilung
körperlicher Gebrechen und Krankheiten, sondern gebot selbst
dem Himmel und seinen Einflüssen; er konnte regnen lassen;
wann er wollte, und bamte den zündenden Blitzstrahl.

Begreiflich, daß so ein Held in erster Linie sein eigenes Heim gegen
Blitz und Ungewitter zu sichern sucht. So ging er letztes Frühjahr, als
die ersten Regen einsetzten — in Natal regnet es im Winter, d. h. Mitte
Mai bis anfangs Oktober, fast nie —, auf den nahen Berg, holte sich
dort ein geheimnisvolles Kraut, vermischte es grün mit dem Blute eines
Tieres und besprengte damit in stiller Abendstunde seine Wohnhütte von
innen und außen. Daß von Stunde an sein Kraal gegen Blitzstrahl
absolut gesichert sei, war ihm so einleuchtend und stand so unzweifelhaft
fest, daß er darauf Gift genommen hätte.

So saß er eines Tages mit drei seiner Kinder in der rauchgeschwärzten
Hütte. Am fernen Horizont zog ein schweres Gewitter auf; doch was
kümmerte ihn das? Er war ja versichert; kein Blitzstrahl konnte ihm
und seiner Hütte nahen. — Der Himmel wird immer dunkler, Regen
und Sturm setzt ein, — da, ein grell aufleuchtender Blitz, ein dröhnender
Donnerschlag und des Zauberers Kraal ist getroffen. Zwei der
Kinder sind sofort tot, das dritte wird vom Blitz aus der Hütte her-
ausgeschleudert und kommt so mit dem Schrecken und einigen Brand-
wunden davon. Ngcobo selbst wurde besinnungslos in eine Ecke ge-
schleudert. Als er aufwacht, sieht er von seiner Hütte nichts mehr als
einen rauchenden Schutthaufen. Die ganze Einrichtung, auch was er an
Mais und Amabele (einer einheimischen Hirsefrucht) darin vorrätig
hatte, war in Flammen aufgegangen. —

War er nun von seinem Aberglauben kuriert? Keine Spur; so was
macht den Schwarzen in seinen alteingewurzelten Anschauungen nicht
irre. Er war sich sofort klar, daß ihm das nur ein feindselig gesinnter
Mensch angetan haben konnte. Sein Entschluß stand fest: das ange-
wandte Zaubermittel mußte durch ein neues, kräftigeres ersetzt werden.

Am folgenden Morgen reinigte er zuerst sich, sowie seine Weiber und
Kinder und den ganzen Wohnplatz, die ja alle verunreinigt, wie vom
Fluche des Himmels getroffen waren, durch eine eigene Zeremonie, und
suchte dann einen fremden, berühmten Wetterdokter auf. Er traf ihn
leider nicht zu Hause an, begab sich aber von dort zu einer großen
Wahrsagerin. Diese mußte ihm sagen, welcher bösgesinnter Mensch jenen
Blitzstrahl gerade auf seine Hütte herabgelenkt habe. Die alte Heze tat,
als frage sie die amadhlozi, die Geister der Vorfahren, und erklärte

dann mit großer Bestimmtheit, der Bruder Ngcobos, mit dem jener jahrelang friedlich zusammengelebt, der aber später in einiger Entfernung ein eigenes Heim gegründet hatte, sei der Feind und Übeltäter. Die Aussage fand natürlich Glauben, und Haß und Zwietracht hörten nicht mehr auf.

Nach einigen Tagen erschien der gesuchte Wetterdokter auf dem Plan. Er erklärte, vor allem müsse ein Opfer dargebracht werden. In Ermangelung eines Ochsen begnügte er sich mit einer Ziege. Das Blut wird sorgfältig aufgefangen und mit Asche vermischt, die man aus der Rinde eines ganz bestimmten Baumes gewonnen hatte. Mit dieser geheimnisvollen Mischung mußten sich alle einreiben. Darauf wurden einzelnen, um die Wirkung zu erhöhen, am Leibe verschiedene Schnittwunden beigebracht, das hervorquellende Blut mit kleinen Scherben aufgefangen und in das noch vorhandene Zaubermittel getan. — Um den Kraal gegen ferneren Blitzschaden zu sichern, wurden kleine Stäbchen hergerichtet, in die Zaubermedizin getaucht und zuletzt rings um die Wohnstätte in den Boden gesteckt. Der Rest aber kam hinauf auf die nächste Bergspitze, um von dieser Höhe aus schon von ferne jeden Blitzstrahl abzulenken und unschädlich zu machen.

Der Wetterdokter bekam seinen wohlgemessenen Lohn und trollte nach Haus. Ngcobo aber hat sich einen Rest des Wundermittels aufbewahrt. Damit besprengt er allabendlich den Kraal und all seine Bewohner und überläßt sich dann getrost der nächtlichen Ruhe.

Wozu diese häufigen Berichte von kaffrischem Aberglauben? Um unsern geehrten Lesern zu zeigen, mit welchen Leuten es unsere Priester und Missionare zu tun haben. Da heißt es, beten und beten lassen, daß Gottes Geist die Herzen erleuchte und für die Wahrheit des Christentums empfänglich mache. Menschliche Wirksamkeit allein reicht da nicht aus.



Ein Bischof als Ministrant

Es war im Jahre 1888, als Leo XIII. sein 50jähriges Priesterjubiläum feierte. Bei einem Altar der Peterskirche trafen sich zwei Geistliche; der eine war ein Kanonikus von St. Peter, der andere ein italienischer Bischof, der nach Rom gekommen war, um an der Jubelfeier teilzunehmen. Der Kanonikus schickte sich an, die heilige Messe zu lesen, mußte aber auf seinen Ministranten warten. Er wurde ein wenig ungeduldig und sah sich mehrmals vergebens nach dem Ministranten um. Der Bischof merkte die Verlegenheit des Kanonikus und bot sich ihm als Ministranten an. „Das kann ich nicht annehmen“, sagte der Kanonikus, „ein Bischof kann doch nicht als Ministrant fungieren!“ „Warum nicht,“ entgegnete der Bischof, „ich verstehe schon zu ministrieren.“ „Das glaube ich schon, Ew. Gnaden, aber ich würde dadurch zu sehr beschämt!“ „Beruhigen Sie sich, Monsignore,“ sagte der Bischof, „gehen Sie zum Altare, fangen Sie an“, und kniete sogleich an den Altarstufen nieder, so daß dem Kanonikus nichts anders übrig blieb, als die heilige Handlung zu beginnen. Nach beendigter Messe bedankte sich der Kanonikus bei seinem bischöflichen Ministranten. Der Name des Kanonikus ist Radini-Tedeschi. Der Ministrant aber, der damals Bischof von Mantua war, führte nachher einen andern Namen; es war — Pius X.



PHOTO ARCHIV

Sitzend: Schwester M. Vincentia Becker (Krankenpflege)
 Stehend: Schwester M. Genella Gasper (Schule)

Aus dem Mutterhaus

Am 17. Dezember schifften sich wieder zwei unserer jungen Missionarinnen auf einem deutschen Dampfer nach Afrika ein. In Antwerpen verließen sie die europäische Scholle, um in Kapstadt, am Kap der Guten Hoffnung, das schwimmende Haus zu verlassen und die weite Reise ins Innenland nach Bulawajo anzutreten. Bis diese Zeilen in die Hände unserer Leser kommen, haben unsere lieben Reisenden mit Gottes Hilfe ihr Ziel erreicht. Gott segne sie und ihren neuen Wirkungskreis.



Der südafrikan. heidnische Neger als Landwirt

Wann ihm leider kein großes Lob spenden, dem Durchschnitts-neger, was landwirtschaftliche Kultur anbelangt. Einzelne rühmliche Ausnahmen gibt es wohl, allein sie bleiben eben Ausnahmen. Gewiß, der Landwirt ist in erster Linie vom Segen Gottes abhängig, viel mehr als der Handwerker und der Kaufmann; bei ihm heißt es buchstäblich: „Wenn Gott nicht will, steht alles still“; allein deswegen tut er doch alles, was in seinen Kräften steht, um eine gute Ernte zu erzielen. Er schaut auf eine sorgfältige Bearbeitung des Ackerfeldes, auf Zufuhr von Dünger, auf die Fernhaltung und Beseitigung des Unkrautes usw. Dies alles tut der Neger entweder gar nicht, oder nur in sehr mangelhafter Weise, und zwar ob- schon er hierin das gute Beispiel des europäischen Farmers seit Jahren vor Augen hat.

Den Küstenstrichen entlang, wo niemals ein Frostwetter einfällt und daher aber auch kein Unkraut erfriert, sondern Sommer und Winter hindurch fortwuchert, pflügt der fleißige Farmer sein Feld zweimal. Das erstemal wenige Wochen nach der Ernte, kurz vor Beginn des Winters, das zweitemal im Frühjahr, unmittelbar vor der Aussaat. So etwas nachzuahmen fällt dem Neger gar nicht ein, er sät vielmehr, noch bevor er eine Furche gezogen hat. Ist nämlich die Zeit zur Aussaat gekommen, so legt er auf seinem vorjährigen Ackerfelde einfach ein Feuer an! Dies frißt Stoppeln und Unkraut weg, wie sich's eben gerade trifft; so macht er die Aussaat, d. h. er streut seinen Mais oder seine Umabele (afrikanische Hirsenfrucht) einfach auf das trockene Erdreich, und dann erst wird der Same untergepflügt. Doch frage nach keinem wie! Die Ochsen sind meist wild, der Schwarze ebenfalls hitzig und des Pflügens unkundig, desgleichen die Treiber — der Pflug läßt auch zu wünschen übrig, und so wird die eine Furche tief, die andere seicht, hier springt der Pflug aus dem Erdreich und greift erst nach so und so viel Schritt wieder ein, kurz, so und so viel Ackerland wird gar nicht oder nur halb gewendet; hier bleibt der Same offen liegen und dort kommt er einen halben Schuh tief unter den Boden, zumal da der Neger sein Feld nicht eggt, aus dem einfachen Grunde, weil er keine Egge hat. Die Folge liegt auf der Hand: kommt der Same zum Keimen, so fehlt dem einen Pflänzchen das nötige Erdreich, während sich ein anderes nur mühsam durch die Schollen durcharbeitet. Das eine Samenkorn geht früher auf, das andere später, ein drittes kommt gar nicht, während ein viertes unter der afrikanischen Sonnenhitze schon wieder verwelkt, nachdem es kaum aus dem Boden gekommen.

Der Europäer jätet auf dem Maisfeld hierzulande wenigstens zweimal; das erstemal, wenn die aufgehende Saat etwa eine Handbreite hoch ist, das zweitemal, wenn sie in die Halme schießt. So verlangt es das Klima, denn zur Sommerzeit, wenn die vielen Regen kommen, wächst einem das Unkraut sozusagen unter der Hacke nach, und greift man nicht rechtzeitig ein, so kommt der Mais nur kümmerlich in die Höhe. Dies alles weiß der Eingeborene recht gut, er sieht auch, wie fleißig sein weißer Nachbar am Jäten ist, doch ihn kümmert es nicht. Er macht es einfach, wie sein Vater und Großvater auch getan, d. h. er wartet, bis das ganze Ackerfeld voll von Unkraut ist. Vorher einzugreifen hält er gar nicht der Mühe wert. Er will nur „einmal“ die Arbeit damit haben und dann möglichst schnell damit fertig sein. Deshalb ladet er seine Nachbarn und Bierfreunde zum gemeinsamen Jäten ein. Diese kommen auch, denn nach ein paar Tagen haben sie sich ihrerseits der gleichen nachbarlichen Aushilfe zu erfreuen. Vor Beginn der Arbeit setzt man sich zusammen und spricht fleißig dem Utschwalakrüge zu; denn woher soll man denn eine Kraft nehmen, wenn man nichts im Leibe hat? Schüchtern und spröde zeigt sich der Neger an fremdem Tische schon gar nicht. Ist die ganze Gesellschaft schon ziemlich angeheitert, dann bricht man auf zur Arbeit. Nun geht's aber los! Der Eigentümer darf buchstäblich froh sein, wenn ihm die übereifrigen Gehilfen nicht „das Unkraut samt dem Weizen“ ausreißen. Alle Ermahnungen zu einer ruhigen, soliden Arbeit sind da fruchtlos. Der große Haufen hat nur ein Verlangen, mit der lästigen Arbeit möglichst bald fertig zu sein.

Zu verwundern bleibt nur, daß der Schwarze bei solchem Schlen-

drian überhaupt noch eine Ernte erzielt, manchmal sogar noch eine ziemlich gute. Sein Verdienst ist es wahrlich nicht. Ist die Frucht eingeheimst, so fällt es ihm gar nicht ein, seinem ausgefaugten Feld durch Zufuhr von Dünger wieder aufzuhelfen. So was gibt es bei ihm einfach gar nicht. Will der Weiße bei ihm Dünger haben, so überläßt er ihm um einen Schilling (Mark) eine ganze Fuhre, zuweilen tragen Mädchen und Frauen in Körben trockenen Kuhmist zu unserm Store und tauschen irgendeine Kleinigkeit dafür ein. Auf's eigene Feld kommt nichts. Im Notfalle brechen sie wieder neuen, jungfräulichen Boden um, denn bei der verhältnismäßig spärlichen Bevölkerung ist ja das Land groß genug.

Den gewonnenen Erntevorrat bewahrt der Neger zuletzt in seiner Sibaza (Biehkraal) in wohlgeschlossenen Gruben auf, d. h. nicht ganz, sondern nur in einer Quantität, von der er glaubt, sie dürfte für ihn und die übrigen Kraalinsassen bis zum nächsten Sommer ausreichen. (Umbalele wird fast ausschließlich zur Bereitung von Kaffernbier verwendet.) Den Rest verkauft er, und zwar sofort nach der Ernte, obsehon um diese Zeit das Getreide am niedrigsten im Preise steht. Kommt dann im Frühjahr wieder die Zeit zur Aussaat, so fehlt es ihm an nötigen Saatkorn, und muß er nun um den doppelten und dreifachen Preis vom Weißen das wiederkaufen, was er vor einem halben Jahr zu Schleuderpreisen gleichsam weggeworfen hat. Ist das folgende Jahr ein Mißjahr, so hat er einfach nichts und muß am Hungertuche nagen. Von einer klugen Einteilung und Verwendung der alten Vorräte keine Spur. Und das traurigste an der Sache ist, daß er hierin durch Schaden niemals klug wird. Solche „Rechenkünste“ mögen die abelungen (Weißen) versuchen, er zerbricht sich da nicht lange den Kopf; er will fröhlich und ungeniert genießen, solange er etwas hat; für die Zukunft läßt er Gott im Himmel sorgen.

R.

3

Ngonji

Congo-Mission, Äquator-Gebiet, Pater G. W.

(Fortsetzung und Schluß)

Sch konnte es beinahe nicht glauben, aber als meine Sturmlaterne aufleuchtete und ich Ngonjis Gesicht sah, schwand aller Zweifel. Ich sah sein freundliches Lachen, seine eigenartigen Augen schielten nicht mehr auf die Seite, sondern staunten mich ausdrucksvoll und zärtlich an, wie es nur die Batuas kennen. Ich war glücklich, denn Ngonji, der mir soviel Leid verursacht hatte, war gewonnen. Er näherte sich mir und ließ mich seinen Krauskopf aufs neue streicheln; er war so froh und lachte, daß sein Mund beinahe bis an die Ohren reichte. Von diesem Tag an ist er auf dem guten Pfad geblieben, natürlich war er überall als der erste voran, ein kühner Sprecher, ein Advokat für seine Kameraden, aber doch ein braver Junge mit den nötigen Bubenstreichen. Er hatte auch immer das erste Wort, und selbst die Ältesten lauschten nach seinem Befehl. Einen Monat vor den Ferien hatten die Schwestern neue Sonntagsanzüge angefertigt, und die Jungens waren recht stolz auf ihre neue Uniform. Die Ferien kamen, und wir fürchteten, daß wenige zurückkehrten und daß es klüger sei, daß die Jungens ihre Sonntagsanzüge hier lassen bis zu ihrer Rückkehr. Die Schwester teilte ihnen dieses am Vorabend vor der Abreise mit, aber da gab es sofort Spektakel, wie wir übrigens auch erwartet hatten. Am

nächsten Morgen sagte ich es selbst den Jungens, aber mit demselben Mißerfolg. Ein allgemeiner Protest war die Antwort. Ich sagte: „Nicht alle zu gleicher Zeit sprechen; einer führe das Wort.“ Da riefen sie wie aus einer Kehle: „Ngonji, Ngonji“, und der Zwerg trat hervor. Seine Rede war kurz und deutlich.

„Fafa“, begann er, „es ist nicht gut, daß wir mit unsern verschliffenen Kleidern nach Hause gehen; was werden unsere Dorfbewohner von uns sagen, sie werden uns auslachen: ‚Siehe, jetzt seid ihr zur Mission gegangen zu den Weißen, und ihr bekommt keine Kleider‘, und die anderen Jungens werden uns auch auslachen. Komm, Fafa, laß uns mit den neuen Kleidern nach Hause gehen, dann werden sie uns nicht auslachen, und die Jungens werden eifersüchtig werden und auch zur Mission gehen wollen.“

Alles hatte geschwiegen, während Ngonji sprach. Und, da er seine Rede vollendet hatte, riefen sie alle mit Mund, Händen und Füßen: „Bravo!“ Ngonji lachte zufrieden und dachte, alles gewonnen zu haben. Die Schwester und ich jedoch, wir zögerten und dachten darüber nach. Innerlich gab ich ihm kein Unrecht, aber die Kleider haben viel Geld gekostet, und wenn sie dieselben mitnehmen, dann wird nach den Ferien nicht viel mehr davon übrig sein, und dann — wo das Geld hernehmen für neue Kleider? Ein Problem, das uns immer viele Sorge macht. Ich wechselte eben mit der Schwester ein paar Worte, denn sie hatte die Kleider gemacht und viele Tage daran gearbeitet; aber sie gab sofort zu und sagte: „Ja, gewiß, es ist sehr viel Geld, aber wir wollen auf die göttliche Vorsehung vertrauen!“ Mit großer Spannung warteten die 80 Kerlchen auf unsere Antwort.

„Gut,“ rief ich dann, „ihr dürft die Anzüge mit nach Hause nehmen, aber ihr müßt unserm Herrgott und mir alle versprechen, daß ihr nach den Ferien zurückkommt. Verstanden?“

„Ja, das tun wir!“

Die Ferien waren rasch vorüber, und die Jungens waren zeitig zurück, aber Ngonji war nicht dabei. Wir warteten eine Woche, aber er war nicht zu sehen. Durch Erfahrung klüger geworden, schrieb ich einige Briefe an die Oberhäupter der Nkundo-Dörfer und sandte einen Boten mit diesen Briefen weg. Ich machte ihnen bekannt, daß die Schulzeit wieder angefangen habe und teilte ihnen die Namen der noch abwesenden Schüler mit. Auch schrieb ich, daß es wohl Sache der Jungens sei, ob sie zurückkommen wollen oder nicht, aber daß sie im letzten Falle wenigstens ihre Kleider zurückschicken müssen. Der Bote, stolz auf diesen Auftrag, steckte seine Briefe in einen gespaltenen Stock, damit jeder Vorübergehende sie sehen konnte, und ging auf Trab. Zehn Tage später hörten wir abends ein großes Geschrei. Ein solcher Lärm hört sich ganz unheimlich an. Wurde gefochten, oder wurden Männer auf der Jagd von einem Leopard überfallen? Soll ich hinlaufen, weil vielleicht Menschenleben in Gefahr sind? Wir zweifelten, denn es war kein Rufen um Hilfe, sondern eher das Geschrei von marschierenden Negeren. Aus dem Urwald hallte das Geschrei wider. Ich stand auf, lief hinaus, um es besser zu hören und um zu fragen, was dort los sei. Da fiel mir ein, daß es meine Batuas-Männchen sein könnten. Der Lärm kam immer näher, wurde deutlicher, und das Volk unserer Mission lief zusammen. Nun hörte ich überall rufen; die wilde Natur der Neger kam wieder zum Durchbruch. Noch ein paar Minuten, und der Lärm

beherrschte das offene Feld. Ja, unsere Batuas kamen angezogen. Schnell meine Sturmlaterne angesteckt und dann heraus, ihnen entgegen! Beim matten Schein der Lampe sah ich einen Haufen Zwerge wie Gespenster, bewaffnet mit Pfeil und Bogen, mit Messer und Lanze.

Raum hatten sie mich bemerkt, da fingen sie an zu schreien, zu rufen und zu springen: „Fafa, bist du da, sei begrüßt!“

„Ja, und ihr auch? Warum seid ihr so spät gekommen?“

„Ja, Fafa“, rief Ngonji, denn er war dabei, „wir haben gewartet, bis du jemand schicktest, der uns holt...“

Ja, einige hatten fünf Tage lang zu laufen bis zur Mission, und ich konnte es ihnen nicht übelnehmen, wenn sie die Zeit nicht so genau wußten. Alle waren zurückgekommen bis auf fünf. Ich war froh, daß die meisten ihr Versprechen gehalten haben und auch noch einige neue mitbrachten. So konnten wir das neue Trimester mit frischem Mut beginnen.

Von jetzt an ist Ngonji sehr gut geblieben, insoweit man dieses von einem Buschkind erwarten kann. Er ist ein Muster der Arbeitsamkeit — in der Schule, im Probegarten und nicht weniger im Religionsunterricht. Um ihn zu belohnen, habe ich ihn zum „kapita“, Meister, seiner Gruppe gemacht, mit der er im Schulgarten arbeitet. Ngonji ist da Sämann geworden, aber er streut die gute Saat auch durch sein Beispiel aus.

Als Ngonji hörte, daß ich nach Coquilhatville gehe, um bei der Ankunft des Bischofs gegenwärtig zu sein, fragte er mich ganz unerwartet: „Fafa, darf ich mit dir gehen?“ „Du kleiner Taugenichts, wie kommst du dazu?“ Doch dachte ich über diesen Vorschlag nach... Das wäre so etwas, so ungefähr fünf Buschmännchen mitzunehmen, die in ihrem Leben noch nichts anderes gesehen haben als Wald und wieder Wald, — nach Coquilhatville, der großen Stadt, wo soviel Weiße wohnen, wo soviel Autos rollen, wo soviel Schiffe kommen, ja sogar Flugmaschinen! Diese Stadt ist in den Augen dieser schwarzen Zwerge ein Bild von der Größe und Macht der Weißen. Wir suchten die sieben Bravsten unter ihnen aus, Ngonji als Nummer eins. Sie bekamen einen neuen Anzug, um zur Stadt zu gehen, ein Köfferchen mit Proviant und ihre Schlafmatte. Das Missionsboot sollte in der Nacht abfahren und darum ließ ich sie abends noch zu mir kommen, um ihnen noch weise Ratsschläge zu geben für die Überfahrt und den Aufenthalt in Coquilhatville. Aber zu meiner großen Verwunderung waren sie alle geflüchtet... in den Wald. Sie waren bange geworden und fürchteten, daß ich sie in Coquilhatville zurücklasse, weit von Vater und Mutter. Die angeborene Furcht vor den Weißen und all das Unbekannte hatte sie zur Flucht getrieben. Ich ließ dann andere rufen; vier, die bereits getauft waren und mehr Mut und Vertrauen hatten, sollten es wagen, mitzugehen.

Wir brachen nachts auf, aber ich mußte sie an der Hand führen, sonst wären sie weggelaufen. Ich rief noch einmal: „Ngonji, Ngonji!“ Aber die Antwort war: „In den Wald geflüchtet!“ Im Schiff selbst waren sie sehr bang und still; sie krochen zusammen, um stärker zu sein gegen die Gefahr, die sie fürchteten. Sie wagten es nicht, zu sprechen, und ich mußte alles aufbieten, ihnen Mut einzuflößen. In Coquilhatville war es dasselbe. Als sie jedoch noch einen Abstecher nach unserer Mission in Bamania machen durften, kam Leben in die Gruppe. Nach einigen Tagen war die Angst vorüber. Mutter M. Nivarda be-

handelte sie mit so viel Liebe, daß sie sich bald zu Hause fühlten in Bamaia; sie konnten sich satt essen, herumlaufen und volle Freiheit genießen.

Diese haben nun auch Coquilhatville gesehen, den jubelnden Einzug des Bischofs mitgemacht, so viel Schönes angeschaut: Häuser, Schiffe, Autos usw. Überall haben sie sich fast die Augen ausgeschaut. . . Als man die Heimreise antrat, wollten sie, da ich noch zurückbleiben mußte, nicht mit. Ihr Fafa war nicht da, — und was könnte nun nicht alles passieren? Die Angst tauchte wieder auf. Sie kamen aber doch glücklich zu Hause wieder an. Da gab es ein Erzählen! Alle saßen stundenlang um das Holzfeuerchen herum. Groß und klein, alt und jung, alle lauschten mit großer Spannung und voll Bewunderung auf die großartigen Erzählungen vom Leben und Treiben der Weißen. Und Ngonji, der Bangerich, der sonst überall der erste war, hatte große Reue und wurde eifersüchtig. Er und die ganze Zuhörerschaft mußten alles wissen, ob sie auch Fleisch, Fisch und Erdnüsse bekamen, ob die Weißen ihnen nichts Böses angetan haben, ob sie vor ihnen nicht ausgelacht oder verspottet und beschimpft wurden, ob Coquilhatville weit entfernt liegt, ob der Rukistrom dort besser sei, als hier, und tausend andere Dinge mehr, an die wir gar nicht denken würden.

Ngonji hatte nicht nur Reue, sondern er war über sich selbst böse, daß er so zaghaft war und dadurch bei den andern viel von seiner Autorität verlor. Er bedarf noch der Gebetshilfe, bis die Gnade in sein Herz eindringen kann.

Später erfahren unsere lieben Leser wieder etwas von unserm Ngonji.



Die Mutter der Schmerzen auf dem Kreuzwege

Schwer beladen mit dem Kreuze schleppt der Herr sich durch die Straßen
Von der Stadt Jerusalem. — Alle hatten ihn verlassen —
Nur der Pharisäer Kotte, feige Knechte, wilde Horden
Bilden unsers Herren Geleit. Heute wollen sie ihn morden!
Heut wird ihre Wut gestillt.

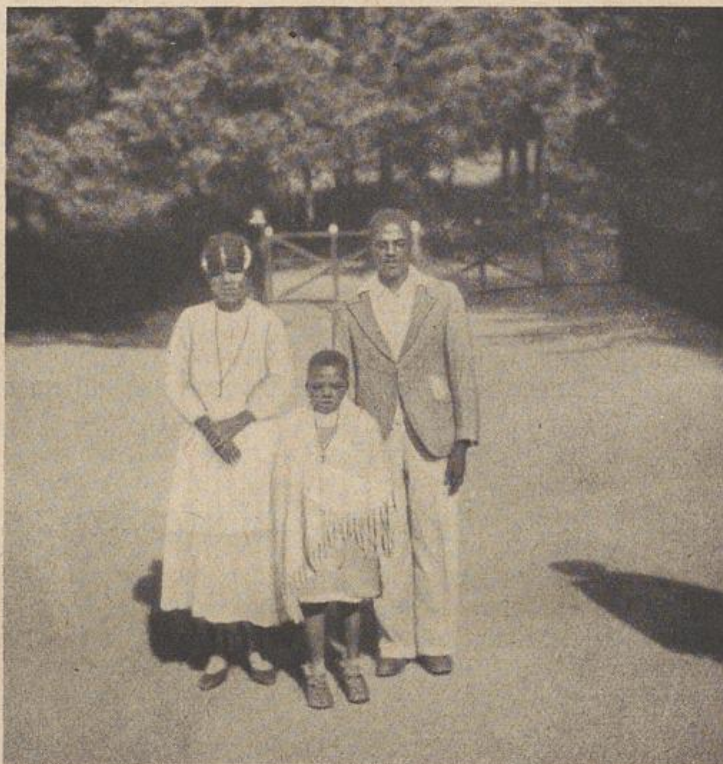
Sieh, da drängt sich durch den Pöbel Jesu Mutter voll Verlangen,
Ihren teuren Sohn zu seh'n. Welche Sehnsucht, welches Bangen,
Welches Leid durchwühlt dies Herz — dieser Mutter ohnegleichen,
Wie kann sie zu dieser Stunde ihren liebsten Sohn erreichen?
Wird der Sehnsucht Schmerz gestillt?

Ah, da wankt er, schwer beladen, ganz entstellt, bedeckt mit Wunden,
Doch sein blutgetränktes Auge hat der Mutter Aug' gefunden; —
Wie kämpft Liebe mit dem Schmerze — einer Mutter — eines Sohnes —
Der verspottet und zerschlagen als ein Opfer bitt'ren Hohnes
Seinem Tod entgegengeht!

Mutterauge, das durchschauert ihres Sohnes Herzenstiefe,
Dessen hehres, mildes Antlitz ganz von Blut und Tränen triefet!
Worte können es nicht stammeln, was die süßen Blicke sagen:
„Meine Mutter!“ „O mein Sohn!“ — Tiefes Schweigen — doch kein Klagen
Diesem heil'gen Schmerz entweht!

m. s.

Simmelberg. — Eines Tages machte ich mit meinen Schulkindern einen Spaziergang in einen nahen Wald. Der großen Hitze wegen hatte ich nur die Sandalen an. Da fühlte ich plötzlich etwas Kaltes über den Fuß ziehen. Wie ich hinschaue, erblicke ich eine große Schlange, behalte jedoch soviel Geistesgegenwart, daß ich ruhig stehen bleibe und warte, bis das gefährliche Reptil mit seiner ganzen Länge vorbeigeschliffen ist. Hätte ich mich gerührt, so hätte ich höchstwahrscheinlich einen gefährlichen Biß erhalten. Auf einen



Katholische Familie. Assisi, Natal.

PHOTO ARCHIV

Wink waren alle Kinder beisammen, und nun mußte das arme Tier, trotz der Großmut, die es an mir geübt hatte, rasch das Leben lassen.

Ein andermal hatte ich zu Hause die Zimmertür offenstehen lassen und wollte eben für eine neuangekommene Schwester eine kleine Erfrischung hineinbringen; da sehe ich mit Schrecken, wie eine Schlange gerade vor mir ins Zimmer schleicht und sich hinter einem Schranke verbirgt. Ich habe in solchen Fällen wenig Mut; ein Tier umzubringen, das größer ist als eine Maus, bringe ich kaum fertig. Ich rief daher um Hilfe; sie kam, und nun wurde dem frechen Eindringling erbarmungslos der Schädel eingeschlagen.

Einmal entdeckte ich sogar in einem Hühnerneft eine Schlange. Ahnungslos wollte ich eben ins Nest hineingreifen, als ich eben noch

sah, daß darin eine eng zusammengerollte Schlange lag. Sie blieb ruhig liegen, bis unsere Schulknaben herbeikamen, die sie unter großem Lärm und Spektakel heraustrieben und totschlugen.

Erst bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß Schlangen Eier fressen, große Hühnereier, und zwar ganz, ohne die Schale irgendwie zu beschädigen. Es fehlte uns nämlich hier in Himmelberg ein Hühnerstall, und die Hennen, die wir hielten, wählten sich ihre Plätzchen zum Eierlegen nach Belieben. Bald merkten wir, daß Eier abhanden kamen. Man hatte zunächst einige Schwarze im Verdacht des Diebstahls, namentlich aber unsern guten alten Pudel, dem so ein „falscher Argwohn und freventliches Urteil“ fast das Leben gekostet hätte. Klüger war Justina, eines unserer sogenannten Trostweiber. Sie erklärte rundweg, die Eier fehle niemand anderer als die Schlangen. Letzteres jedoch konnte ich einfach nicht glauben. Doch siehe, da kommt Justina eines Tages eilends zu mir gerannt mit der Bitte, ihr zu folgen. Hastig eilte sie mir voraus und führte mich zum Nest einer Truthenne. Wie staunte ich nun, dort eine schlafende Schlange zu finden, die ein ganzes Ei im Halse stecken hatte. Die Truthenne selbst saß ruhig nebenan auf den übrigen Eiern. Auch die Schlange rührte sich nicht und ließ sich ruhig totschlagen. Hierauf öffneten unsere Knaben das erschlagene Reptil, nahmen das Ei mit großer Vorsicht heraus und hielten es mir triumphierend entgegen. Es war noch beinahe unverletzt, nur auf einer Seite hatte die Schale einen kleinen Sprung erhalten.

Die höchste Überraschung in Schlangenabenteuern hatte ich aber, als mir eines Morgens die Schwester Köchin eine gebratene Schlange zum Frühstück servierte. Am Abend vorher war es kalt und regnerisch gewesen, und da war eine Schlange unbemerkt unter den Herd gekrochen. Die Schwester aber hatte ahnungslos einen heißen Deckel auf die Schlange gelegt und fand sie am nächsten Morgen kunstgerecht gebraten. —

Übrigens haben wir allen Grund, Gott und unserm Schutzengel von Herzen zu danken, daß sie uns bisher in allen diesen Gefahren so treu und wunderbar beschützt haben.

Schw. M. S.

Rhodesia

Aus St. Benedikt's, Rhodesia, schreibt unsere liebe Schwester Kocha: Kurz etwas über eine meiner Missionsreisen. Morgens 5 Uhr trat ich in Begleitung einiger Kinder den Marsch an. Es war ein schöner, kühler Morgen, aber die Taupfropfen im Gras waren so groß, daß ich schon nach kurzer Zeit bis an die Knie naß war. Man kann hier in den Bergen, Felsen, Sümpfen und Flüssen nicht leicht fahren und auch ist unser Wagen daran, vor Altersschwäche jeden Augenblick zusammenzubrechen. Ich hatte freilich auf Wunsch des hochwürdigen Vater Ebner einen Esel bei mir. Aber der macht öfters feine Streiche und fürchtet sich vor jedem Fließchen. So dachte ich, ist es besser, daß wir beide erst müde werden. Später, als wir dann die meisten kleinen Flüsse durchschritten hatten und auf einen Fahrweg kamen, mußte unser Kii seine Dienste tun, und auf des Esels Rücken waren meine nassen Kleider in der Morgensonne bald wieder trocken.

Endlich gegen 9 $\frac{1}{2}$ Uhr kamen wir bei unserer Schule St. Johannes an. Alles kam herbeigeläufen, groß und klein, Alte mit grauen Haaren

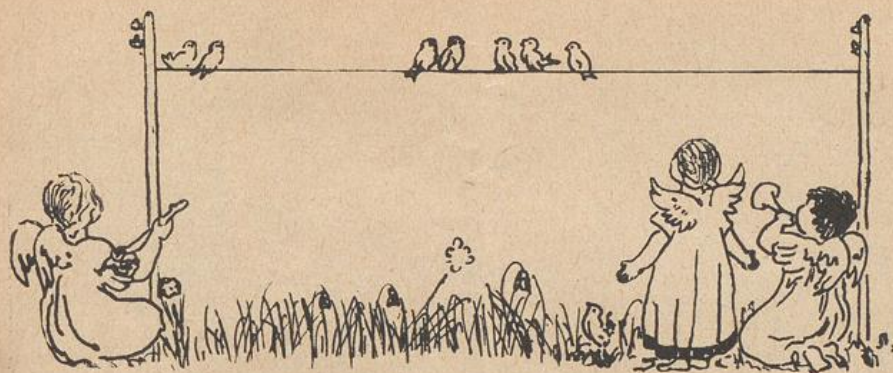
und die Kleinen, die kaum laufen konnten. Da hieß es nun: „Morrow Sifita“, d. h. „Guten Morgen, Schwester!“ Ich erteilte dann Unterricht in den verschiedenen Fächern, besuchte die Kranken, gab dem Lehrer Anweisungen und nach einer Tasse schwarzen Tee und einem Butterbrot wurde der Esel wieder gesattelt und nach einer andern Schule „St. Benedikt“ aufgebrochen.

Wir erreichten dieselbe glücklich abends gegen 5 Uhr. Die Leute waren noch im Feld am Säen. Ich ging in die einzelnen Hütten, zu sehen, ob Kranke da seien. Eine Schar Kinder begleitete mich von Hütte zu Hütte. In einer derselben war eine alte Frau, die dem Eingeborenen-Bier zuviel zugesprochen hatte. Als ich in die Hütte trat, lief sie hinaus und rief aus Leibeskräften, daß es in den Bergen nur so widerhallte, ein über das andere Mal: „Sifita ari mumba ma Philip“, d. h. „Die Schwester ist im Haus des Philip.“ Sicherlich war noch nie eine Schwester dort gewesen, weil die Alte sich so darüber wunderte. Bald kamen dann auch die Leute aus dem Feld und es gab wieder ein Begrüßen wie am Morgen bei der andern Schule. Immer noch „Morrow Sifita!“ „Guten Morgen, Schwester!“ Die Eingeborenen grüßen nämlich uns mit demselben Gruß, ob es nun Morgen oder spät am Abend ist. Nachdem dann die Leute gegessen, kamen sie zur Schule zum Unterricht. Bei einer alten Lampe ohne Zylinder lernten sie bis 10 Uhr abends. Morgens müssen sie hinaus auf die Felder, sonst fressen die vielen Affen alles Getreide auf. Recht ermüdet und erhitzt suchte ich für die Nacht ein Ruheplätzchen in der Schule, welche ja auch als Kirche dienen muß; am Fuße des aus Erde gemachten Altars ließ ich mich nieder. Ich schlief also an derselben Stelle, wo vor wenigen Tagen der Priester gestanden und das heilige Meßopfer gefeiert hatte. Dieser Gedanke hilft leicht über den harten Boden hinweg. Unsere „Kii“ hatten wir draußen am Baum angebunden; doch dem war es zu einsam, er fürchtete sich in der Nacht und schrie darum öfters aus Leibeskräften. Weil vor kurzem ein Löwe dort gesehen worden war, schaute ich öfters hinaus, ob alles noch sicher sei. Gott sei Dank! ließ sich der Herr Löwe nicht sehen.

Als am nächsten Morgen die Sonne aufging, wurde mit einem alten Stück Eisen geläutet, und die Leute kamen zum Morgengebet. Dann gab ich den Kindern nochmals Unterricht, während die alten Leuten ihre Felder hüteten. Mit dem Unterricht im Lesen und Schreiben hat es auch seine Schwierigkeit. Die Leute sind arm und haben kein Geld, sich Bücher und Tafeln zu kaufen, und auch für die arme Mission ist es unmöglich, genügend Tafeln und Lesebücher zu liefern. Es bleibt einem öfters nichts übrig, als die Kinder mit einem Stöckchen auf den Boden schreiben zu lassen. Gegen 9 Uhr wanderte die Jugend nach Hause und auch ich machte mich auf den Heimweg.

Denkspruch

Wer gar nicht vor Gott knien kann und nicht vor Gottes Sohne,
Der ist ein armer, armer Mann, hätt' er auch Land und Krone.
Einst winkt des Lebens Abendstern im Schein der Sterbelichter:
Wer heut nicht zittert vor dem Herrn, wird zittern vor dem Richter.

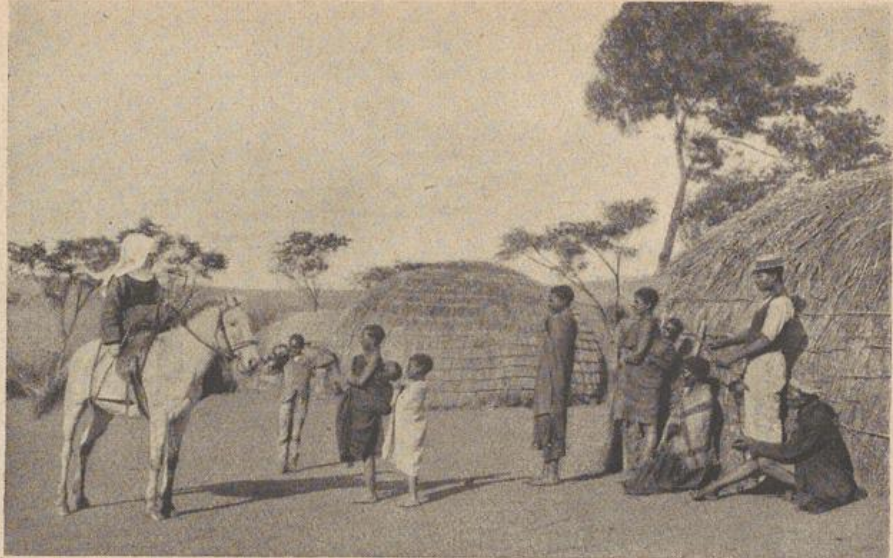


F ü r d i e K i n d e r

Die gehorsamen Täubchen

Wie? Was? ... so höre ich die Kinder fragen, können Tauben, einfältige Tauben, auch gehorsam oder ungehorsam sein? Da schneidet aber unsere alte Tante einmal auf. — Fehlgeschossen! Nichts übertrieben, wahre Tatsache wird hier aufgetischt. Nun, meine lieben, jungen Leser und Leserinnen, urteilt selbst über das, was ich euch jetzt „wahrheitsgetreu“, denn ich habe viele Augenzeugen dafür, erzähle. Man muß nur eine gute Beobachtungsgabe haben, und die Tiere in ihrem Tun und Verhalten verstehen, ihre Sprache, Töne, Gebärden studieren, das ist alles. Also: In unserem trauten Heim Rivungilo gibt's auch einen Taubenschlag, und zwar ist er ziemlich groß, oberhalb eines Schuppens errichtet. Er hat sogar Türen, Fensterlein, weiß und grün gestrichen, und ein kleine, für die Bewohner sehr bequeme Veranda von Naturholz. Allerliebste sah es aus, wenn die Täubchen so munter herum spazierten, wenn sie gurrend auf dem silberflimmernden Blechdach saßen, wenn sie durch die Fensterchen aus- und einflogen, so lustig und ungeniert, so frisch und frei. Ein freundlicher Nachbar, Mr. N. N., hatte der guten Schwester Oberin Ancilla, welche ihn von heftigen Zahnschmerzen erlöste, drei schöne junge Pärchen gebracht, und zwar diese kräftige graue Sorte, welche sich gar schnell in den Taubenschlag eingewöhnte, sich vollkommen sicher fühlte und sehr rasch vermehrte. In aller Frühe ließen sie ihr munteres Surren ertönen, und gar bald hatten sich diese Täubchen an den Lockruf der Afrikanatante gewöhnt, flogen ihr freundlich entgegen und begleiteten sie sogar bis zum Waldpfad, wenn sie den Rosenkranz betend auf und ab ging. Man muß sagen, diese schönen, grauen und grün-schillernden Tauben waren sehr gescheit, verstanden den bösen Geier zu täuschen, der gar oft über ihre Köpfe flog, und sich schnell zu verbergen. Genau wußten sie die Stunde der Fütterung, und wenn die alte Tante sie einmal zu vergessen schien, so holten sie sich dieselbe heraus, indem sie an ihres Stübchens Fenster flogen.

Aber, was war das? Eines Morgens wurde das grüne Türchen des Taubenschlages geöffnet und siehe da, keine einzige Taube ließ sich erblicken. Alles Ku-ku-ru-ku-Rufen war umsonst. Und als der schwarze Bursche hinauffstieg und hineinsah, lagen sie alle tot, mit durchgebissenem Halse auf der Diele in den Nestern herum. Nicht weniger als 29 Tauben waren in der Nacht, jedenfalls von irgendeinem Marder getötet worden. War das ein Jammer! Die lieben, so weichherzigen Kinderchen aus unserem Don-Bosko-Haus standen herum und klagten, liefen zur guten Mutter Provinzialin und erzählten ihr die schreckliche Mordgeschichte.



Ankunft der Schwester an der Katechetenselle.

PHOTO ARCHIV

Die alte Afrikatante, wie ihr euch denken könnt, war sprachlos, und der gute Bursche, welcher den Taubenschlag besorgte, war tief betrübt und holte sie alle heraus. Der Taubenschlag stand leer.

Freilich wurden sie für eine Mahlzeit verwendet, aber auf diese Art und Weise so meuchlings ermordet, schmeckten sie doch nicht.

(Schluß folgt.)

Plaudereckchen

Meine lieben Kinder, nun hat das Plaudereckchen lange geschwiegen und mancher aus euren Reihen ist gewiß schon ungeduldig geworden. Wenn wir auch mitten in der ernstesten heiligen Fastenzeit stehen, wo wir viel Mitleid mit dem für uns leidenden Heiland haben sollen, so wollen wir uns doch ein kleines Plauderstündchen nicht versagen. Ich muß euch allen ja danken und sagen, wie sehr wir Schwestern uns hier in Neuenbeken gefreut haben über die Pakete Silberpapier und die vielen Briefchen, die dankbare Kinderhändchen geschrieben. Der kleine beherzte Freund Bernhard, der den Schwestern eine Freude machen wollte, hat einen guten Griff in die Sparbüchse getan und sendet uns das dabei Erhaschte. Der liebe Gott wird dir dieses Opfer lohnen, guter Bernhard. Manche in Güte spendende Hand legte noch sonstige Liebesgaben, recht weihnachtlich geschmückt und verpackt, den Paketen bei. Den Großen und den Kleinen dieser freudigen Spender ein inniges Vergelt's Gott.

Der Sendungen waren so viele, daß ich nicht weiß, ob ich sie noch alle aufzählen kann. Ich will es versuchen, und wer vergessen worden ist, möge denken, aus Liebe zum leidenden Heiland will ich mich freuen, im Verborgenen diese Gabe spenden zu dürfen.

Aus Breslau und Elbing kamen von unseren eifrigen Missionsfreunden zwei große Pakete an. Letztere haben ihre Silberschätze in aller schönster Weise geordnet, in kleine Päckchen zusammengelegt, das weiße, das bunte und das mit Papier behaftete schön für sich. Euch treuen Elbinger für diesen Liebesdienst ein extra inniges „Danke“. Ihr nehmt mir damit eine große Arbeit, denn gewiß habt ihr mehr Zeit dazu als ich und könnt leichter und schneller ein Paket in Ordnung bringen als ich die Unmasse all eurer Sendungen zusammen. Dem lieben, guten Großväterchen von der Saar ebenfalls einen extra herzlich gemeinten Dankesgruß, weil er das von seinen Enkelchen gesammelte Silber so

schön geordnet hat. Hoffentlich folgen jetzt alle meine Helfer und Helferinnen, welche, wie ich weiß, keine Arbeit scheuen, diesem Beispiele. Ferner liefern noch aus Wargolshausen, Leuber, Bochum, Paderborn, Mettlach, Bachem, Krefeld, Lügde, Neuenbeken, Telgte, Auersmacher, Herne, Gelsenkirchen, Holz, Darfeld und Frankfurt Sendungen ein. Innigen Dank. Beim lieben Gott wird keines eurer Opfer unbelohnt bleiben.

Nun muß ich euch allen noch eine Freudenbotschaft bringen. In eurem Missionsinteresse nehmt ihr ja teil an unsern Freuden und Leiden, nicht wahr? Die meisten unserer Helfer und Helferinnen sind auf unsern Weihnachtswunsch eingegangen und haben uns mehrere oder wenigstens einen neuen Abonnenten zugeführt. Sollte es aber in der Überfülle der Arbeit übersehen worden sein, daß einige die versprochene Überraschung als Belohnung nicht erhalten haben, so mögen selbige sich hier melden, mit Angabe ihrer genauen Adresse und der Zahl der dazugewonnenen Abonnenten. Wir werden dann sogleich das Versäumte nachholen. — Wie ich den Zeilen einer der eingegangenen Briefe entnehme, befindet sich eine kleine, beherzte, talentvolle Dichterin in euren Reihen. Eine kleine Probe dieser Dichtkunst von unserem lieben Kathrinchen lasse ich am Schlusse folgen. Vielleicht kommt dadurch noch manche aus euch dazu, die dichterische Ader fließen zu lassen. Gerne bin ich bereit, bei Einsendung in etwa passender Erzeugnisse selbige nach und nach ins Plauderstückchen mit hineinzunehmen. Nur gebt bitte euer Alter dazu an. Und nun, wer macht's unserem Kathrinchen nach?



Heinz Steckenborn, Elgermühle

Zum Schlusse möchte ich nicht versäumen, euch an den lieben großen hl. Josef zu erinnern. Obgleich sein Fest in die Fastenzeit fällt, so wollen wir ihn doch trotz seiner Verborgenheit nicht vergessen. Viele Heilige behaupten, daß St. Josef keine Bitte unerhört läßt. Versuchen wir es einmal und gedenken wir der Anliegen der hl. Kirche und der Missionen.

Wenn nun wieder das Plauderstündchen ist, dann werden Märzveilchen und Schneeglöckchen schon das Osterfest verkündigt und feierlichst eingeläutet haben. Dann gibt es nicht nur vom auferstandenen Heiland viele Gnaden, sondern auch für diejenigen, die in der Fastenzeit brav waren, ein dickes Osterei.

Beides wünschen euch, meine lieben Missionsfreunde, von ganzem Herzen
Die Missionschwester vom kostbaren Blut.

Nun wollen wir das Kathrinchen aus W. noch zu uns sprechen lassen:

Verzage nicht, Seele!

Wenn des Schiffleins Wellen sich türmen,
Wenn des Satans Sendlinge dich stürmen,
Verzage nicht, Seele!
Sag an, was gebriecht,
Und flehe mit kindlicher Zuversicht
Zu Gott! der dir hilft in jeder Not,
Wenn treu befolgst du sein Gebot! —
Dann strömt vom göttlichen Thron,
Ein unübersehbarer Gnadenstrom!
Dann jub'le, o Seele, in heiliger Freude,
Denn Heil ward zuteil deinem Herzen heute!

R. E., W.

Herzlichen Dank

Allen lieben Abonnenten, die im vergangenen Monat ihren Beitrag für die Caritasblüten einsandten, ein herzliches „Vergelt's Gott“ mit dem Versprechen des Einschlusses in unsere und der Kinder Gebete.

Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut gewinnen können: Vom 15. März bis zum 15. April: 1. Am Feste des hl. Josef am 19. März. 2. Am Feste Mariä Verkündigung am 25. März. 3. Am Feste des Wunders des hl. Blutes zu St. Maria in Vado zu Ferrara am 28. März. An allen Freitagen des März. 5. Am Gründonnerstag und Karfreitag. 6. Am hl. Ostertage.

Goldkorn

für die Mitglieder der Erzbruderschaft: O barmherziger Jesu! Du hast am Kreuze gesagt: Vater, vergib ihnen, vergib also auch mir meine Sünden und gib mir ein verfühliches Herz, damit ich um deiner Liebe willen allen denen vollkommen verzeihe, die mich jemals beleidigt haben.

Das Totenglöcklein

meldet das Hinscheiden unserer treuen Abonnenten, des hochw. Herrn Pfarrer Deiters, Wettringen, Herrn Nik. Brust, Waldesch, Vater unserer lieben Schwester Nicolina, Herrn Hilger Salz, Strauscheid, und Herrn Viktor Elsbett aus Salz, und bittet um ein inniges Gedenken für diese lieben Verstorbenen beim hl. Messopfer. R. i. P.



Zeitung
gelesen—
dabei
gewesen!

Wer Zeitung liest,
ist stets im Bilde,
und wer Bescheid
weiß, hat Erfolg!

Caritasblüten

Nr. 4

April

1937

Ostern!

Alleluja!

Aller Sel'gen Preisgesang
Lob' den, der den Tod bekriegeret,
Der die ganze Höll' besieget,
Klinge, froher Jubelsang!

Alleluja!

Trauter, lieber Friedensklang,
Dring in unsre bangen Herzen,
Banne Menschenleid und Schmerzen,
Klinge, froher Jubelsang!

Alleluja!

Hohes, hehres Siegeswort,
Gib uns Kraft zu neuem Leben,
Christus hat es ja gegeben
An dem Auferstehungsort!

Alleluja!

Lang ersehntes Osterlicht,
Leuchte tief in unsre Seelen,
Daß sie nicht den Weg verfehlen,
Der uns führt zum ew'gen Licht!

m. s.

Fünzig Jahre in Afrika

Von Schw. M. Engelberta

Leuchtende Tage

Wohl gibt es oft trübe und traurige Zeiten, Leid und Krankheiten und Not; Alltagsfragen drücken Menschenherzen, aber es gibt auch in jedem Menschenleben „leuchtende Tage“, so strahlend und schön, daß ihr Licht schon von ferne erglänzt, wie das liebliche Morgenrot, Tage, deren goldener Schimmer noch in die kommende Zeit hinüberleuchtet und alle Erinnerung vergoldet.

Ja, das sind „leuchtende Tage“ und jeder derselben ist besonders gesegnet vom allgütigen, barmherzigen Gott.

Solch ein „leuchtender Tag“ war für uns im schlichten, trauten Rivungilo der 17. Dezember des Jahres 1936, wo das goldene Afrika-Jubiläum der altbekannten Afrikatante, der Schwester Engelberta, gefeiert wurde. Schon am 7. November, am Feste des heiligen Engelbert, trafen zahlreiche Gratulationen in Rivungilo ein. Am 7. November des Jahres 1886 fand der Abschied von der Heimat statt und der Reiseantritt nach Afrika; ja an diesem Tage sagte ich vor 50 Jahren allem Lebewohl auf Nimmerwiederssehen. Herrliche Briefe waren es, mit warmen, tiefführenden Herzen geschrieben. Von allen Seiten, aus allen Nationen kamen sie daher, von lieben Mitschwestern, geschmückt mit Bildchen und sinnreichen Zeichnungen, wirklich herzerfreuend. Gratulationsbriefchen in Versen und Reimen, ernstern und heiteren Inhaltes. Zur größten Überraschung kamen sogar Karten, Briefe, kleine Geschenke von freundlichen Lesern der Caritasblüten, des Vergißmeinnicht und des Missionsglöckleins, ferner von kleinen Nichten, die der Afrikatante ihre herzlichen Grüße und Wünsche zum goldenen Afrikajubiläum sandten. Gebete und heilige Messen waren versprochen worden, ja wohl, es waren in der Tat „leuchtende Tage“, welche der Herr in seiner barmherzigen Liebe der alten Afrikatante bescherte und gewiß wird er auch den liebevollen Seelen all' ihre guten Gedanken, Worte und Werke vergelten. Auch den lieben Lesern und Missionsfreunden in New York und Brooklyn ein herzliches Vergelt's Gott! für die schönen Karten und besonders auch für die Gebets-Blumen-Sträußchen und heiligen Messen. Mein Herz ist der Gefühle voll, ich weiß kaum, was ich sagen soll. Ergriffen und getröstet haben mich bis ins Innerste die Briefe und Zuschriften von Priestern, welche selbst Missionare sind und das Opferleben vieler Jahre in Afrika mitgemacht haben. Ihr tiefes Mitgefühl und Verstehen riefen neuerdings alte Erinnerungen wach. Ja, aus Erfahrung kann man sprechen, mußte ich unwillkürlich denken.

War es nicht, als ob einer dieser Seelenkenner meine eigenen Gedanken niederschrieb. Da heißt es unter anderm:

„Sie ließen hinter sich das schöne, stolze Wien und sein trautes Familienleben — die Ihnen so sehr ans Herz gewachsene Heimat, mit all dem Gemütlichen und natürlich Fröhlichen — und landeten vor 50 Jahren im armen Afrika —



Schwester M. Engelberta, die bekannte Afrika-Tante

unter den Zulus — zu Beginn einer Mission — mit aller Armut — nur ein Schatten von Zivilisation, der den Mangel an europäischem Kulturleben und literarischem Freundeskreise nur um so tiefer empfinden ließ! Jesus rief Sie: Sie hatten Mut und Liebe im Herzen — überwandten die Hindernisse — und hielten stand! 50 Jahre dieses Leben für Jesus und die Seelen im dunklen Afrika!

Nach all diesen Jahren und durch die Leiden und Prüfungen haben Sie Humor und Frohsinn bewahrt. — Ich bitte

den Herrn flehentlich, Er möge Ihre Seele mit noch mehr Freude, Trost und Frieden erfüllen — und Ihnen tausendfältig das geben, was Er allein, der Bräutigam der Ihm geweihten Seelen, Ihnen geben kann. Mögen Ihnen noch viele Jahre unter uns geschenkt werden. In Ihrer friedlichen Marienhöhe, im stillen, trauten Rivungilo, gewähren Sie mir gef. auch ein öfteres Memento in einem einzigen feurigen Stoßgebetlein um die Liebe zu Jesus! Ihr sehr ergebener N. N.“

Und es kamen noch viele andere erhebende Briefe, die so recht das Verständnis für solch ein 50jähriges Fest in Afrika tief durchblicken ließen. So lese ich in einem andern Gratulations schreiben:

„50 Jahre Afrikaleben ohne jede Unterbrechung! Welche Reihe von Leiden und Freuden! Welch' eine Unmenge von Segen für andere Seelen! Die Erinnerung wird diese 50 Jahre vom ersten Tag bis jetzt — am Jubiläumstag besonders deutlich vor Ihrem innern Auge entfalten, und ein inniges ‚Gott sei Dank für alles‘ wird gewiß der Schlußakkord sein. Alles Trübe und alles Leiden wird nun verklärt im reichen Rückerinnern. ‚Gott hat alles gut gemacht.‘“

Ja, Er hat alles gut gemacht, der liebe Herrgott, nun gibt Er mir so friedlich schöne Tage im lieben Rivungilo, wo ich ausruhen kann vom reichen Missionsleben und doch noch so manches Gute tun, andern eine Freude bereiten, sie aufmuntern und ihnen raten kann. Ja, alles Dunkle der Vergangenheit: Kämpfe, Versuchungen, sie weichen weit zurück und werden hell überstrahlt von diesen ungewöhnlichen „leuchtenden Tagen“. Alle die vielen Gnadenerweise, himmlischen Eingebungen und Trostbilder vergangener Zeit werden an diesem „leuchtenden Tage“ wieder frisch lebendig in der Seele.

Aber auch ganz lustige, humoristisch gehaltene Briefe und Gratulationsgedichte kamen in Rivungilo an, und um die freundlichen Leser zu erfreuen, kann ich nicht umhin, eines derselben einzusenden. Anbei von den lieben Benediktinerinnen aus Osterreich, deren hochw. Mutter Äbtissin, eine geborene Fürstin von Schwarzenberg, ebenfalls eine Wienerin und Dichterin ist. Noch mehrere Chorfrauen dort sind meine Landsmänninnen, deshalb ist die aufrichtige Teilnahme für die alte Jubilarin wohl zu verstehen; es lautet:

Fünzig Jahre sind es her,	Wo die Burg mit unsrem Kaiser,
Daß Du fuhrest übers Meer,	Wo Paläst und große Häuser,
Schwer bepackt mit Gotteslieb,	Wo noch alte enge Gassen,
Die Dich aus der Heimat trieb.	Und auch neue breite Straßen,
Fort von Wien am Donaustrand,	Wo manch Heldendenkmal steht
Wo einst Deine Wiege stand,	Und man in den Prater geht,
Wo der Steffel blicket nieder	Wo man heitre Lieder singt
Auf sein Volk so treu und bieder.	Und die Burgmusik erklingt,

Wo die Menschen g'mütlich sind	Ob Gemüs' umsonst man sucht,
Und zum Hamur sehr geschwind.	Ob das Korn Dir bringt viel Mehl,
Sagtest alledem Aede,	Ob die Obsternt' oft ging fehl —
Trugst mit Gott das Abschiedsweh;	Ob die „Claver“ Kleider schicken,
Denn das Land der schwarzen Mohren	Ob die Börj' hat viele Lücken —
Hast zur Heimat Dir erkoren!	Immer bleibst geduldig Du,
Fürchtest nicht das fremde Land —	Freust Dich auf die ew'ge Ruh;
Alles kommt von Gottes Hand:	Und solange der Herr es will
Ob die Sonne Dich erdrückt,	Lust Deine Arbeit fromm und still,
Ob Dich Regen mild erquickt —	Wie's getan seit 50 Jahren,
Ob die Schwärme alles fressen —	Die voll Segen für Dich waren.
Ob die Mohren sind vermessen,	Jedes Opfer, groß und klein,
Ob sie singen fromme Lieder —	Steht im Lebensbuche drein;
Ob der Hagel prasselt nieder —	Und im hohen Himmelsaal
Ob die Schlangen tückisch schleichen,	Beten laut die Neger all',
Ob manch Herz nicht zu erweichen,	Die Du durftest hier erretten
Ob die Leut' zur Kirche eilen,	Aus des Heidentumes Ketten.
Ob im Kraal sie lieber weilen —	Und wir in Sankt Gabriel
Ob die Mücken lästig fallen —	Beten auch aus Herz und Seel'
Ob Gebete laut erschallen —	Für Dich, liebes Schwesterlein;
Ob der Mais trägt reiche Frucht,	Schließ ins Beten auch uns ein!

U I O G D

Natürlich löste diese gelungene Gratulation, begleitet von fünf Postpaketen schöner, nützlicher und passender Kleidchen, Höschen und Rappen für die hiesigen armen Don-Bosco-Kinder, alles von den teilnehmenden Töchtern des heiligen Benedikt selbst verfertigt, große Freude aus in ganz Kivungilo. Wir wußten wirklich nicht, wie wir der guten hochw. Mutter Äbtissin für alles danken sollten. War das eine Überraschung! Natürlich haben diese frommen Nönnchen auch tüchtig gebetet, ich fühlte es förmlich „Maria und Martha“ lieben sich und müssen einander helfen.

In Kivungilo selber ließen es sich meine Mitschwesteren nicht nehmen, der alten Afrikatante dieses 50jährige Afrikajubiläum so schön als möglich zu gestalten. Zum Glück war indessen auch die Gesundheit unserer schon so lange leidenden Mutter Ubalda Prov. etwas besser geworden, so daß sie in unserm Kreise das Fest mitfeiern konnte. Das Kirchlein war von Schwester Reinhilde, der Sakristanin, fein verziert. Das Refektorium hatte die gute Schwester Wenzeslawa schön mit Palmblättern bekränzt, rote Papierglocken hingen rund herum, diese mußten wohl zum Feste läuten. In einer goldenen herzförmigen Schachtel lagen all die eingelaufenen Gratulationen, und rundherum die kleinen Geschenke ausgebreitet. Am Abend vorher ging das Gratulieren schon los. Ich muß schon alles wahrheitsgetreu der Reihe nach erzählen, denn die lieben Leser baten um „vollständigen Bericht“ über das Afrika-Jubiläum,

und sie sollen nicht meinen, daß meine lieben Mitschwestern es nicht verstanden, ein schönes kleines Familienfest zu gestalten, jede einzelne trug mit Liebe dazu bei. Also, abends leuchteten in der Dunkelheit aus buntem Papier verfertigte Lampions am Platze vor dem Don-Bosco-Haus auf und nun wurde die



Fünf lustige Gratulanten

alte bejubelte Tante mit allen Schwestern von Schwester Oberin Ancilla hinaufgeführt. Schwester Rufina, die Lehrerin, und Schwester Silva, die Kindergärtnerin, führten mit den Kindern Reigen und Kreisspiele auf, welche sehr gut gelungen waren. Wunderhübsch sahen die Kleinen im schlichten weißen Kleidchen mit ihrem Kraushaar aus; sie machten zierliche Bewegungen, selbst die sechs Jüngsten von 1 bis 5 Jahren waren allerliebste

anzuschauen und machten ihren Lehrerinnen alle Ehre. Die Kinder sangen in Suaheli, in Deutsch und Englisch und überreichten der Jubilarin auch drei selbstverfertigte hübsche Kissen; ob die Beschenkte viel darauf ruhen wird, weiß ich freilich nicht, sie ist bis jetzt noch viel zu lebendig dazu.

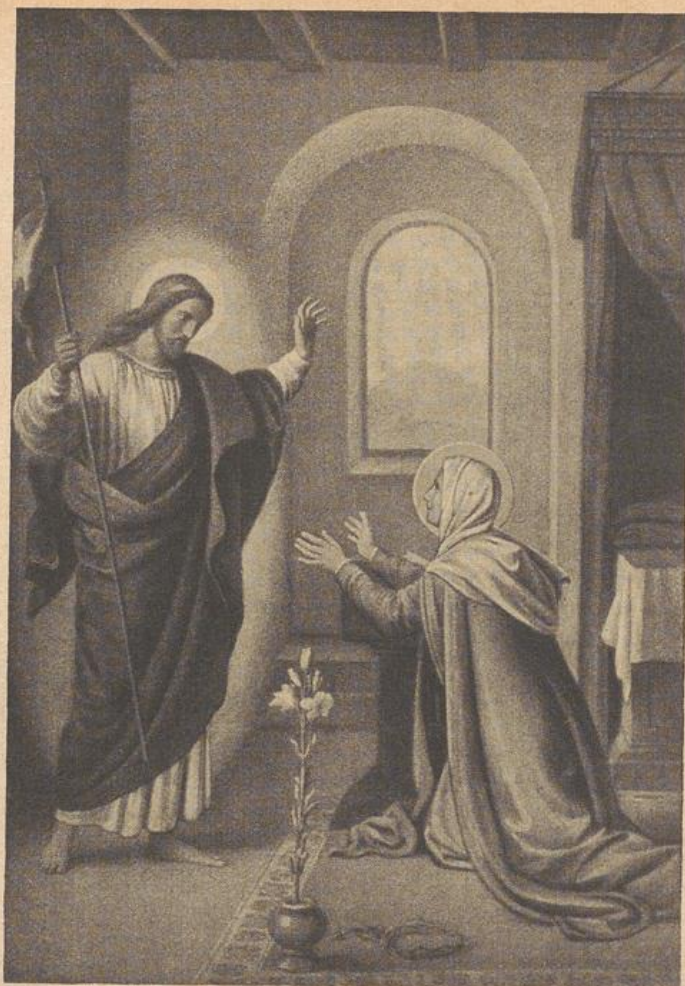
Daß bei der heiligen Messe besonders schön gesungen wurde, brauche ich wohl nicht zu erwähnen, denn seit Schwester Roselina, eine alte bewährte Missionarin, die Musik übernommen hat, geht das Singen ausgezeichnet. Nach dem Gottesdienste ging es in das bescheidene Wohnzimmer der Schwestern zum Frühstück, zugleich zur Gratulation. Es wurde ein Festgedicht vorgetragen, dessen Text auf einem Blatt Papier mit feiner, sinniger Malerei geschmückt war und von der Künstlerin, Schwester Ancilla, selbst überreicht wurde. Ein ganz bescheidener Kuchen, dem die Jahreszahlen 1886—1936 das Festgepräge gaben, stand heute auf dem Tisch. Die einheimische Palme gab reichlich Material zum Schmücken des Raumes. Unter ihren fein gewölbten Zweigen stand eine Puppe in der ersten Schwestertracht: dem blutroten Habit, der schwarzen Pelerine und dem weißen Häubchen. Dieses sinnige Festgeschenk, von einer deutschen Wohltäterin, Frau Brunnhuber, ausgedacht und gespendet, weckte liebe und kostbare Erinnerungen im Herzen der Jubilarin.

So hatte Schwesterliche Liebe das seltene Jubiläum zu einem trauten Familienfest gestaltet, wozu viele freundliche Leser und Leserinnen sowie Wohltäter der Mission beigetragen haben. Ich glaube, nun das Versprechen, den Verlauf des Festes zu erzählen, eingelöst zu haben und schließe mit einem herzlichen Dank gegen Gott und alle meine lieben Freunde und Freundinnen.

Halt! Eines habe ich vergessen: Als die schwarzen Lehrer von unserer Nachbarstation Gare hörten, daß die „Mama Mzee“, die alte Mama von Kivungilo, einen großen Tag habe, lehrten sie die schwarzen Schulkinder einen festlichen Tanz, den sie über eine Stunde lang zum besten gaben. Das war ein Schauspiel, das die Europäer neugierig machen könnte. Der Boden dröhnte unter dem gewaltigen Stampfen; bald hopften die Tänzer hoch in die Luft, bald lagen sie auf den Knien, dann wieder rund im Kreise oder in schlangenartigen Windungen. Aber sie haben ihre Sache gut gemacht und freuten sich. Deo gratias für alles!

5

**Wenn wir täten, was wir sollten,
Dann tät Gott auch, was wir wollten.**



BK

Der heiligen Mutter Wiedersehen

Sie hatte ihn geschaut auf offner blutiger Straße,
 Sie sah ihn sterbend auf dem harten Kreuzestamm;
 Sie sah, wie tief ergrimmt in wildem Hasse,
 Der Speer das Herz durchbohrte von dem Gotteslamm.
 Auf ihrem Mutterschoße ruhte dann die Leiche
 Des liebsten Sohnes, den die Welt geschaut.
 O starke Frau, o Mutter schmerzenseiche,
 Nun wird dein Sohn der Erde anvertraut!
 Dann wankst du heim vom Grabe, still und gottergeben,
 Doch in der Brust ein heißes, süßes Sehnen quillt:
 „Ich werd' ihn schauen, denn mein Sohn wird leben . . .
 O süße Hoffnung, die mein Mutterherz erfüllt!“

Und leuchtend, heller als die goldne Sonne,
 Steht, eh' der dritte Tag im Morgenrot erwacht,
 Vor ihr, der Mutter — welche Herzenswonne —
 Ihr Sohn, als Sieger über Tod und Nacht!
 Nun schaut sie ihn in sel'ger Mutterfreude,
 Welch glückerfülltes, heil'ges Wiedersehn!
 In beiden Herzen klopfet Himmelslust und Freude
 Als Lohn für ungezähltes, hartes Leid und Weh!
 Und triumphierend jubeln Engelschöre:
 Freu dich, du holde Himmelstönigin!
 Dem Sieger sei von allen Dank und Ehre,
 Und dir sei Lob, du treue Miterlöserin!

M. B.

Aus dem Mutterhaus

Am 1. und 2. Februar fand wieder die erhebende Feier der Einkleidung und Gelübde-Ablegung statt.

Dreißig Postulantinnen, unter ihnen das tausendste der lebenden Mitglieder der Genossenschaft, erhielten das Ordenskleid. Wir freuen uns mit ihnen und allen jenen, die sich durch die Gelübde für den Dienst Gottes in seinem Weinberg bereitgestellt haben, und gratulieren den Jubilarinnen von ganzem Herzen. Mögen dieselben im Dienst der Mission auch noch den goldenen Jubelkranz empfangen, bis ihnen im Jenseits die unvergängliche Krone entgegenwinkt.

Bald wird der Ruf des Herrn unserer Genossenschaft ein neues Arbeitsfeld im östlichen Erdteil anweisen. In wenigen Monaten schlagen wir in Holländ.-Indien auf der Insel Java unser Zelt auf.

Es wurden eingekleidet am 1. Februar 1937 in Heilig Blut

Schw. Idmara	aus Schlesien	Schw. Helmtrudis	aus Hohenz.
" Hilga	" Bayern	" Gerlinda	" Bayern
" Meinradis	" Bayern	" Franziska	" Hannover
" Theresetta	" Westfalen	" Rosaris	" Rheinland
" Deodata	" Schlesien	" Wiltraud	" Rheinland
" Wilfriedis	" Bayern	" Ermelinda	" Westfalen
" Josefrieda	" Schlesien	" Ingoberga	" Rheinprov.
" Fredeswinda	" Rheinpfalz	" Flaviana	" Rheinland
" Iucundis	" Rheinprov.	" Cleophana	" Bayern
" Abdelgisa	" Saar	" Wendelinis	" Bayern
" Liboris	" Westfalen	" Bernfrieda	" Bayern
" Irmengarda	" Rheinprov.	" Hermanis	" Westfalen
" Silvana	" Rheinland	" Dagomara	" Bayern
" Damianis	" Saar	" Alverna	" Luxemburg
" Romula	" Rheinprov.	" Elisa	" Westfalen

in Wernberg (Österreich):

Schw. Notburgis aus Kärnten Schw. Ottwina aus Tschechoslowakei

Erste hl. Profesz in Heilig Blut am 2. Februar 1937:

Schw. Frankhilda	Schw. Servatrix	Schw. Albertis
" Bertram	" Josefila	" Angela
" Alfona	" Alkantara	" Laurentine
" Bernadettis	" Columba	" Alexia
" Thomasia	" Adelmara	

in Wernberg an Mariä Lichtmeß 1937:

Schw. Herbertis	Schw. Ambrosiana
" Ermenhilde	" Ida

Ewige Profess in Heilig Blut:

Schw. M. Theofrieda	Schw. M. Gunthildis
" " Kolonatis	" " Suventia
" " Engelgarda	" " Regulinda
Schw. M. Beatriz	
Schw. M. Ritalis und Imberta	in Bamania, Kongo
" "	Agape und Crescentia in Amerika
" "	Sieglinda, Angelita und Fabiana, Ost-Afrika
" "	Illidia und Othmara, Rhodesia
" "	Ermenfrieda, Alfonsina und Ivolina, Süd-Afrika

25jähriges Profess-Jubiläum:

Schw. M. Illuminata	in Heilig Blut
" "	Thekla in Bamania, Kongo
" "	Patricia in Somokwe, Rhodesia
" "	Rufina in Ost-Afrika
" "	Agidia in Süd-Afrika
" "	Materna in Süd-Afrika



Gebetskreuzzug für Afrika

Das Wehen des Heiligen Geistes hat die Völker Afrikas erfaßt. Besonders im Herzen dieses Erdteils, im Gebiet der großen Seen, drängen sich die Völkerscharen zum wahren Glauben. Einzig dastehend ist in der Missionsgeschichte unserer Zeit die Bekehrungsbewegung in Nuanda und Urundi. Berichte über Massenbekehrungen kommen auch aus Kamerun und aus Angola. In Ostafrika haben die Benediktiner-Missionare überraschende Erfolge unter der mohammedanischen Bevölkerung, unter der sie schon viele Schulen aufmachen konnten.

Trostvoll ist dieser Blick auf das afrikanische Missionsfeld, dieses wundervolle Neuland der Kirche. — Aber viel bleibt noch zu tun. Die beständige Armut der Missionare hindert den Fortschritt ihrer Werke; der Islam, ein Gewirr von Sekten und das rote Moskau drohen die friedliche Gottesarbeit zu zerstören. — Was tun? Uns bleibt die mächtigste Waffe: das vertrauensvolle Gebet!

An alle Katholiken richtet deshalb die St.-Petrus-Claver-Sodalität den Ruf zum Gebetskreuzzug für Afrika, einer Novene zum heiligsten Herzen, die vor dem Schutzfest des heiligen Josef (vom 5. bis 13. April einschließlich) gehalten wird. In gemeinsamem Flehen soll das Heilandsherz bestürmt werden für die Rettung der Millionen, die noch im Heidentum und Islam gefangen sind — um Abwendung der großen Gefahren, die den jungen Glauben der Neubekehrten bedrohen — um mehr Priester, besonders eingeborene Priester, hingebungsvolle Ordensbrüder und Schwestern.

Die St.-Petrus-Claver-Sodalität stellt für die Novene das schöne „Sühnegebet zum heiligsten Herzen Jesu für die Neger Afrikas“ zur Verfügung. Es ist gegen Portovergütung bei folgenden Adressen erhältlich: St.-Petrus-Claver Sodalität

Wien I., Bäckerstraße 18, Mezz.: Postsparkassenamt Wien, B-15.233.

Salzburg, Dreifaltigkeitgasse 19; Postsparkassenamt Wien, Nr. 7.814.

Innsbruck, Universitätsstr. 24/II Postsparkassenamt Wien, Nr. 101.756.

Brünn, Bäckergasse 4; Postsparkassenamt: Brünn, Nr. 102.748.

Maastricht, Bouillonstraße 4.

Masilo und Masilonyane

Eine kaffrische Volksage

Masilo und Masilonyane, zwei Brüder, gingen in uralter Zeit zusammen auf die Jagd. Es war noch früh am Morgen, als sie an einem Platze anlangten, wo zwei Wege in entgegengesetzter Richtung auseinandergingen. Da sagte Masilo zu seinem jüngeren Bruder: „Geh du auf diesem Weg, ich will den andern wählen. Gegen Abend, wenn die Sonne untergeht, wollen wir hier wieder zusammentreffen.“

Masilonyane ging auf den Vorschlag ein und wanderte auf seinem Pfade weit, weit fort. Als er schon manche Stunde gegangen war und sich bereits ordentlich müde fühlte, sah er plötzlich in einer Schlucht einen Kraal vor sich liegen. Er kroch in die erste Hütte hinein und fand sie verlassen, ging dann in die zweite; sie war gleichfalls leer. Ebenso die dritte. Schon wollte er enttäuscht weitergehen, als er am Boden der dritten Hütte eine Anzahl Töpfe bemerkte, die umgestülpt am Boden lagen. Er tritt zum ersten heran und kehrt ihn um; er ist leer, ebenso alle übrigen. Doch ganz am Ende der Reihe ist noch einer, bedeutend größer als alle übrigen. Er will auch ihn umkehren, vergebens; es gelingt ihm nicht, er zerreißt dabei bloß seinen Gürtel. Dreimal ist ihm der Gürtel zerrissen und dreimal hat er ihn neu geknüpft. Da setzt er nochmals an, stemmt alle seine Kraft ein und kehrt den großen Topf um. Was ist darin? — Ein altes, kleines Weiblein, das eifrig damit beschäftigt ist, Tabak zu reiben.

Das Weiblein fing zu reden an und sprach zu ihm: „Kind meines Kindes, nimm mich auf deinen Rücken. Du bist jung und stark, ich aber bin klein und schon sehr auf Jahren... folglich kannst du mich leicht tragen.“

Masilonyane war's zufrieden, nahm das Weiblein auf den Rücken und wanderte damit fort, bis er an einen großen Wassertümpel kam. Hier waren Springböcke zu sehen. „Großmutter,“ sprach nun Masilonyane, „laß mich dich eine Weile niedersetzen. Ich will hingehen und einen dieser Springböcke erjagen. Habe ich ihn, so ziehe ich ihm das Fell ab und wickle dich hinein, dann kann ich dich bequemer tragen.“

„Tu das“, erwiderte das Weibchen. Flugs setzte Masilonyane seine Bürde ab, rief seinen Jagdhunden, hegte sie auf die Beute und lief selber schleunigst dem Wilde nach. Doch kaum war er hinter der nächsten Anhöhe verschwunden, da rief er seine Hunde wieder zurück. Das ganze war bloß eine List gewesen; er wollte das alte Weib nicht mehr tragen. Da überdies in der Nähe die Höhle eines Ameisenbären war, kroch er schnell hinein, um dauernd vor dem alten Plaggeist Ruhe zu haben.

Wie er nun so in seinem Verstecke liegt, hört er plötzlich draußen die Alte murmeln: „Hier ist die Fußspur des Kindes meines Kindes und da eine zweite. Ach, hier bist du ja; komm, nimm mich wieder auf deinen Rücken!“

Masilonyane nahm sie wieder auf den Rücken und wanderte mit seiner Last weiter, immer weiter. Da plötzlich taucht ein Edelwild vor ihnen auf. „Großmutter,“ spricht er, „sieh hier ein Edelwild! Laß mich es schnell erlegen; das gibt ein prächtiges Fell, dich bequem darin zu tragen.“ —

Er setzte das Weibchen ab, hegt die Hunde auf das Wild, rennt selber aus Leibeskräften hinten drein. Endlich, wie er abermals aus dem Gesichtskreis des verhassten Weibleins ist, versteckt er sich in einer Höhle. Umsonst, bald ist die Alte wieder da und verlangt neuerdings von ihm getragen zu werden. Zu wollen ist da nichts. Masilonyane nimmt schweigend die Bürde auf den Rücken.

Stunde um Stunde wandert er dahin, bis endlich seine Geduld zur Neige geht. Er fühlt sich total erschöpft und hat Hunger und Durst, wie noch nie. Ein Leopard tritt auf. Es wiederholt sich das alte Spiel; er setzt das Weiblein nieder, rennt mit den Hunde dem Tier nach und versteckt sich dann wieder in einer Höhle. Doch gleich darauf vernimmt er die alten Worte: „Hier ist die Fußspur des Kindes meines Kindes und da ist die zweite.“

Nun war es aus! Er hegt die Hunde auf das verhasste Weib. Die fallen sie wütend an. Masilonyane selbst greift nach seiner Streitart und haut der Alten die große Zehe ab, die verhältnismäßig lang und dick war. — Da kommen zu seinem maßlosen Erstaunen Kühe und Ochsen aus der Wunde! Nochmals haut er ein großes Stück weg, und wieder kommt Vieh heraus. Ein dritter Hieb läßt ein ganz besonders schönes Tier erscheinen, groß und prächtig und in allen Farben glänzend.

Jetzt war mit einem Schlag alle Müdigkeit vergessen; jubelnd trieb Masilonyane seine Herde zu dem Plaze zurück, wo er in früher Morgenstunde ausgezogen war und den sein Bruder als Sammelpunkt bezeichnet hatte.

Man denke sich das Erstaunen Masilos! Kommt da sein jüngerer Bruder mit einer ganzen Herde Vieh daher, und was für einer Herde! Ist doch ein Stück schöner als das andere. Ganz besonders sticht ihm das große, buntfarbige in die Augen.

„Masilonyane, mein Liebster, wo hast du doch diese Menge Vieh her?“ ruft er aus. „Ich selbst habe den ganzen Tag hindurch die Gegend weit umher durchstreift und kein einziges Stück gesehen. O mein junger Bruder, sieh, ich will dich nicht beneiden, alles sollst du behalten, alles, obschon ich der Ältere bin, nur dieses eine, große, buntfarbige schenke mir!“ — Ma-

silonyane erwidert: „Nein, mein Herr und Bruder, gerade dieses Stück ist mir um keinen Preis feil; eher noch magst du alle übrigen nehmen. Das große, buntfarbige ist durch ein glückliches Schicksal mein besonderer Anteil geworden. Noch eine gute Weile verlegte sich Masilo aufs Bitten; umsonst, Masilonyane war zu keinem Verzicht auf das schöne Tier zu bewegen.

Nun kamen sie zusammen zu einer tiefen Grube, die mit Wasser gefüllt war. „Ich habe Durst und möchte trinken“, sagte der ältere Bruder, „komm, halte mich an den Füßen fest, indes ich mich mit dem Oberkörper hinablasse, zum Dank will ich dir dann den gleichen Liebesdienst erweisen.“ Jener ging darauf ein. Masilo trank, Masilonyane hielt ihn fest an den Füßen. Als sie aber nachher die Rollen vertauschten und der jüngere Bruder über der Wassergrube hing, ließ ihn der Ältere los, und Masilonyane mußte elendiglich ertrinken.

Nun gehörte alles Vieh dem Masilo! Vergnügt trieb er die Herde nach Hause. Während er damit noch auf dem Wege ist, kommt ein Vöglein geflogen, setzt sich auf das linke Horn des buntfarbigen Tieres und pfeift, immer lauter und lauter, bis es zuletzt singt: „Masilo hat den Masilonyane ermordet, hat ihn ermordet wegen des buntfarbigen Kindes seiner Herde.“

Das war dem Masilo zuviel. Rasch greift er einen Stein, wirft ihn nach dem Vogel und trifft ihn tödlich. Doch kaum ist er eine kleine Strecke weitergegangen, da ist der Vogel schon wieder da und singt wie zuvor: „Masilo hat den Masilonyane ermordet, hat ihn ermordet wegen des buntfarbigen Kindes seiner Herde.“ — Wieder tötet Masilo den Vogel und zerreibt ihn diesmal zu Staub. Dann geht er mit seiner Herde weiter und kommt glücklich nach Haus.

Hier umringt ihn das ganze Volk in hellen Haufen und ruft ihm begeistert zu: „Heil Dir, Masilo, Du erstgeborener Sohn des großen Häuptlings! Wir freuen uns, daß Du glücklich zurückgekommen, doch sag uns, wo ist Masilonyane, Dein jüngerer Bruder?“

„Masilonyane? Wie, ist er nicht hier? Ich dachte, er wäre schon längst zu Hause. Er ging vor mir weg, und ich habe ihn nicht mehr gesehen, seitdem wir uns an der großen Wassergrube trennten.“

Nun beschauten die Leute die mitgebrachte Herde. „Welch prächtige Tiere“, sagten sie, „und jenes dort, seht doch an wie groß und schön es ist! Wer sah jemals ein Tier mit solch bunten, herrlichen Farben?“ — Doch wie sie so dastehen und sich wundern und schauen und schauen, siehe, da kommt das Vögelein wieder geflogen, setzt sich dem buntfarbigen Tiere aufs linke Horn und pfeift und singt: „Masilo hat den Masi-

lonyane ermordet, hat ihn ermordet wegen des buntfarbigen Kindes seiner Herde!"

Masilo ergrimmt und wirft nach dem Vogel mit einem Stein. Der weicht aus und setzt sich aufs andere Horn. Das Volk aber ruft: „Laß den Vogel gehen! Wir wollen hören, was er singt.“ — Und das Vögelein singt nochmals hell und klar, so daß es jedermann vernimmt: „Masilo hat den Masilonyane ermordet, er hat ihn ermordet wegen des buntfarbigen Kindes seiner Herde!"

Allgemeines Entsetzen! Von allen Seiten werden Rufe laut: „Wie, Du hast Deinen jüngeren Bruder ermordet? Hast den guten, unschuldigen Masilonyane grausam ums Leben gebracht? Wo geschah das? Etwa bei der großen Wassergrube, von der Du soeben gesprochen?"

Da läßt Masilo den Kopf hängen, unfähig ein Wort zu erwidern. Das Volk aber ergreift den Brudermörder, schleppt ihn zum Kraale hinaus und tötet ihn auf grausame Weise.

Das ist die Geschichte von Masilo, der seinen Bruder Masilonyane ermordet. Wir Deutschen pflegen zu sagen: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen.“

Die Legenden und Sagen eines Volksstammes zeichnen nicht selten in groben Zügen den Charakter desselben. Was diese Sagen enthalten, sind ja keine ausgeprägten historischen Tatsachen, sondern Gebilde der Phantasie. Irgendein merkwürdiger Vorfall, der mit den Sitten und Gebräuchen des betreffenden Stammes zusammenhängt, ist nicht selten das Gerippe der Sage, das mit unglaublichen Phantasiegebilden umwoben und dekoriert wird. Die fortschreitende Zivilisation bewirkt, daß die Sagenwelt allmählich verschwindet. Was die Alten mit so großer Treue ihren Kindern und Kindeskindern erzählten, wird von der jetzigen Generation als törichtes Märchen beschaut, dabei wird aber vergessen, daß die Sagen und Fabeln immer einen tiefen Sinn in sich bergen. B.

S

Als die Sonne unterging

Von Schw. Engelberta

Es ist Mitte April, im südafrikanischen Herbstmonat. Doch die Tage sind noch sonnig und warm. Tausend Hände regen sich, um die letzten Feldarbeiten zu besorgen, ehe der Winter kommt und kalter Frost die Erde erstarren macht. Stämmige Negerburschen lenken auf holperigen Feldwegen die mit Bohnen- und Kartoffelsäcken beladenen Wagen, während hochgewachsene braune Zulumädchen riesengroße Kürbisse auf dem Kopfe tragen und in stolzer Haltung, eine schön hinter der andern, der Missionsstation zuschreiten.

Dort im stillen Gärtchen verträumt eine Sonnenblume ihre letzten Lebenstage, und ein paar Georginenstöcke erzählen sich flüsternd ihre stille, leise Hoffnung, in Bälde draußen auf dem Gottesacker das Grab geliebter Seelen schmücken und zieren zu dürfen. Es ist eben hier im Süden Afrikas Herbst, und da geht eine gewisse Todesahnung durch die ganze Natur.

Siehe, da tritt ein zartes, kastanienbraunes Mädchen aus dem kleinen, mit Stroh gedeckten Krankenhause heraus. Es ist die kranke, achtjährige Thekla, das älteste Töchterchen zweier christlichen Neubekehrten. Etwas matt, doch heiteren Auges überschreitet sie die Schwelle des dicht mit dunkelgrünem Efeu überwachsenen Häuschens und nimmt ihren Weg nach dem rauschenden Umsinkuluflusse zu. Von Zeit zu Zeit bleibt die Kleine stehen, ein quälender Husten zwingt sie dazu. Zuletzt setzt sie sich am grünen Rasen nieder und helle, silberklare Tränen perlen über ihre bronzefarbenen Wangen.

Das arme Kind! Man darf es doch nicht so allein lassen. Schnell eile ich zu ihm hin und richte es liebevoll auf; dann wandern wir zusammen, Hand in Hand, dem nahen Flusse zu. Ich nehme hart an der hohen, mit mächtigen Eukalyptusbäumen bestandenen Uferböschung auf einer hölzernen Bank Platz, während sich Thekla in ihrem weißen Flügelkleidchen zu meinen Füßen niederläßt. Ihre großen dunklen Samtaugen leuchten in seltsamem Schimmer und es ist, als läge ein Tränenflor darüber.

„Bist du traurig, mein Kind? Warum weinst du?“

„Schwester, ich weine nicht, im Gegenteil, süße Freude erfüllt mein Herz. Ich denke an den nächsten Sonntag, den Weißen Sonntag, an dem ich, wie du weißt, zum erstenmal den lieben Heiland empfangen darf. Wenn ich aber einmal kommuniziert haben werde, werde ich den Baba (Priester) bitten, jede Woche beichten und jeden Tag kommunizieren zu dürfen, bis ich sterbe.“

Beim Wörtchen „Sterben“ zitterte Theklas Stimme doch ganz merklich, und abermals rollten ein paar große, helle Tränen über ihr schwarzbraunes Gesichtchen.

„Willst du nicht gerne sterben, Thekla? Fürchte dich nicht vor dem Tod; er ist nur der Friedensbote, der dich zum lieben Gott trägt. O es ist so schön, so schön im Himmel oben! Da darfst du den lieben Heiland sehen und die schöne Himmelsmutter, und darfst mit den kleinen Engeln spielen und singen. Im Himmel oben ist es viel, viel schöner als hier auf Erden.“

Gar aufmerksam hat mir das zarte, schwindstüchtige Mädchen zugehört; ihre sanften dunklen Augen schweiften sinnend über die graue Wasserfläche, dann schaut sie mich fragend an und zaghaft kommt es von ihren Lippen: „Schwester, sag mir, gibt es im Himmel oben auch einen Weißen Sonntag? Der

umfundisi (Missionar) hat uns gestern gesagt, der Weiße Sonntag sei der schönste unseres Lebens. O, ich möchte Weißen Sonntag haben, auch wenn ich nicht mehr hier bin.“

„Kind, im Himmel ist immer Weißer Sonntag; da ist die ewige Anbetung vor dem Allerheiligsten und die ewige heilige Kommunion; denn dort oben darfst du den lieben Heiland von Angesicht zu Angesicht schauen, und darfst dich seiner freuen und ihn genießen die ganze Ewigkeit.“

Da leuchtete es gar wundersam auf in ihren dunklen Augen, helle Freude überströmte ihr Gesicht, und das große Tränenpaar, das ihnen neuerdings entquillt, erscheint mir wie die reinsten Himmelsperlen.

Eine Perle möchte ich sie selber nennen, die kluge, stille, schon in zarter Jugend dem Tode geweihte Thekla. Sie ist eigentlich kein Zögling unsrer Missionsstation, sondern ihr Vater Franz, ein noch junger Ehemann, hat sie, sein ältestes Töchterchen, zu uns gebracht, in der stillen Hoffnung, wir könnten ihre Krankheit beheben, und sie wieder gesund machen. Die Eltern, Franz und Hedwig, selbst von uns erzogene junge Christen, setzen eben ein unbedingtes Vertrauen auf die katholische Missionsstation, und nachdem sie zu Hause schon viele Doktoren und Medikamente versucht hatten, dachten sie, ihre kleine Thekla könnte vielleicht unter der liebevollen Leitung und Pflege der guten Missionschwwestern wieder genesen. Deshalb brachte sie der Vater eines Tages hierher zu Schwester Hildegard, zu der er ein besonderes Vertrauen hat.

Als sich nun unsre Stationskinder zur ersten heiligen Kommunion vorbereiteten, durfte auch die kleine Thekla dem Unterrichte beiwohnen, was sie mit großer Freude tat. Keines der Kommunionkinder war ernster, sittsamer und fleißiger als gerade die kleine Thekla, die mit rührender Hingebung gleichsam jedes Wort des hochwürdigen Vaters Missionar verschlang.

Aussicht auf leibliche Genesung ist so viel wie keine mehr vorhanden. Das Kind leidet an Lungenschwindsucht und seine Tage sind gezählt. Wenn im Herbst die letzten Blätter fallen, dürfte wohl auch dieses Blümchen welken; sollte sie aber den Winter überleben, so würde jedenfalls die Frühlingssonne das zarte Schneeglöcklein küssen und in den ewigen Himmelsgarten verpflanzen.

Die kleine Thekla weiß das! Sie fürchtet sich nicht mehr vor dem Tode, sondern ersehnt ihn als den willkommenen Friedensengel, der sie hinauftragen soll in den Himmel zur ewigen Kommunion.

z

**Das Recht sagt: Jedem das Seine!
Die Liebe: Dir das Meine!**

Allerlei aus der Mission

Der hochgeschätzte Hahn

Von Schw. M. Roselina

Wenn jemand eine Reise tut, dann kann er was erzählen. — Ich hatte bei unsern Schwestern in Riboscho Verschiedenes zu besorgen, und ich freute mich, bei dieser Gelegenheit meine frühere afrikanische Heimat wiederzusehen. Während meines kurzen Aufenthaltes dort überhäuften mich meine lieben Mitschwestern mit Aufmerksamkeiten aller Art; ich wollte all diese Schwesterliche Liebe so gerne mit irgendeiner Gegengabe vergelten; trotz allen Überlegens gelang es mir nicht, etwas ausfindig zu machen. Schon kam das Auto angesauft, das mich abholen mußte. Der Chauffeur hatte es so eilig, als müßte er an diesem Tage noch die ganze Welt erobern. Im Moment, wo er die Autotüre heftig zuklappte, kam im Sturmeschritt eine christliche Dschagga-Frau herbeigeeilt, stotterte eine Entschuldigung wegen ihrer Verspätung und überreichte mir gravitatisch einen laut schreienden, zappelnden Hahn. Ein Prachteremplar! Er hätte jeder Ausstellung Ehre gemacht. Sein buntschillerndes Gefieder, seine wollige, flaumige Brust, dazu sein knallroter Kamm, der einer stattlichen Krone glich, berechtigten den wohlbeleibten Hühnervater zu solchem Stolz.

Sehr erfreut und doch verlegen sagte ich zur großherzigen Spenderin: „Gute Frau, wie kann ich das schreiende Federvieh bis Kilomeni schleppen?“ Da zuckte ein leises Weh über die Lippen der gutmütigen Frau.

„Aber schau, wie ausgelassen er sich benimmt, er wehrt sich immerzu und sein widerspenstiges Klagegeschrei geht mir zu Herzen — darum will ich ihn in seinem eigenen Lande lassen.“ Das sah die gute Frau wohl ein. Das Geplauder der umstehenden Freundinnen, das Abschiedrufen der Kinder, das Tuten des Autos, das Wehegeschrei des Hahnes setzte ein Konzert ab, wie es die Bremer Stadtmusikanten nicht besser konnten.

Als nun aber der stattliche Hahn sich im Hühnerhof der Schwestern von Riboscho als Eigentümer niederließ, da konnte sich die gute Frau nicht mehr zurückhalten, sie mußte ihren Kummer ihren Stammesgenossen der Reihe nach erzählen und sie in ihre Gedankengeheimnisse einweihen:

„Unsere Schwestern haben wir immer bei uns, aber nicht die gute Mama Roselina, die mich den Katechismus lehrte und auch in den Schriftstellen etwas bewandert war. Es ist unbegreiflich, einen so schönen Hahn zu verschmähen, den ich gleich unsern Kindern aufgezogen, gefüttert und gestopft habe! Mit gebogenen Fingern habe ich die leeren Magenlücken durchforschend abgeklopft und weiter Futter hineingeschoben, bis alles

ausgefüllt war! Auf seiner Vorderseite sitzt eine dicke Fettschicht; seine Knochen liefern eine Suppe wie Öl. Die abgearbeitete Mama Roselina hätte sich so daran gestärkt, daß sie gemeint hätte, die Zeiger ihrer Lebensuhr wären um ein paar Zehnte zurückgedreht. Aber meine Verspätung ist schuld daran. Ich hatte das Kind auf dem Rücken und die Bürde des Hahnes unter dem Arm; oft beschaute ich ihn am Waldsaum und am Rande des Baches, wo ich gezwungen war, Rast zu halten. Und dann der Kampf mit den mißgünstigen Begegnern: ‚Selbst essen macht fett.‘ Ich blieb aber mit Herz und Hand bei



Wie man in St. Patrick das Hühnerhaus verschob

meiner Sache. Bei den Schwestern habe ich es gesehen und gelernt, welch ein Segen auf freiwilligem Verzichten und Entfagen liegt und was für Schätze das Wohltun um des Leidens Christi willen für die Ewigkeit einbringt. — Und dann ist der Hahn auch Becker, wenn die Schwestern sich einmal verschlafen sollten.“

Die ganze Zuhörerschaft nickte ihr verständnisvoll Beifall. Ein kurzer Pfiff — und ehe ich der guten Frau, die mir Gelegenheit gab, meine Dankeschuld in Riboscho abzutragen, ein herzliches „Mungu mbarikie“ zu sagen, faufte das Auto mit mir weg über alle Berge.

Heldenmut einer schwarzen Mutter

Einer unserer schwarzen Christen erzählte mir einst folgendes: „Es war in der guten alten Zeit; von den schrecklichen Viehseuchen, die heutzutage ganze Herden wegraffen, wußte man

dazumal so viel wie nichts. Man konnte mit seinem Vieh, wohin man wollte, ohne durch eine Grenzsperre oder die jetztigen vielen Drahtzäune gehindert zu sein.

„Ich selbst“, so fuhr der Schwarze fort, „war gerade daran, mein ukulobola, die Morgengabe für die Braut, vollends zu stellen; es fehlte nichts mehr als eine Kuh. Ein benachbarter Farmer hatte eine; es war ein großes, prächtiges Tier, nur außerordentlich wild und stöbzig, wie ich hörte. Doch das störte mich nicht. Ich ging zum Weißen, arbeitete bei ihm eine gewisse Zeit, und bekam zum Lohne dafür die genannte Kuh.

Vergnügt trabte ich der Heimat zu und bat meine Brüder und Freunde, mir das Tier holen zu helfen. Sie gingen sofort mit, doch wir alle zusammen hatten mit dem stöbzigem, eigensinnigen Tier ein hartes Stück Arbeit. Wir mußten es freitreiben, denn am Stricke führen ließ es sich absolut nicht. Es blieb auch auf keinem Wege, sondern brach beständig, bald nach dieser, bald nach jener Richtung hin, aus. Jeden, der sich ihm nahte, drohte es auf die Hörner zu nehmen und zu durchbohren; kurz, es war eine Heze auf Leben und Tod. Manchmal schien es müde zu sein, doch nur zum Schein; kurz darauf gebärdete es sich wilder als zuvor und rannte abermals davon.

Zuletzt rannte die wilde Kuh einem Kaffernkraale zu. Dort saß ein Kind vor der Hütte und spielte ahnungslos mit kleinen Steinchen am Boden. Sofort ging die Kuh mit gesenkten Hörnern auf das Kind los, um es zu durchbohren. Man denke sich unsern Schrecken! Helfen konnten wir nicht, denn wir waren viel zu weit zurück, und all unser Rufen und Drohen war umsonst.

Da plötzlich stürzt mit lautem Aufschrei die Mutter des Kindes herbei, faßt das wütende Tier furchtlos bei den Hörnern und reißt es mit gewaltigem Ruck auf die Seite. Nun bleibt die Kuh ruhig stehen; ein heftiges Zittern durchbebt sie am ganzen Leib, bis sie plötzlich tot zusammenstürzt. Die resolute Frau hatte ihr das Genick gebrochen. —

Ich kann nicht sagen, wie uns alles dies ergriff. Sprachlos standen wir vor dem zu unsern Füßen liegenden Tier; endlich faßte ich mich und dankte Gott aus innerstem Herzensgrunde für die fast wunderbare Rettung des Kindes. Den Verlust der wilden Kuh nahm ich gerne mit in den Kauf, ja, ich war in gewisser Beziehung froh, daß ich sie los war, denn sie hätte noch allerlei Unheil anstiften können.

Kurz darauf war eine Menge Volkes auf dem Plan. Ein gefallenes Stück Vieh ist immer ein Ereignis, das einen ganzen weiten Bezirk in Alarm bringt. Die Männer griffen rasch zu, zogen der Kuh die Haut ab und fingen an, die Beute zu zerlegen und zu verteilen. Eine große Portion des Fleisches samt der Haut bekam das starke Weib, die Ketterin ihres Kindes,

die ihr Leben so mutig in die Schanze geschlagen hatte. Dann wurden lustige Feuerchen angemacht, man begann zu braten, zu schmausen und zu essen; und noch lange hernach erzählte man von der Heldentat dieser mutigen Frau.

Die weißen Ameisen, fleißige und vortreffliche Baumeister

Die Wohnungen der Termiten oder weißen Ameisen sind feste Gebilde, auf denen man häufig Antilopen oder Büffel grasen sieht. Die Wände sind oft mit den schönsten tropischen Farnkräutern, seltenen Orchideen und anderen Pflanzen bedeckt.

Als die Kapstadt—Kairo-Bahn gelegt wurde und die Bauunternehmer den Kongo erreicht hatten, kamen sie in das richtige Gebiet der Termiten oder weißen Ameisen. Hunderte von Ameisenhaufen mußten zerstört werden, um einen Weg für die Eisenbahnschienen zu finden.

Die Geschwindigkeit, mit der diese weißen, emsigen Tierchen arbeiten, setzte die Bauleute in Erstaunen. Als sie eine Strecke des Urwaldes gesäubert hatten und nach 3 oder 4 Tagen zurückkehrten, wunderten sie sich, einen Ameisenhügel mitten in ihrem Weg zu finden.

In der Nähe von „Braken Hill“, in Nordwest-Rhodesia, wurde eine Anzahl von Ameisenhaufen zum Teil abgehauen, um den Weg für die Eisenbahn freizulegen. Eine Woche später hatte der Lokomotivführer große Schwierigkeiten, durchzukommen; denn die Ameisen waren bemüht, den Schaden, der ihren Häusern angetan wurde, wieder gutzumachen, indem sie hügelartige Auswüchse bauten, die über das Geleise sprangen, und die so dicht an den eigentlichen Ameisenhaufen befestigt waren, daß sie nur mit Steinärzten entfernt werden konnten.

Das Nest der weißen Ameise ist in der Tat ein wunderbares Gebilde. Erde, Steine und Holz werden herbeigetragen und mit Speichel zusammengefügt. Das Ganze ist geschützt durch dicke Erdschichten, die von den Eingeborenen als Zement-Ersatz zum Erbauen ihrer Hütten gebraucht wird.

Die Wohnung ist so gebaut, daß der Regen sofort ablaufen kann. Der ganze, oft kegelförmige Erdhügel ist mit kleinen Öffnungen versehen, die die Mündungen der vielen Gänge sind, die ins Innere führen. Oft gleichen diese Bauten einem gewöhnlichen Wohnhaus in der Höhe von 12 bis 20 Fuß. Das Innere selbst stellt die kunstvollste Anordnung von Galerien, Hallen, Zellen und Zimmern dar, die in dieser Insektenwelt bestehen.

In der Mitte des Hügel ist der Palast des Königs und der Königin. Letztere legt ihre Eier, 60 in einer Minute. Diese werden von den Arbeiter-Ameisen an einen sicheren Platz gebracht.

Wir finden auch Zellen für die königliche Leibwache und für

die Diener, ferner Vorratskammern, in denen Harz, Schleim, Futter, Samen, getrocknete Pflanzensäfte, Früchte und Holzteig aufgespeichert sind.

Die Ameisen zerstören fast alles, ausgenommen Eisen oder Stahl. Davon wissen die Eisenbahn-Ingenieure zu erzählen. Kommen sie nämlich in eine Gegend, wo diese Tiere leben, dann müssen sie entweder die Bohlen aus Stahl anfertigen oder hölzerne müssen mit Eisenplatten bekleidet werden.

Die Ameisen bohren sich in den festen Gegenstand hinein und höhlen ihn vollständig aus, so daß die äußere Fläche nur noch aus einer dünnen Schale besteht. Es kann z. B. ein Stuhl oder Tisch, wenn er auch noch ein massives Aussehen hat, wie Zunder zusammenklappen.

Die Schnelligkeit, mit der die Termiten arbeiten, ist erstaunlich. In einer einzigen Nacht können sie sich durch ein Tischbein bohren, dann durch die Tischplatte, unterwegs alles verzehrend, was sich darauf befindet, wieder hinunter durch ein zweites Tischbein in den Boden. Die stützenden Holzsäulen eines Daches oder sogar ein Holzdach selbst, kann durch diese Insekten auf diese Art und Weise zerstört werden, ehe die Bewohner noch das Dasein ihrer kleinen weißen Feinde ahnen. Von dieser Zerstörungswut der Termiten haben unsere Schwestern im Kongogebiet besonders in den ersten Jahren ihrer Tätigkeit viel traurige Erfahrungen gemacht. Kleider, Schuhe, Bücher waren in einer Nacht zerfressen.

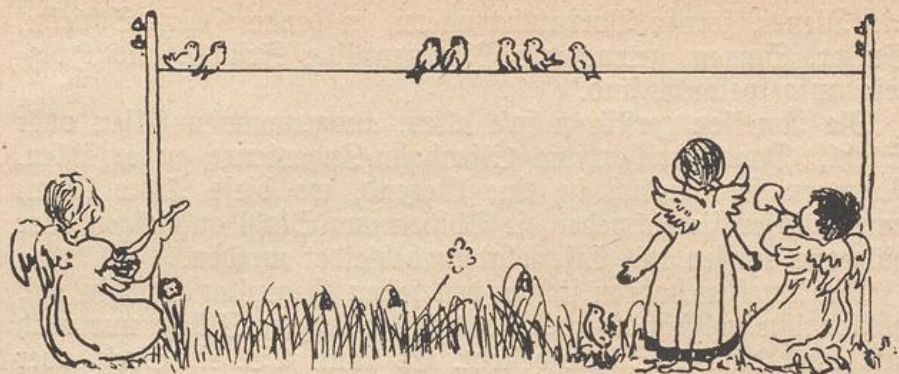
Die weißen Ameisen sind ein Leckerbissen für die Eingeborenen. Nach den Regentagen sitzen die schwarzen Frauen vor den Hügeln und klopfen mit zwei Stäbchen aufeinander. Durch dieses Geräusch werden die Termiten herausgelockt und gefangen. Man reißt ihnen die Flügel aus und sammelt sie in einen großen Topf. Nachdem sie gebrüht sind, werden sie mit großem Appetit verzehrt.

Th.

Die Zeitung

bringt dir

die Welt ins Haus!



F ü r d i e K i n d e r

Die gehorsamen Täubchen

(Schluß)

Nicht lange, dann kam dieser freundliche Nachbar wieder, hörte diese traurige Geschichte und spendete wieder zehn Tauben, meist noch junge, nur vier waren schon ausgewachsen und machten ein gar „verständiges Gesicht“, warfen das Köpfchen hin und her, und die schwarzen glänzenden Auglein schienen sehr sorgenvoll dreinzuschauen. Das Haus schien ihnen offenbar zu groß, so palastartig, alles so fremd, und als ob sie eine Ahnung des hier geschehenen Verbrechens gefühlt hätten, wollten sie gar nicht gerne in diesen Taubenschlag hinein. Man sperrte sie also ein paar Tage ganz ein, gab ihnen Wasser zum Trinken und zum Baden sowie gemischtes Futter. Ihr seht, liebe Kinder, die Tauben wurden vorschriftsmäßig sehr gut verpflegt. Das müßt ihr auch tun, wenn ihr Tiere zu versorgen habt, recht gut pflegen, nicht hungern lassen usw.

Nach einigen Tagen wurde der Taubenschlag geöffnet. Die Ältesten schienen zwei Pärchen zu sein, standen unter dem Eingangstürchen, schauten hin und her, hinauf und hinunter, — oben sahen sie einen Geier fliegen, unten sah die Sache noch bedenklicher aus, denn zwei große schneeweiße Katzen saßen da und daneben spielten und tollten noch dazu zwei kleine Katzen, ebenfalls weiß wie der Schnee; — nein, da machten sie lieber „kehrt“ und wichen ein paar Schritte zurück. Die jüngeren Täubchen jedoch wollten sich vordrängen und stürmisch heraus aus dieser Gefangenschaft. Da hättet ihr aber sehen sollen, liebe Kinder, wie da die Frau Taubenmutter ängstlich zu warnen schien, und wie der Vater Täuberich einfach kurzen Prozeß machte und mit dem Schnabel die Vorwitzigen Mores lehrte. Die durften absolut nicht heraus, nur die vier Älten begannen sich ihre nähere und entferntere Umgebung anzusehen, flogen aufs Dach, auch zum Fließchen, und ich glaube, sie waren so halb und halb zufrieden, es schien ihnen zu gefallen. Aber das muß ich sagen, sie waren sehr vorsichtig, das gefiel mir, denn „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit“. So vergingen mehrere Tage. Jetzt wollten die andern Täubchen doch auch einmal heraus und sich die Welt anschauen. Nach vielem Hin- und Herberaten durften vier davon mit den Älten einen Ausflug machen, während die beiden Jüngsten schön gehorjam auf der kleinen Veranda sitzen blieben oder hin und her flatterten. Ja, „ja in Kivungilo ist es schön, das mußten doch auch die Täubchen seh'n“. Sie flogen herum, hierhin, dorthin, überall freundliche Gesichter; nun ging es dem duftenden dunkelroten Rosenbeet entlang, dann an die Stufen, die zum Nähzimmer führen — und da unten, hm, da duftete es auch so lieblich heraus. Da bei der Küchentüre stand

die große, junge Schwester Reinhilde und rief ihnen so freundlich ku-ku-ru-ku entgegen, es muß wohl auch allerhand Gutes, frische Samenkörnchen ufm. hier zu finden gewesen sein, denn die ahnungslosen Täubchen spazierten ganz gemütlich auf und ab.

Da auf einmal ein lauter Schrei, unser guter Blasi hatte ihn ausgestoßen, aber leider zu spät, stürzte ein Geier herab und holte sich die größte, schönste, schneeweiße Taube und flog mit ihr auf und davon. Nun flogen natürlich die erschreckten Tauben, so schnell sie nur konnten, in den Taubenschlag hinein. Eine große Trauer schien alle erfaßt zu haben. Sie saßen ganz tief hinten mit hängenden Köpfchen und ließen sich nicht einmal beim Eingangstürchen sehen.

Opa war fort und der alte Täuberich saß beständig auf der Wache, daß ja keine Taube mehr, nicht einmal auf die Veranda, herauskam. Man mußte ihnen notgedrungen Wasser und Futter hineinstellen, sonst wären sie tatsächlich verhungert. Ofter versuchte eines der Jüngeren sich an die Sonne zu setzen, näher dem Eingang zu, aber der Wächter jagte sie zurück, und die Täubchen blieben so Tage, ja Wochen lang im Verborgenen, flogen nicht fort bei offener Türe und Fensterlein ihres Hauses. Nun, liebe Kinder, habe ich da nicht recht, wenn ich die Täubchen „gehorsam“ nannte. Ja, sie waren gehorsam, nochmals sage ich's, denn ich alte erfahrene Lehrerin sah ihnen wohl an, wie schwer ihnen dieser „Gehorsam“ wurde. Die Sonne schien ja so warm, vergoldete förmlich den Taubenschlag, der frische Morgenwind säuselte so sanft und lind, die roten und weißen Köpfchen von der Hecke, welche um das Taubenhaus angepflanzt sind, dufteten so herrlich. Der große alte Baum neben dem Taubenschlag winkte so verführerisch; die Vögelin saßen in seinen Zweigen und sangen und lockten förmlich die Täubchen, sie sollten doch auch herausfliegen und die „herrliche Freiheit“ in Gottes wunderbar schöner Natur genießen. — — Unsere gute Schwester Wenzeslawa stand oft neben mir, schüttelte den Kopf und sagte: „Was sind doch das für Vögel, Türen und Fenster sind offen und sie fliegen doch nicht heraus.“ — „Opa aber, der Tauben-Großpapa, schüttelte das Köpfchen, trippelte allein hin und her, und ich kann mir denken, was er gesagt haben wird zu den anderen acht Tauben, welche da hinter der Türe saßen und so verlangend herausblickten: „Liebe Kinder, bleibet im Hause, in der Sicherheit, denn verführerisch ist die Welt, voll Gefahren, böse Menschen, listige Tiere, alles lauert darauf, euch zu verderben.“ — Es tat mir, der optimistischen, gutherzigen Tante, wirklich leid, daß dieser Großvater gar so pessimistisch war, und überall Tod und Verderben voraussah; und ich tat alles, um die Täubchen in die goldene Freiheit zu locken. Ich streute das beste Futter auf den Boden und siehe da, nun fing doch Opa selber an mit sehnsüchtigem Verlangen herunter zu blinzeln; auch schien er jetzt zu verstehen, was ich wollte, und wie ich selber Wache stand, die weiße Mizi verjagte und auch zum blauen Himmel aufschaute, um den Geier abzuschrecken.

Es dauerte lange, lange; endlich nahm er sich ein Herz, und die große Braunschekige neben ihm, es schien seine bessere Hälfte zu sein, flog zu gleicher Zeit mit ihm herunter. Ah! das muß wohl sehr angenehm gewesen sein, denn unten gab es auch feinen Sand und Käferlein, also auch Fleischspeisen. Na, jetzt ließen sich die andern sieben auch nicht mehr zurückhalten und flogen zum ersten Male nach langer Zeit ins Freie. —

Opa machte den Anfang, flog wieder hinauf, und nun schien er den andern auch zu gestatten, daß sie sich auf das rote Dächlein setzen, und daß sie auf dem Gitter der Veranda sich schaukeln und hin und herwiegen durften. Aber alles ging im Gehorsam. Während die Jugend sich vergnügte, paßte er auf, sah immer in die Luft, ob sich nicht der Geier sehen ließ.

Das heiße ich Vorsicht, liebe Kinder, ist das nicht schön?! — — Gehorsam ist eines Kindes schönste, vorteilhafteste Tugend und der beste Weg, glücklich, recht glücklich zu werden für Zeit und Ewigkeit. Lernet es, liebe, junge Leser von unsern lieben, gehorsamen Täubchen in Rivungilo.

3

Herzlichen Dank

allen lieben Wohltätern und Abonnenten, welche im verflossenen Monat den Beitrag für die Caritasblüten einsandten, und ein herzliches Vergelt's Gott mit dem Versprechen des Einschlusses in unsere und der Kinder Gebete.

Vollkommene Ablässe

für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut:

1. Am Freitag in der Passionswoche, als dem Feste der sieben Schmerzen Mariä; 2. am Gründonnerstag; 3. am Karfreitag; 4. am heiligen Osterfeste.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut:

„Kostbares Blut Jesu, in der schrecklichen Geißelung für uns in Übermaß fließend, flöße uns tiefe Reue über unsere Sünden ein und die Liebe zum Leiden!

Gebetserhörung

Der lieben Gottesmutter und dem heiligen Josef sei tausendfacher Dank für Hilfe in verschiedenen Anliegen.

Das Totenglöcklein

Das Totenglöcklein meldet das Hinscheiden unserer treuen Abonnenten, des hochw. Herrn Pfarrers Hufgard, Aichaffenburg; Herrn Heinrich Heinkolt, Ahfen; Herrn Karl Schwarz, Frau Pauline Frei, Frau Anna Baumhauer, Fräulein Crescentia Müller, Massenbachhausen; Frau Johanna Gossen, Recklinghausen; Herrn Gerhard Blüth, Hummeldorf; Herrn Ignaz Pyka, Bochum, und des Herrn Anton Gaukstern, Bochum-Langendreer. Wir bitten um ein inniges Memento für unsere lieben Verstorbenen beim heiligen Messopfer, damit sie bald zur Anschauung Gottes gelangen mögen. R. i. p.

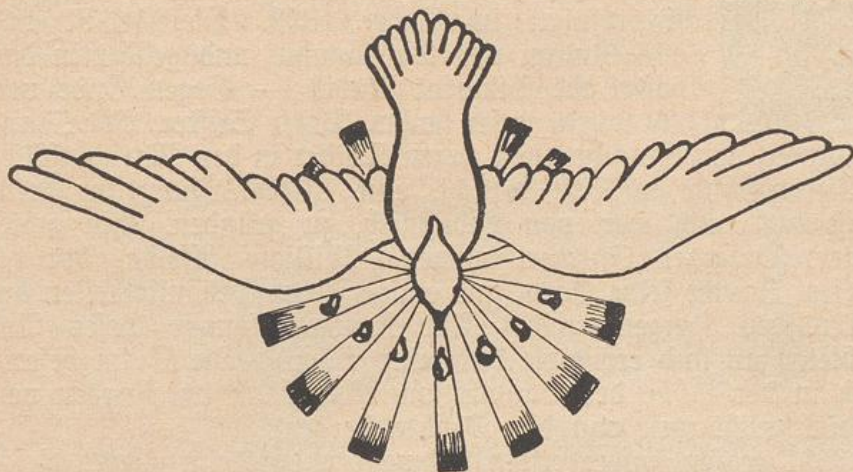
Das Winterhilfswerk des Deutschen Volkes ist der stärkste Ausdruck der Volksgemeinschaft! **Opfer!**
Bekenne Dich zum Volk durch Dein

Caritasblüten

Nr. 5

Mai

1937



P f i n g s t e n !

Der Geist des Herrn erfüllt den Erdkreis!
Alleluja!

Am hochheiligen Pfingstfest feiert die katholische Kirche ihr Geburtsfest, ihren Gründungstag. Durch das Sprachentwunder, das der Heilige Geist in den Aposteln wirkte, wurde der erste Tag bereits ein reicher Erntetag für Christus, ihren Stifter.

Der Heilige Geist, der in Gestalt von feurigen Zungen auf die Apostel herniederstieg, ist von da an die Seele der Kirche. Er belebt, leitet und lehrt sie und bewahrt sie vor jedem Irrtum.

Wir alle sind dem Heiligen Geiste großen Dank schuldig für das heilige Sakrament der Firmung. Durch dasselbe wurden wir mit aller Kraft ausgerüstet zu Streikern Christi. Die Gnade des heiligen Geistes bringt in uns die Früchte desselben hervor: „Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Sanftmut, Treue, Mäßigkeit, Enthaltensamkeit und Keuschheit, wenn wir dem Heiligen Geist treu bleiben.

O, daß die Menschheit wieder zurückkehren möchte zum Geiste der Wahrheit und aufrichtigen Liebe! Beten wir mit der heiligen Kirche: „Sende aus deinen Geist, und du wirst das Angesicht der Erde erneuern!“

Aus der Chronik der Missionsstation Maria Ratschitz, Süd-Afrika

Schw. M. E. C. P. S.

Die Gründung unserer Missionsstation Maria Ratschitz erfolgte im Jahre 1890. Dieselbe ist eine Tochterstation von Mariannahill und gehört in das Apostolische Vikariat Natal. — Gegen Ende von 1889 wurde unser hochw. Vater Stifter, Abt Franz Pfanner, von Eingeborenen, deren Kinder in der Mariannahiller Missionschule weilten, ersucht, eine Niederlassung in ihrem Distrikte, nicht weit von Ladysmith, zu gründen. Ein gebildeter schwarzer Farmer, namens William Afrika, bot zu diesem Zwecke seine Farm und einige seiner Gebäulichkeiten an. Freudigen Herzens nahm Abt Franz Pfanner dieses Anerbieten an und errichtete dort eine Schule. Die Farm befand sich in der Nähe der Bahnstation Waschbank im Norden von Natal, nicht weit von den Drakensbergen.

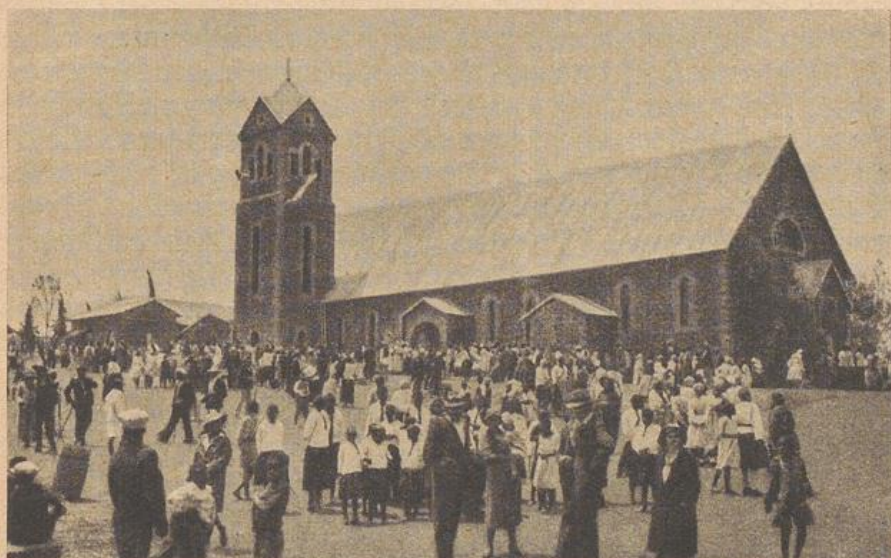
1891 trafen unsere ersten Schwestern dort ein. Zwei dieser tapferen Pionierinnen, Schwester Dominica und Schwester Petronilla, sind heute noch hier; sind sehr rüstig und versehen beide noch ohne andere Schwesternhilfe ihre Posten treu und pünktlich, zur Erbauung von Weißen und Eingeborenen.

Lassen wir uns von ihnen ihre Erlebnisse in den ersten Jahren erzählen: „Als wir vier Schwestern im St.-Josefs-Heim, so hieß die damalige Niederlassung, ankamen, waren bereits ein Priester und ein Bruder dort, welche die Schule betreuten. Heiden gab es nicht so viele, dafür aber um so mehr Protestanten, denn protestantische Missionare waren schon beinahe 80 Jahre vorher in diesem Gebiete tätig. Auch die Kultur war unter den Eingeborenen schon etwas fortgeschritten. Kurz bevor die Station eröffnet wurde, entstand eine große Spaltung unter den protestantischen Sekten. Diesem Umstand haben wir die Gründung der hiesigen Station zu verdanken. Bald auch zeigte sich, wie geneigt die protestantischen Schwarzen in jener Gegend unserm heiligen katholischen Glauben waren. Sie schickten uns ihre Kinder, namentlich ihre Töchter, zur Erziehung.

Im Anfang war große Not im St.-Josefs-Heim. Erstens waren wir nur Pächter und konnten nur mit Mühe den Pachtzins von 25 Pfd. Sterling (500 Mk.) im Jahre erschwingen und zweitens war die Gegend sehr wasserarm, so daß an eine Verbesserung nicht leicht zu denken war. Doch der Mensch denkt, und Gott lenkt! Der liebe Gott wollte hier so recht seine göttliche Vorsehung walten lassen. Im Jahre 1892 vermachte ein reicher Böhme der Mariannahiller Mission eine große Schenkung,

die für eine Neugründung in der Mission bestimmt war. Auf dessen Wunsch sollte dieser neuen Station der Name Maria Katschik beigegeben werden. Bald war denn auch ein geeigneter Platz, etwa zwei Stunden westlich vom St.-Josefs-Heim und etwa 350 Kilometer von der Hafenstadt Durban entfernt, gekauft.

Die Übersiedelung vom St.-Josefs-Heim nach Maria Katschik erfolgte jedoch erst nachdem die notwendigsten Gebäulichkeiten errichtet waren. Als wir vier Schwestern dort anlangten, kamen uns die Kinder scharenweise entgegen und hießen uns willkommen.



Maria Katschik von „heute“

Photo: Caritas-Archiv

Auch hier mußten wir manche Opfer bringen, bis die Station war, wie sie heute ist. Unser Kirchlein war eine kleine Blechhütte. Der Schulsaal diente als Nähzimmer, Speisesaal und Schlafraum für uns Schwestern, die nun noch eine Lehrerin zur Hilfe erhalten hatten. Der hochw. Pater Missionar und die Brüder bewohnten eine runde Hütte. Eine andere Hütte wurde von unseren Mädchen bewohnt. Obwohl noch alles recht primitiv war, so fühlten wir uns doch wie Könige auf ihren Thronen, denn nun waren wir ja im eigenen Heim. In kurzer Zeit hatten wir eine stattliche Anzahl Kinder für unsere neue Schule und auch viele Mädchen zur Erlernung der Hausarbeiten. Gottes Segen war überall.

Ich schlief bei den Arbeitsmädchen in einer runden Hütte. In derselben wohnte vor unserer Ankunft eine Negerfamilie, die uns bei ihrem Abzug noch lebendige Andenken hinterlassen hatte. Des Nachts wimmelte es von Wanzen. Es schien, als

ob diesen unheimlichen Tierchen das europäische Blut eine Delikatesse gewesen wäre, so setzten sie mir zu. Die Kinder merkten kaum etwas, schnarchten, als würden sie knorrige Bäume sägen, während ich mit dem Ungeziefer kämpfte. Auch hatte die Hütte keine Türe. Doch ich suchte mir zu helfen, denn Not bricht Eisen. Eine Blechtafel und ein paar volle Maissäcke ersetzten uns die fehlende Türe. Allerdings alle Lücken konnten wir nicht ausfüllen und darum auch nicht verhindern, daß wir mit nächtlichem Besuch von Schlangen überrascht wurden. Doch nie passierte ein Unfall; wir waren unter Gottes Schutz wohlgeborgen. Allmählich sehnte ich mich doch nach Nachtruhe und ich war sichtlich froh, als das neue Mädchenheim fertiggestellt war und wir übersiedeln konnten. Man muß bedenken, daß es keine Kleinigkeit war, in der Nacht eine wahre Folter durchzumachen und bei Tag in der afrikanischen Gluthitze schwere, ungewohnte Arbeiten zu verrichten. Selbst der stärkste Mensch versagt. Aber wahre Ruhe gibt's auf dieser Welt nicht! Das mußte ich gar zu bald erfahren. Kaum waren wir ins neue Haus übergesiedelt, so stellten sich andere unliebe Besucher des Nachts ein. Es wimmelte von großen Ameisen, die aus dem Lehmfußboden herauskrochen. Es gab nicht eher Ruhe, bis wir den Fußboden aufgerissen hatten und ihn pflasterten und auszementierten.

Vierzig Jahre lang ging ich mit den Mädchen bei Sturm und Gluthitze aufs Feld. Heute bin ich Gärtnerin und fühle noch die Kraft eines jungen Menschen in mir.

Schwester Dominica war jahrelang das Mädchen für alles. Da gab es für mehr als hundert Kinder zu kochen, zu waschen und zu flicken. Überall mußte die treue Seele zugreifen. Mehr als dreißig Jahre schon besorgt sie den umfangreichen Obstgarten. Dies tut sie noch bis auf den heutigen Tag und hat nur drei Buben zur Hilfe. Dazu ist sie eine wahre Künstlerin im Verfertigen von künstlichen Blumen, eine Arbeit, die sie an Regentagen verrichtet. Trotz ihrer 75 Jahre ist sie noch rüstiger als manche fünfzigjährige, und dazu immer heiter und gottergeben.

Einmal war ein großer Grasbrand, der sich auch über den Obstgarten hinzog. Ehe der Brand vollständig gelöscht werden konnte, waren 1500 Obstbäume dem Tode geweiht. Man schätzte den ganzen Schaden auf 10 000 Mk. Heute merkt man nichts mehr davon. Die gute Seele hat ihn wieder angepflanzt mit selbstgezüchteten Obstbäumchen.

Als im Jahre 1900 der große Burenkrieg ausbrach, wurden wir auch in Mitleidenschaft gezogen. Wir waren ja in der Nähe von Ladysmith, wo die heiße Burenschlacht stattfand.

Kurz vor Ausbruch des Krieges wurde uns eine Mahnung von unsern Obern aus Mariannhill zugeschickt, daß wir sofort

zum Mutterhaus flüchten möchten. Die Nachricht kam jedoch zu spät. Ringsherum waren die Bahngleise aufgerissen und Brücken in die Luft gesprengt. Aller Verkehr stockte. Eines Tages, im November, als wir morgens aufstanden, war unsere Station von einem Regiment Buren belagert, und wir als Gefangene im eigenen Haus erklärt. Der hochw. Herr Pater Missionar wurde ins Gefangenenlager nach Pretoria abgeführt. Wir wurden den ganzen Tag mit aufgezackten Gewehren bewacht. Man beschuldigte uns, daß wir englische Flüchtlinge beherbergt hätten.

Die Soldaten drangen in alle unsere Räumlichkeiten ein und hielten gründliche Haussuchung. Es war ein wahrer Greuel der Verwüstung. Gegen Abend traf ein österreichischer Hauptmann ein und kommandierte das ganze Regiment zum Abmarsch. Er entschuldigte sich sehr bei uns, erklärte uns wieder frei und sagte uns seinen Schutz zu. Doch von November bis Mai 1901 hatten die Buren ihr Heerlager auf unserer Missionsfarm, und wir hatten ständig Einquartierung. Die wenigen Vorräte für Menschen und Vieh, die wir hatten, wurden von ihnen beschlagnahmt. Wir litten große Not.

Gegen Ende des Krieges wurde uns der Schaden wieder einigermaßen ersetzt. Ganze Fuhren Lebensmittel wurden uns zugefahren. Gott sei Dank, daß alles noch so gnädig abging; denn es kostete bei uns kein Menschenleben. Unsere Kinder jedoch waren so hange, daß sie bei Ankunft der Buren alle in ihre Heimat liefen. Nach dem Krieg kamen sie wieder freudigen Herzens zurück. Auch unser hochw. Herr Pater Missionar kehrte nach einem Jahre wieder zu seinen verlassenen Schäflein zurück.“

Soweit der Bericht unserer beiden, wackern Pionierinnen über das Leben und Treiben in Maria Ratschitz während der ersten Jahre ihrer Wirksamkeit.

Heute hat sich Maria Ratschitz zu einer der blühendsten Missionsstationen entwickelt. Die hiesige unter der Regierung stehende Schule: Mittel- und Elementarschule, die von einer unserer Schwestern unter Beihilfe von eingeborenen Hilfskräften geleitet wird, steht im besten Rufe. Heute zählt dieselbe 240 Kinder. Die umherwohnenden Protestanten schicken mit Vorliebe ihre Kinder in unsere Mittelschule.

Seit der Gründung entstand auch ein großes Dorf um unsere Missionsfarm herum. Die Leute, nur Katholiken, kommen zu uns zur Kirche. Doch haben sie eine eigene Schule, die ebenfalls unter der Regierung steht und von 120 Kindern täglich besucht wird. Auch St. Josef's Wesselsneck ist eine unserer größten Außenstationen von Maria Ratschitz, mit Kirche und Schule. Dieselbe wird jedoch von hier aus pastoriert. Jeden Sonntag

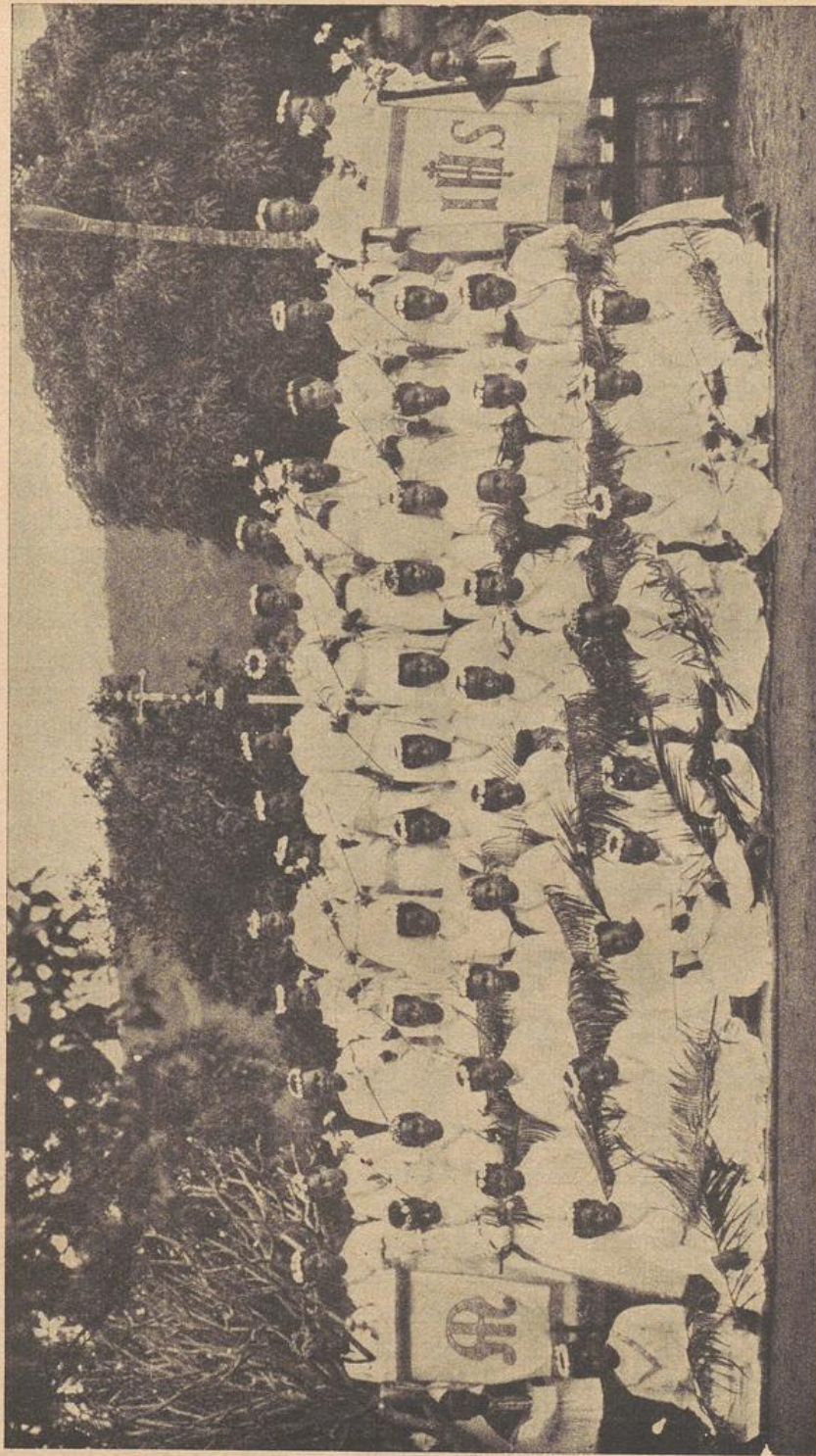


Photo: Caritas-Archiv

Gruppe aus der Fronleichnamsprozession Mariannhill

geht ein Priester hin, um heilige Messe zu lesen und Segensandacht zu halten.

Gegenwärtig sind neun Schwestern hier, zwei Priester und drei Brüder. Wir Schwestern befassen uns ausschließlich mit Schulunterricht, mit der Erziehung der weiblichen Jugend und mit Krankenpflege. Wir leiten die Mädchen zu den verschiedenen häuslichen Arbeiten an, wie Kochen, Nähen, Flechten, Gartenarbeit usw. Auch geben wir Religionsunterricht, leiten den Kirchenchor und die verschiedenen weiblichen Vereine, wie Frauen-, Jungfrauen- und Kindheit-Jesu-Verein.

Allerdings brauchten wir noch mehr ausgebildete Kräfte. Durch den Fortschritt in der Kultur machen die Eingeborenen auch größere Ansprüche als früher.

Wer von den lieben Leserinnen möchte unsere beiden tapferen Pionierinnen ersetzen und ihnen zu einem wohlverdienten Ruhestand nach mehr als vierzigjähriger Tätigkeit im opferreichen Missionslande verhelfen?

Die Arbeit ist groß und die Saat reif zur Ernte. Doch wo sind die Arbeiter? Rufe nicht auch dich der Herr des Weinberges um die elfte Stunde. „Komme auch du in meinen Weinberg!“

♫

Mach' auf!

Es pocht der Heiland leis und sacht,
Doch sehnsuchtsvoll an deiner Tür
Und ruft: „O Seele öffne mir!
Mein Haupt ist feucht vom Tau der Nacht!“

Mach' auf, mach' auf, o Menschenkind,
Laß mich herein ins arme Herz,
Damit ich lind're jeden Schmerz,
Damit in mir es Ruhe find'.

O sieh, ich möcht so gern hinein
Mit Gnade, meiner Lieb,
Den Willen dein, den Schlüssel gib -
So zieht mit mir der Friede ein!“

A. G.

♫

Die ersten Diamanten

Gin Irländer, John O'Reilly, ein Jäger und Kaufmann in den nördlichen Teilen Süd-Afrikas, kam im Jahre 1867 auf seiner Rückreise an die Küste des indischen Ozeans. Mit einem Ochsenwagen gelangte er dann zu einer Farm am Orangefluß. Der Besitzer derselben, ein Nachkomme der ersten holländischen Ansiedler, Schalk van Niekerk, gewährte ihm die bei den Buren übliche Gastfreundschaft. O'Reilly saß am Abend mit der Familie vor dem Wohnhaus und bemerkte, wie die Kinder seines Gastgebers mit Steinchen spielten, die ihm außergewöhnlich schienen. Er fragte, woher sie denn diese schönen „Kiesel“ hätten, und erhielt die Antwort, daß es deren viele unten am Flusse gibt.

Unter den Steinchen, mit denen die Kinder spielten, fiel O'Reilly eines besonders auf, und zwar wegen seiner eigentümlichen Form und Durchsichtigkeit. Er bat den Herrn van Niekerk, ihm den „Kiesel“ zu schenken. Derselbe gab sofort seine Einwilligung und erklärte, daß ein kleiner Knabe einer auf der Farm lebenden Buschmannsfamilie den Stein vor einiger Zeit seinen Kindern gegeben hatte. O'Reilly ließ den Knaben rufen und erfuhr, daß derselbe ihn beim Baden im Sande des Flußbettes sah, und da er so schön hell leuchtete, habe er ihn mitgenommen. Auf seiner Weiterreise zeigte er den Stein einigen jüdischen Händlern. Diese erklärten, es sei ein wertloser Topas.

In Grahamstown zeigte er ihn dem Dr. Atherstone, der nicht nur als praktischer Arzt, sondern auch als wissenschaftlich hochgebildeter Mann in der Kapkolonie einen guten Ruf hatte. Atherstone besichtigte den „Kiesel“ einige Zeit, dann holte er das Stück einer zerbrochenen Fensterscheibe, zerschnitt dieselbe wiederholt mit dem Stein und erklärte denselben für einen Diamanten, auf den er den Preis von 500 Pfund Sterling stellte. Dr. Atherstone gab dann den Stein den Juwelieren in Grahamstown, welche, nachdem sie alle Feilen daran ohne Erfolg probiert hatten, die Erklärung abgaben, daß derselbe ein Diamant im Gewicht von $2\frac{1}{2}$ Karat sei. Bald darauf kaufte der damalige Gouverneur der Kapkolonie, Sir Philip Wodehouse, den Stein für 500 Pfd. Sterling.

Schnell verbreitete sich diese Neuigkeit in der Kolonie; eine große Anzahl und selbst Männer aus den besten Klassen der Gesellschaft gaben ihre Stellungen auf und wanderten an den Orangefluß. O'Reilly war begreiflicherweise einer der ersten. Der Farmer van Niekerk hatte inzwischen von einem Hottotten gehört, daß ein Koronna-Kasser einen sehr großen und durchsichtigen Stein als Talisman seit vielen Jahren in Leder

eingenäht auf der Brust trage. Nach vielen Schwierigkeiten fand van Niekerk den Mann und es gelang ihm, denselben für die für ihn fabelhaft große Entschädigung an Vieh im Werte von 400 Pfund Sterling zum Verkauf des Steines zu bewegen. Ein Händler Lilienfeld kaufte den Stein für 11000 Pfund Sterling, er wanderte nach Europa und wurde schließlich von Lady Dudley für 25000 Pfund Sterling gekauft. Der Stein erhielt den Namen „Der Stern Südafrikas“ und wiegt $83\frac{1}{2}$ Karat.

Die Anzahl der Diamantensucher wurde immer größer und zerstreute sich an den Ufern des Oranjes in der Umgegend von Niekerks Farm. Die Ausbeute dort war bald erschöpft und viele wanderten an die Ufer des Baals, wo dieselbe reicher war. Als die ersten Sucher ihre unterirdische Arbeit begannen, kam es nicht selten vor, daß im Lehm, aus dem sie ihre Hütten erbauten, sich Diamanten vorfanden. Die Frau eines englischen Beamten, welche mit ihrem Gemahl die neuen Felder besichtigte, spielte mit ihrem Sonnenschirm in der Erde und brachte einen Diamanten zum Vorschein, der 600 Pfund Sterling wert war.

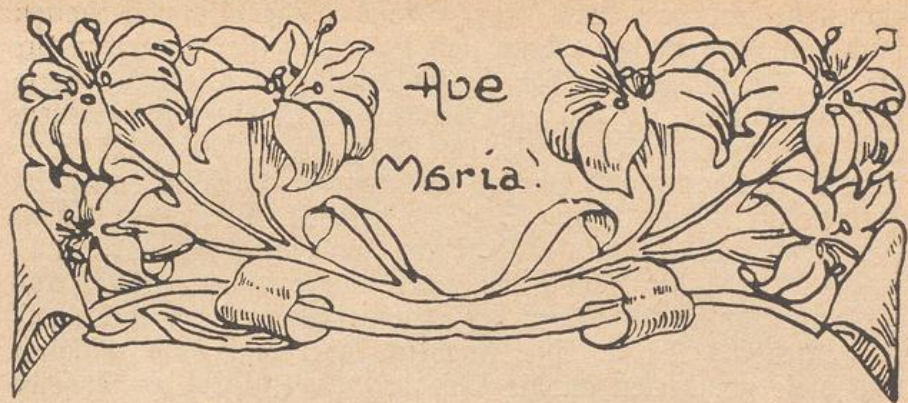
Einer der ersten Diamantensucher war der damals arme Cecil Rhodes; nachdem er für verhältnismäßig geringe Summen, die er aus seiner eigenen Ausbeute gewann, andern ihre Rechte abgekauft und damit den Grund seines Reichthums gelegt hatte, verband er sich mit dem deutschen Juden Alfred Beit, dem glücklichsten Spekulanten unter den zahlreichen Händlern, welche die gefundenen Diamanten aufkauften. Cecil Rhodes übertraf Beit an Talent in Finanzsachen und brachte alle Minen in den Besitz einer großartigen Gesellschaft.

Der kleine „Kiesel“, den John O'Reilly vor mehr als 60 Jahren von Niekerk am Oranjes erhielt, hat eine der wichtigsten und weitgehendsten Veränderungen in Südafrika mit sich gebracht: die Entstehung Rhodesias, die Bildung der mächtigen Chartered Company, der Burenkrieg und manch anderes Ereignis von unberechenbarer Tragweite würden kaum ohne den erstgefundenen Diamanten zu verzeichnen sein.

Am Jüngsten Tage der Welt hat nur ein Diamant seinen vollen Wert: „Der Glaube an Gott den Allmächtigen.“ Die funkelndsten Diamanten und aller irdischer Reichthum, den sie gebracht, versinken dann in das Nichts!

3

Es hat der Herr hienieden
Jedwedes wohlbestellt,
Sei nur mit dir in Frieden
So bist du's mit der Welt.



Der lieben Maienkönigin!

O holde Maienkönigin,
O schönste aller Frauen!
O milde Gnadenspenderin,
Auf dich die Herzen bauen!
Sie loben dich, sie preisen dich
Mit tausend Engelchören,
O Mutter lieb, o laß auch mich
Die süßen Töne hören!
Dann stimm ich ein mit frohem Sinn,
Die Mutter mein zu preisen,
Ich lobe meine Königin
In schlichten Kinderweisen.
Ihr schenke ich mein ganzes Herz,
Mein Denken, Tun und Leben,
Mit ihr teil ich stets Freud' und Schmerz,
Ihr hab ich mich ergeben.
Von meiner Mutter weich ich nicht,
Nie werd ich von ihr lassen!
Bei meiner Mutter bleibe ich,
Sie wird mich nie verlassen.
Und wenn mein letztes Stündlein naht,
Maria steht zur Seite —
Und auf des Lebens letztem Pfad
Gibt sie mir das Geleit.
Dann schau ich dich, o Königin,
In deinem Lichtgewande,
Dann ist mein Geist, mein Herz und Sinn
Bei dir im Vaterlande!
O Ewigkeit, o Seligkeit!
Segrüßt seist du, Maria!

m. 3.

Manufaktur der Negerwelt

Satsache ist, daß die Neger in alter Zeit in vielen Stücken eine große Geschicklichkeit an den Tag legten, die man heutzutage nur selten mehr bei ihnen findet. So waren sie z. B. äußerst geschickt in der Bearbeitung von Eisen, doch seitdem die meisten Kaufleute ihre Märkte eröffnet haben, gibt es unter den hiesigen Schwarzen nur selten einen tüchtigen Arbeiter in Metallwaren.

Weiter gegen Norden zu, jenseits des Sambesi, kann man allerdings auch heute noch eine große Zahl kaffrischer Schmiede finden, die sich auf ihr Handwerk vortrefflich verstehen. Dabei ist ihr Handwerkszeug von der denkbar primitivsten Art. Der Blasbalg ist aus einer Ziegenhaut fabriziert; als Gebläse dient ein mächtiges Ochsenhorn, vorn mit einer steinernen Spitze versehen. Ein Holzkohlenfeuer brennt nebenan in einem ausgehöhlten Stein und wird durch zeitweilige Aktion des Blasbalges lebendig erhalten. Als Amboß muß ebenfalls in der Regel ein recht harter Stein dienen, während der Hammer aus Eisen gemacht ist. Gearbeitet wird mit Händen und Füßen und man sollte nicht glauben, welch feine Sachen und Filigranarbeiten diese schwarzen Schmiede fertigbringen.

Auch gute Lederwaren verfertigen einzelne Raffern, desgleichen Schnitzwerke in Holz. So sind z. B. überall bei den hiesigen Eingeborenen gewisse Holzklötzchen in Gebrauch, die bei ihnen die Stelle eines Kopfkissens vertreten müssen. Dem einen dient hierzu das nächstbeste Stück Holz, während ein anderer ein feines, kunstvoll geschnitztes Kopfkissen sein eigen nennt, das allerlei phantastische Formen aufweist. Das Messer zum Schnitzen kauft er sich beim Krämer. Frauen und Mädchen wissen hübsche Matten aus Gras und leichtem Schilf zu verfertigen. Einige von ihnen verstehen sich auch auf Töpferarbeit. Mächtige Töpfe werden von innen aus Lehm geformt und gut gebrannt. Dabei kursieren bei ihnen ähnliche Sprichwörter wie bei uns, z. B. „Der Hafner ißt aus einem zerbrochenen Topf.“ Wie man auch bei uns zu sagen pflegt: „Des Schuhmachers Kinder gehen in den zerrissensten Schuhen.“ Oder: „Töpfe werden geformt, wenn der Lehm gut zubereitet ist.“ Wir sagen dafür: „Man macht das Heu, wenn die Sonne scheint!“ Beim Schwarzen hätten unsere Bilder weniger Sinn, denn Schuhe trägt er keine, weder er noch sein Kinder, und zum Heumachen ist in seinem heißen sonnigen Lande immer die richtige Zeit.

Mannspersonen schnitzen auch Milchgefäße aus massiven Holzblöcken, desgleichen große Schüsseln. Vielfach sind solche Sachen recht solid und gut gearbeitet, wie die vielen Proben zeigen, die in jedem größeren Museum zu finden sind. Bänder

und Schnüre macht der Neger aus langem, zähem Gras, auch aus der Rinde gewisser Bäume. Er schneidet zunächst die Rinde in lange, feine Streifen und zerkaut sie dann etwas im Munde. Zum Schluß werden die Strähne ineinander verwoben, indem sie der Fabrikant mit der Handfläche auf seinem Schenkel hin- und herreibt. Die so gefertigte Seilerarbeit ist äußerst solide und leistet ihm die mannigfachsten Dienste. Er hat auch eine eigene Art, Häute zu gerben und die sogenannten Ochsenriemen herzustellen, die bei einem kaffrischen Fuhrwerk so wesentliche Dienste leisten. Nördlich vom Sambesi betreiben die Schwarzen auch etwas Spinnerei mit der Baumwolle, die dort wild und ungepflegt wächst.

3

Es muß doch Frühling werden?

Ein Priester besuchte eine kranke Frau, die in sehr gedrücktem Seelenzustande lebte. Sie war sehr über den Zweifel bekümmert, ob sie bei Gott in Gnaden stehe. Der Geistliche sprach ihr tröstend zu und verwies sie auf die Verheißungen des Erlösers. Aber kein Trostwort wollte Eingang in ihr Herz finden. Da stand der Priester auf, trat ans Fenster und guckte durch die Scheiben in den Garten hinaus, der im Schnee begraben lag. Die Sträucher standen blätterlos da und die kahlen Zweige der Obstbäume zitterten im Nordwinde. Der Pfarrer schwieg eine Weile, dann begann er: „Ei, was für schlechte Bäume habt Ihr da in Eurem Garten!“ — „Warum?“ fragte die Kranke. — „Nun, sie sind so nackt und dürr, strecken die Äste und Zweige in die Höhe! Warum laßt Ihr sie nicht ausrotten?“ „Aber, Herr Pfarrer, wie können Sie so sprechen? Es ist ja Winter. Wenn der Frühling kommt, werden sie wieder ausschlagen, und im Herbst kommen dann die Früchte. Die Bäume sind doch nicht schlecht.“ — Der Pfarrer sah die Frau ernst an und sprach: „Mit den Bäumen wißt Ihr Bescheid, liebe Frau, aber mit Euch selbst nicht. Auch in Eurem Herzen ist jetzt kein Blatt grün; es ist Winter darin. Aber glaubt Ihr denn nicht, daß der treue Gott, der nach dem Winter draußen den Frühling anbrechen läßt, auch in Eurem Herzen Frühling und neues Leben schaffen kann? Habt Ihr zu Gott gar kein Vertrauen mehr? Hat er je seine Kinder, die zu ihm um Hilfe rufen, im Winter elend verkommen lassen?“ Die Frau schwieg beschämt. Dann sagte sie: „Sie haben recht, Herr Pfarrer; ich war kleinmütig und darum so trostlos. Ich will getrost warten, bis der Frühling der Gnade auch da drinnen in meine verdüsterte Seele wieder kommt!“

3

Allerlei aus der Mission

Rhodesia

Ein Ausflug nach dem Chiwiraberg

Der Chiwira ist der höchste Berg in der Umgebung von Triashill und bildet die nordwestliche Grenze unserer Farm. Am Pfingstmontag 1914, einem schönen, sonnigen Tag, machten wir mit allen unsern Schulkindern einen Ausflug dorthin. Es sollte ein schönes Kinderfest sein, an dem sich auf den Wunsch unseres hochwürdigen Paters Superior auch die Brüder und Schwestern beteiligten. Sogar unsere ehrwürdige Mutter H., die gerade zur Visitation hier weilte, wollte den Ausflug mitmachen.

Das Mittagbrot wurde eine Stunde früher genommen als gewöhnlich, und kurz nach dem Angelus brachen wir auf. Die Schulknaben und jungen Burschen, munter und flink wie sie sind, namentlich wo es gilt, ein Vergnügen mitzumachen, marschierten voraus, dann kamen unsre beiden Priester mit den Brüdern, ihnen folgten die Mädchen mit uns Schwestern. War das eine Freude! Die Kinder jubelten und sangen und marschierten lustig bergauf und bergab. Die heiße Mittags-sonne hinderte uns wenig; die Schwarzen sind an die lieben, warmen Sonnenstrahlen gewöhnt, und uns Schwestern schützten mächtige Hüte.

Doch der erste Eifer ließ bei uns Schwestern bald nach. Schon nach einer halben Stunde waren wir weit hinter den Knaben zurück, so daß Pater Superior eine kleine Pause anordnete, damit der „Landsturm“ auch nachrücken könne. Dann ging's von neuem los. Wo ist denn der Chiwira? Unten in Triashill schien er so nahe, und jetzt, nachdem wir eine volle Stunde in anstrengendem Marsch auf dem Wege waren, war er gar nicht mehr zu sehen. Ei, der muß doch weit entfernt sein! Mutter H., die in der folgenden Nacht abreisen wollte, und Schwester Oberin machten kehrt, wir andern Schwestern marschierten hurtig weiter, um wenigstens noch die letzten Schulmädchen einzuholen.

Da endlich kam der Chiwira wieder zum Vorschein! Bald darauf gelangten wir auf die Hochebene, welche demselben vorgelagert ist. Schon hier hatte man eine herrliche Aussicht. Ein steiler Bergkegel reihte sich neben den andern, und vor uns war der mächtige Chiwira. Volle zwei Stunden hatten wir gebraucht bis hierher. Sollten wir den Berg vollends ersteigen? Zwei Schwestern und sogar einige schwarze Schulmädchen verließ der Mut; sie hielten es für unmöglich, da hinaufzukommen. Die Knaben, immer weit voraus, und auch die Patres mit den Brüdern hatten ihn schon halb erklommen. Die

mutigsten Schulmädchen folgten ihnen auf dem Fuße nach, und wir sollten kurz vor dem Ziel zurückbleiben? Nein, das gab's denn doch nicht! Also nur mutig voran; wir müssen hinauf auf den Berg, koste es, was es wolle!

Hei, war das ein Klimmen und Klettern, stellenweise auf allen Vieren! Endlich, endlich waren wir oben! Gott sei Dank, das Ziel ist erreicht! Aber wo sind denn die andern? die Zurückgebliebenen? Nun, Mutter H. und Mutter Oberin waren sicher schon längst wieder daheim. Die beiden andern Schwestern standen noch unten am Berg, doch alles Winken und Rufen der Kinder, ebenfalls heraufzuklettern, war vergeblich.



Gruppe von Neugeborenen, Dreifontein

Photo: Caritas-Archiv

Jetzt hieß es aber die Zeit ausnützen und fleißig Rundschau halten. Berge ohne Zahl tauchten da rings vor unserm staunenden Auge auf. An der gegenüberliegenden Seite des Berges ein ungeheurer Abgrund, weiter zurück lag unsere Außenstation „St. Bonifaz“, unser liebes Triashill erblickten wir tief unten zu unserer Rechten, und „St. Barbara“ hatten wir schon auf der Hochebene am Fuße des Chimira gesehen. Nur schade, daß wir nur so kurze Zeit oben bleiben konnten! Immerhin sollten wir ein schönes Andenken an diesen Ausflug mitnehmen.

Beim Abstieg ging's allerdings schneller, als beim Aufstieg, bei mancher von uns Schwestern nur zu schnell. Immerhin kamen wir bei der prächtigen Rutschpartie mit ungebrochenen Gliedern davon; kleine Risse und Hautabschürfungen werden bei solchen Anlässen nicht in Anschlag gebracht. Die Kinder fanden sich noch leichter in die ungewohnte Lage hinein. Bei

ihnen ging das Ding wie im Flug, und ehe wir uns versahen, waren wir unter munterem Geplauder schon wieder in der Nähe der Missionsstation. Solche Tage sind für die schwarzen Schulkinder ein großes Vergnügen und entschädigen sie für eine lange Reihe von Arbeitstagen. Eine Ermüdung scheinen sie da gar nicht zu kennen, zumal die Knaben.

Kurz vor der Missionsstation kamen wir am Friedhofe vorbei, in dessen Mitte erst neulich ein einfaches großes Kreuz errichtet worden war. Hier machten wir kurze Rast und beteten einige Vaterunser, um an diesem schönen Tage auch den armen Seelen eine kleine Erleichterung zu verschaffen. Dann noch ein kleiner Besuch beim lieben Heiland im Tabernakel, endlich



Beim Kornsieben, Dreifontein

Photo: Caritas-Archiv

wieder in die lieben Schulräume hinein, um hier den Zurückgebliebenen noch lange von den Wunderdingen zu erzählen, die wir bei dem großen Ausflug nach dem Chwiraberg gesehen.

Schw. Alfreda.

Malaise, Portugiesische Kolonie

Weihnachtsfest 1936

Der schwerbeladene Camion fährt vor, ich nehme Abschied von den lieben Mitschwestern von Lourenço Marques, die mich für einige Wochen gastfreundlich aufgenommen; das Ziel der Reise ist Malaise. 250 Kilometer müssen heute zurückgelegt werden, noch ein kurzes Luten und fort geht es in tausendem Tempo. Bald liegt Lourenço Marques hinter uns; durch wirklich schöne Gegenden geht die Fahrt, die Straßen sind, mit Ausnahme von einigen Stellen, wo ein feiner grauer Sand das Einsinken des Fahrzeuges bewirkt, gut instand gehalten.

Rechts und links des Weges Wälder und Wiesen; alles, trotz der großen Hitze und Trockenheit, üppig grün. Doch so weit das Auge reicht, nirgends ein Glöcklein, ein Kreuzlein zu sehen, auf der sandigen Fahrstraße nur die endlosen Karawanen der Eingeborenen; sie wandern den ganzen Tag, die Frauen mit der schweren Last auf dem Kopfe, die Kinder auf den Rücken gebunden; der Mann mit Stock und Schirm, manchmal wie ein König geschmückt mit Perlenketten und Bändern, hoch zu Esel, vor oder hinter seinen Frauen und Kindern.

Jetzt haben wir nahezu 200 Kilometer zurückgelegt, und die Fähre setzt uns über den Limpopofluß nahe dem Städtchen João-Belo. Die portugiesische Regierung hat für das Limpopotal eine große Summe ausgeworfen, man will dort große Pflanzungen anlegen lassen von Mais, Reis, Zuckerrohr, Baumwolle und Tabak. João-Belo ist ein kleiner Hafen für die Küstendampfer, welche die Produkte des Landes zum Ozean befördern, von wo aus sie dann in die Dampfer für die Weiterbeförderung verladen werden. João-Belo besitzt auch keine Kirche und keinen Priester.

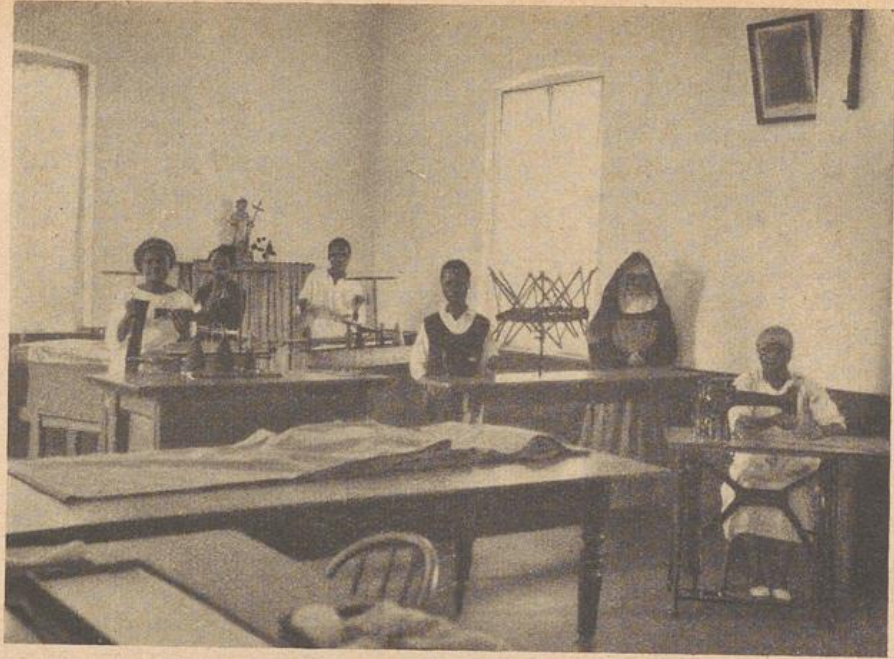
Nun biegt aber der Lenker des Camions vom Wege ab, auf meine Frage, warum denn jetzt hierher, antwortet er mir: „Ich mache nur einen kleinen Umweg.“ Plötzlich macht er vor einem einstöckigen, hellerleuchteten Hause halt. Dort drinnen scheint's lustig herzugehen, die Klänge eines bekannten Weihnachtsliedes tönen auf die Straße, er bittet mich, auszustiegen und der kleinen Weihnachtsabendfeier, zu der sich einige europäische Familien eingefunden hätten, beizuwohnen. Ich konnte dem Herrn die Bitte nicht gut abschlagen, sagte ihm aber, daß ich mich nicht lange aufhalten könnte, da ich sonst zu spät auf der Mission anlangte, ich trete denn ein — aber welche sonderbare Gesellschaft treffe ich dort an! Die Damen und Kinder sitzen um den festlich gedeckten Tisch und schluchzen laut, die Herren stehen rundum mit dem Taschentuch vor den Augen und weinen, lautlos, wie ich eingetreten, wende ich mich wieder der Türe zu, im Flur wird's mir selber ganz weinerlich zumute. Heiligabendfeier fern der Heimat. Die Sonne sendet mir ihre letzten, glühenden Strahlen entgegen, und wenn sie untergeht, ist es schnell Nacht. Auf dem Wege ist's unterdessen recht lebendig geworden, denn von nah und fern, oft meilenweit, eilen unsere lieben Leutchen herbei, den Festtagschmuck fein ins Tüchlein gebunden. Viele wollen am Abend noch zur heiligen Beichte gehen. Und am Weihnachtsmorgen, welches reges Leben schon vor Sonnenaufgang auf dem großen sogenannten Kirchplatz, zwar fehlt die Kirche noch, aber hoffentlich kann bald mit dem Bau derselben begonnen werden. Jetzt dient nur ein kleiner Raum als Kapelle, wo an Wochentagen die heilige Messe gefeiert wird, angrenzend ein großer Schul-

raum, wo Sonntags der Gottesdienst gehalten wird, viel zu klein, um nur $\frac{1}{3}$ der Gläubigen zu fassen. Um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr beginnt die erste heilige Messe und um 6 Uhr die zweite, darnach noch 40 Taufen, und unterdessen scharen sich noch Unzählige um den Beichtstuhl. Um 10 Uhr beginnt das feierliche Hochamt. Der Mädchenchor unter Leitung von unserer Schwester Aven-tine leistet sein Bestes.

Aber heute soll das Kindlein von Bethlehem eine besondere Freude haben. Heute ist die Einweihung der Cruzada Eucharistica, des Kinderkreuzzuges, 21 werden als Mitglieder aufgenommen, eine kleine Zahl, aber der Anfang ist doch gemacht.

Wie andächtig sich die Kleinen dem Tische des Herrn nahen, es sind meistens Erstkommunikanten, in der hübschen Cruzada-Tracht, die Mädchen mit weißen Kleidern und dem roten Kreuz auf der Brust, weißem Schleier, der mit einem roten Schleifchen gehalten wird, die Knaben mit weißer Schärpe und rotem Kreuz. Jetzt gruppieren sie sich um die Stufen des Altars, und leise tönt es durch den dichtgefüllten Raum: „O Herr, ich bin nicht würdig, mich Deinem Tisch zu nah'n.“ Und nun kehrt das liebe Jesulein bei ihnen ein. Ach, mit wieviel Liebe schenkt es sich ihnen, und wie freut es sich, diese kleinen Krausköpfe in die Reihen seiner Streiter aufzunehmen. „Unter Deiner Fahn, o Jesulein, wünsch ich mir ein Soldat zu sein.“ Sollte man nicht meinen, die göttliche Vorsehung bediente sich dieses Mittels der Kinder Cruzadas, um die christlichen Gemeinden zu erneuern. Das Kind beginnt früh Gott zu kennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen, es gewöhnt sich daran, öfter zum Tische des Herrn zu gehen, es erfüllt treu seine Pflichten als Mitglied der Cruzada Eucharistica, und es bleibt so daran gewöhnt, seinen Glauben ohne Menschenfurcht zu bekennen bis zum Ende seines Lebens. Wenn die Kinder dies gute Beispiel in den Gemeinden geben, ist der Sieg gewonnen, denn niemand kann doch auf die Dauer dem Einfluß der Kinder widerstehen. Nach der Kommunion der Kinder nahten sich die Erwachsenen dem Tische des Herrn, eine schier endlose Reihe, über 300 an der Zahl. Um 12 Uhr erreichte die kirchliche Feier ihr Ende. Unser guter Pater segt den Schweiß von der Stirne und wankt seiner Wohnung zu. „O Herr, sende Arbeiter in Deinen Weinberg; die Ernte ist groß.“ Solch schönes Weihnachtsfest erlebte ich noch nicht, war es doch, als schwebten Engel über dieses schöne, weltentlegene Fleckchen Erde und verkündeten, wie einst auf Bethlehems Fluren, den Frieden: „Gloria in excelsis Deo! Et in terra pax hominibus bonae voluntatis.“





Strickerei und Näherei, Mariannhill

Photo: Caritas-Archiv

Ein Blick in die Arbeit einer Missionschwester

Von Schw. M. Philippine, Ufomi

Wir waren sechs Tage auf einer Außenstation, elf Stunden von hier entfernt. Den armen Kranken, die nicht zur Mission kommen können, teilten wir des Morgens die Medizin auf der Station aus. Nachmittags kletterten wir auf die Berge, um jene Kranken aufzusuchen, die an ihre Hütten gefesselt sind. Da kann man eine Not und ein Elend sehen! Das Herz möchte einem zerspringen. Die meisten sind seelisch und leiblich verkommen, ja oft noch in ihrem Elend verlassen von den nächsten Angehörigen. Alle möchte man mitnehmen, allen möchte man helfen, aber leider ist das ja ein Ding der Unmöglichkeit. Das Elend ist dort oft so groß, weil die armen Neger so weit von uns entfernt sind. Und dann solltet ihr einmal die Dankbarkeit der Leute sehen! Man konnte fast nicht fort kommen. Ein 60jähriges Mütterchen, dem wir zwei Zähne gezogen haben, die ihr recht weh getan, hielt meine Hand fest umschlungen und wußte gar nicht, wieviel „Dankesküsse“ sie ihr geben sollte. Es kostete mich große Überwindung, denn die schmutzige Zunge (die Alte war gerade am Tabakkauen) ließ jedesmal ein Zeichen auf meiner Hand zurück. Die gute Alte wollte doch ihren großen Dank zum Ausdruck bringen.

Vor zwei Monaten taufte ich dort eine junge Frau in Todesgefahr, mußte aber kurz nach der Taufe die Rückreise antreten, und somit wußte ich bis jetzt nicht, ob sie noch lebe. Und siehe da! Kaum auf der Station

angekommen, steht die junge Frau da. Ich kannte sie nicht mehr wieder, was sie doch gar nicht verstehen konnte. „Mama, Mama, ich bin deine Elisabeth und du kennst mich nicht?“ Ich war doch gestorben, dann hast du mich getauft, ich kam wieder zum Leben, und schau, jetzt bin ich ganz gesund.“ Ja, sie war bewusstlos, als ich sie taufte, und nachher hat man ihr erzählt, die Schwester war hier und hat dich getauft und dir Medizin gegeben.“ Nun kam sie alle Tage zur Station, voll Dank und Liebe und immer wiederholte sie: „Kennst du nun deine Elisabeth?“ „Ja, jetzt werde ich dich immer kennen.“ Mir brach damals fast das Herz, als ich die vier kleinen Kinderchen sah; das älteste sieben Jahre alt. Gott sei gedankt, daß Elisabeth wieder lebendig wurde, wie sie immer in ihrer Einfalt sagt. Zum Dank ließ sie dann alle vier Kinderchen taufen.

Nun kam ein Mann: Schwester, meine Großmutter ist so krank, sie kann nicht kommen. Geh doch mit, es ist gar nicht weit. Um 1 Uhr verließ ich die Station und beschleunigte meine Schritte, um vor der Dunkelheit zurück zu sein. Denn die Schwarzen sagen gerne: „Es ist nicht weit“, und dann sind es oft stundenlange Wege. Ich hatte es geahnt. Der Weg wollte kein Ende nehmen. Dazu gerieten wir in eine Sumpfwiese. Der Morast drang in die Schuhe; teilweise ging's durchs Wasser. Aber die glühende Sonne trocknete schnell Strümpfe und Schuhe. Ich dachte nur immer an die Großmutter und betete: „Herr, erweiche ihr Herz, falls sie in Todesgefahr schwebt.“

Endlich — eine armselige Hütte und — o welch ein Jammerbild — die arme Großmutter. Wohl 70 Jahre alt, kauerte sie in einer Ecke der Hütte bei den Ziegen und Kühen. Schon zwei Jahre blind, flossen Blut und Wasser aus den Augen. Vielleicht war sie seit Monaten nicht mehr gewaschen worden, Schmutz aller Art klebte an ihr. Sie war wie verstoßen von den nächsten Angehörigen. Ich dachte nur noch an die Taufe und betete still: „Herr, hole sie heim aus diesem Elend.“ Ich versorgte sie, gab ihr Medizin und sagte zu ihr, daß ein neues Leben voll Freude und Jubel für sie begänne, falls ich sie taufen dürfe. Nach einigen Minuten konnte ich mit vor Freude zitternden Händen das Taufwasser über ihre Stirne gießen. Zwei Tage später begann für meine Anna-Victima, so nannte ich sie, in Wirklichkeit ein neues Leben. Der liebe Gott holte sie heim ohne Todeskampf!

3

Ein Abschied von der Mutter Gottes

Im Leben des seligen Petrus Torrevius befindet sich folgende, namentlich für die weibliche Jugend beherzigenswerte Geschichte. Der Heilige leitete unter anderen auch ein Mädchen von hoher Tugend und Frömmigkeit. Bis in ihr zweiundzwanzigstes Jahr wandelte diese Seele wie ein Engel inmitten eines verderbten Geschlechtes. Doch auf einmal fing sie dann an, sich

zu schmücken und die Eitelkeiten der Welt mitzumachen. Das Gebet, die heiligen Sakramente, vorher der Trost und die Freude ihres Herzens, wurden ihr zur Last, und sie beschloß endlich, ihren geistlichen Führer zu verlassen. Als sie nochmals zu ihm kam, um dankend von ihm Abschied zu nehmen, gab er ihr einen verschlossenen Zettel in die Hand und sagte: „Geh noch einmal in die Mutter-Gottes-Kapelle, wo du täglich zu beten pflegtest, öffne dort diesen Zettel und lies ihn von Wort zu Wort.“

Frostig nahm sie den Zettel und ging fort. Als sie in die Kapelle kam, kniete sie nieder, öffnete den Zettel und las folgende Worte: „Meine liebe Mutter, ich bin jetzt hier, um von dir Abschied zu nehmen. Ich danke dir für die Liebe, die du mir, deinem Kinde, bis zu meinem zweiundzwanzigsten Jahre erwiesen hast. Da mir aber die Welt und ihre Lust lieber ist, als du und dein Sohn, so muß ich aufhören, dein Kind zu sein. Lebe wohl, ich gehe jetzt fort, in Ewigkeit werden wir uns nicht mehr sehen.“

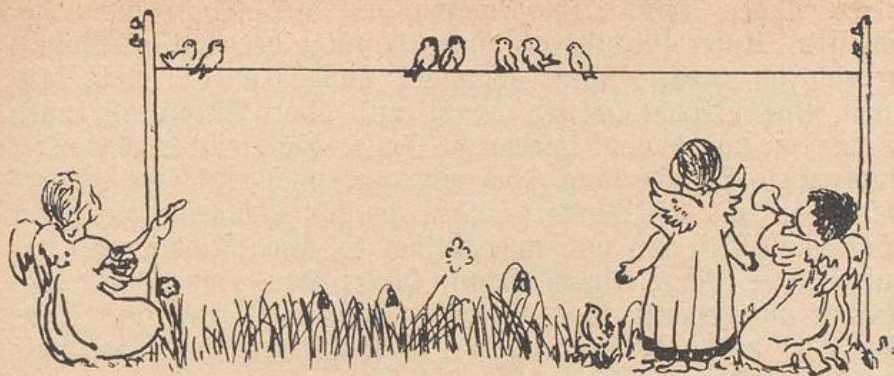
Wie erstarrt kniete die Unglückliche da. Endlich brach ihr das Herz; unter einem Strome von Tränen bat sie Gott und die heilige Jungfrau um Verzeihung. Dann stand sie auf, eilte zu Petrus Torrevius zurück, sank ihm zu Füßen, aber reden konnte sie nicht. Der Selige sah sie freundlich an und sprach: „Nun, mein Kind, hat dich die Mutter Gottes wieder zurückgeführt? O Kind meiner Sorgen, fahre fort, die Mutter Gottes wie bisher zu verehren, und du wirst selig werden.“ Der Selige hatte wahr gesprochen, denn dieselbe Person starb im Rufe der Heiligkeit.

z

Losgeschält

In einem alten Buch wird erzählt, ein Edelmann habe einst auf einer Jagd in einer Wildnis einen wunderlieblichen Gesang vernommen. Er ging der Stimme nach und fand im Gebüsch einen Ausfägigen. Erschrocken und erstaunt fragte er den armen Mann, ob denn er so schön gesungen habe. „Ja, mein Herr,“ lautete die Antwort, „das war meine Stimme.“

„Aber wie kannst du in so großem Schmerz so freudig sein?“ Der Ausfägige löste das Rätsel mit den schönen Worten: „Zwischen meinem Gott und mir gibt es kein Mittelding mehr als diese Wand von Lehm, meinen Leib; ist diese gefallen und das Hindernis entfernt, dann schaue ich in Seligkeit Gott, meinen Himmel. Und weil ich merke, daß diese Wand täglich mehr zerfällt, so freue ich mich und singe in der Wonne meines Herzens und harre mit Sehnsucht auf den Augenblick, wo ich Gott von Angesicht zu Angesicht sehen kann.“



F ü r d i e K i n d e r

Erlebnis eines Knaben mit einem Grizzlybären

Der Grizzlybär ist bekanntlich das furchtbarste und blutdürstigste Raubtier, das in ganz Amerika existiert. Während alle Bären ungereizt den Menschen fliehen, so verfolgt und greift der Grizzlybär jeden Menschen an, den er sieht. Ein Indianer, der einen solchen erlegt hat, wird von seinen Stammesgenossen als ein Held gepriesen, ihm allein steht die Auszeichnung zu, die großen Fangzähne, sowie die Krallen der erlegten Beute an einer Schnur um den Hals zu tragen. — Rudolf Stommer, der schwächliche, 13 Jahre alte Sohn eines Besitzers ungeheurer Ländereien bei Ontario in Kanada, war von seiner Mutter beauftragt worden, die Küche von Zeit zu Zeit mit einem Stück Kleinwild zu versorgen. So war er denn auch am 10. Oktober v. Js. zu Holze gegangen, um irgendeinen Braten zu erwischen. Mit gespanntem Doppelschrotgewehr unter dem Arme überschreitet er eine große Blöße, als er einen riesigen Grizzlybären in nicht allzu großer Entfernung auf sich zukommen sieht. Der Junge ist anfänglich starr vor Schrecken, und in der Hoffnung, noch Rettung zu finden, läuft er, so schnell er es vermag, dem nahen Walde zu. Hier will er auf einen Baum klettern, doch dies gelingt ihm nicht, die Baumstämme sind zu dick und glatt, er bleibt zuletzt hinter einer starken Tanne stehen. Eine gnädige und gütige Vorsehung nahm hier den Burschen in Schutz, denn er verliert die Geistesgegenwart nicht; ihm fällt die List ein, er zieht seinen Rock aus und schleudert ihn ein Stück von sich. Wenige Augenblicke später ist aber auch der Bär da, und da er das Kleidungsstück beschnüffelt, gibt der tapfere Junge einen Schuß in einer Entfernung von sechs Meter! auf die Stirne des Tieres ab, der von ausgezeichnetem Erfolge ist. Wie es sich später herausstellte, wurde die Bestie durch die Schrote total geblendet,

beide Augen, resp. Seher, waren aus dem Kopfe herausgeschossen. Unter furchtbarem Gebrüll stürzt der Bär zu Boden, erhebt sich wieder, stürzt abermals, kommt wieder hoch, taumelt eine Strecke weiter, rennt mit aller Wucht an einen Baum an und kommt wieder zu Falle. So treibt es das Tier eine ganze Stunde lang, doch nach und nach tritt eine Ermattung ein; mit den Vorderpranken um sich schlagend, bleibt der Bär endlich liegen, und nun gelingt es dem Rudolf, aus unmittelbarer Nähe einen Schuß hinter das eine Gehör des Bären abzufeuern. Von Verenden war noch nicht die Rede, das Tier wälzt sich hin und her, da feuert der Junge abermals in das andere Gehör, darauf folgt noch ein krampfhaftes Zucken, der Bär war verendet. Vom englischen Gouverneur in Quebeck wurde dem Jungen das gesetzlich bestimmte Schußgeld ausgezahlt, der Vater kaufte seinem Sprößling eine Uhrkette dafür, an welcher die großen Fangzähne und Hauptkrallen des Bären als Siegeszeichen befestigt sind; mit einer gewissen Ehrfurcht begrüßen die Indianer den mutigen Knaben. Sein Schutzengel stand ihm zur Seite und stählte seinen Mut, weil er auf ihn achtete.

Goldstorn

Nicht die Gabe als solche macht den Hilfsbedürftigen allein froh, sonst wäre das Gutes tun ja ausschließlich Vorrecht der Vermögenden. Gewiß, du kannst mit deiner materiellen Gabe die Not eines Menschen im Augenblick lindern. Wenn du ihm aber wirklich helfen willst, dann mußt du in Elisabethgesinnung geben. Aber vielleicht bist du arm und hast selbst nur das Nötigste zum Leben. Vielleicht sind dir auch die Hände gebunden, wie damals St. Elisabeth und du hast nichts anderes als den ehrlichen Willen, zu helfen. Mehr brauchst du nicht. Wenn du ihn wirklich hast, wird er dich suchen lassen, bis du einen „Elisabethpfennig“ findest, d. h. ein gutes Wort oder sonst irgend etwas, das du einem andern geben könntest, der vielleicht schon lange darauf wartet.

Tägliche Aufopferung des kostbaren Blutes

„O heilige und stets unbefleckte Jungfrau Maria, ich bitte dich kindlich, du wollest dem himmlischen Vater das unendlich kostbare Blut deines geliebten Sohnes aufopfern, damit in jeder Stunde irgendwo eine Todsünde verhindert werde!“

Vater W. Faber sagt: „daß wenn wir jeden Morgen und jeden Abend diese Aufopferung durch Unsere Liebe Frau machen würden, ganz sicher die gewünschte Gnade gewährt würde; ein jeder aus uns könnte auf diese einfache Weise viele Todsünden im Laufe des Jahres verhüten“.

Plaudereschen

Heute steht Ihr, meine lieben Sammler und Sammlerinnen aus Warendorf und Düsseldorf, als die tapfersten Frontkämpfer an der Spitze. Eduard aus Düsseldorf, einer unserer Erstkommunikanten, sendet seine Mustersammlung auf das feinste sortiert mit einem erfreulichen lieben Brief, worin er auch noch seine Malkunst zeigt. Hast Du das Briefchen im vorigen Monat erhalten? Ich halte treu, was ich Dir darin versprach. Bleibe Du nur brav. Ferner brachte uns eine günstige Witterung noch tüchtigen Silberregen aus Kleinwallstadt, Paderborn, Neuenbeken, Essen, Frintrop, Beuthen, Wesel, Altenbeken und Elgermühle. Zugleich mache ich hiermit unsere Missionsfreunde mit zwei neuen Sammlergruppen aus Merdingen und Praest bekannt, die sich ebenfalls durch Sammeln von Silberpapier und Freimarken in den Dienst der Mission stellen wollen. Im Namen aller meiner Getreuen begrüße ich Euch auf's Herzlichste und danke Euch zugleich für Eure Hilfe. Ihr, meine lieben Praester, habt gewiß das erste Dankbriefchen schon erhalten. Der kleinen Erna Weis aus Merdingen sandte ich Brief und Päckchen, aber beides kam zurück wegen ungenauer Adresse. Dies ist eine Mahnung für alle, den Absender doch immer deutlich und vollständig zu schreiben, wenn eine Rückantwort erwünscht ist.

Liebe Kinder, da wir jetzt in den schönen Maimonat eintreten oder gerade eingetreten sind, möchte ich Euch gerne mal ein kleines Märchen erzählen, damit Ihr durch diese Zeilen angeeifert werden möget, die liebe Gottesmutter immer inniger zu verehren: An einem schönen Sonntag nachmittag sagte der Bürgermeister eines kleinen Landstädtchens zu seinen Kindern: „Heute sollt Ihr, Kinder, einmal ein schönes Fest haben. Ladet die Kinder Eurer Bekanntschaft ein und geht mit ihnen hinaus auf die Maiwiese, wo ihr Euch mit munterm Spiel ergötzen mögt. Ihr sollt Körbe mit Kuchen, Brezeln und Nüssen mitnehmen und sie unter Eurer Kameradschaft verteilen.“ So geschah es. Am Spätnachmittag, bei prächtigem Wetter, erscholl bald auf der Wiese der laute Jubel fröhlicher Kinderstimmen. Spiel folgte auf Spiel. Auch Musik von Weidenflöten, Maultrommeln und Mundharmonikas fehlte nicht. Als die Kinder genug gespielt hatten, sagte ein kleines Mädchen: „Wir wollen einen Kranz machen. Einer von uns soll Maikönigin sein und mit dem Kranze gekrönt werden!“ Neben der Wiese floß ein breiter Bach. An seinen Ufern wuchs schönes, blaues Bergißmeinnicht. Aus diesem wurde ein Kranz gewunden. Als er fertig war, wurde gefragt: „Wer soll die Maikönigin sein?“ — „Bürgermeisters Margarete!“ tönte es wie aus einem Munde. Sie mußte sich trotz allen Sträubens gefallen lassen, daß man ihr den Kranz auf die Locken setzte. Dann klatschten die Kinder in die Hände und riefen: „Lebe hoch! Ei, Margarete, wie bist du fein! Geh' doch einmal an den Bach, um dich darin zu spiegeln!“ Man nahm das gute Gretchen bei der Hand, und sie mußte mit ans Wasser. Sie sah auch hinein und lächelte errötend vor ihrem Bilde. Dann aber nahm sie den Kranz ab und ließ ihn unabsichtlich ins Wasser fallen. „Ei, wie schade!“ riefen die Kinder. Sie wollten ihn wieder auffischen, ließen aber bald davon ab, indem sie riefen: „Ei, seht mal da! Seht doch einmal!“ Es kamen nämlich die Fischlein des Baches, deren eine große Menge war, in Scharen eiligst herbeigeschwommen, umringten den schwimmenden Kranz und sprangen lustig in die Höhe, als wollten sie ihre Freude an demselben bezeugen. Wie der Kranz langsam weiter schwamm, folgten sie ihm alle zusammen, und auch die Kinderschar am Ufer lief begleitend und jubelnd mit. Als sie am Ende der Maiwiese angelangt waren, gab es erst recht noch etwas Merkwürdiges zu sehen. Jenseits des Baches lief ein Weg. Am Ende der Wiese machte derselbe eine Biegung. Hier stand eine hohe Linde und unter derselben ein aus Steinen gemauertes sogenanntes Heiligenhäuschen mit einem Mutter-Gottes-Bilde. Die



Hildegard Groß aus Engeln
mit Brüderchen

Steinplatte, worauf das Häuslein ruhte, reichte beinahe bis an den Bach. Als der Kranz bis zu dieser Stelle geschwommen war, faßten die begleitenden Fischlein denselben mit ihren kleinen Mäulchen an den Steingeln und Blättern und zerrten ihn an das Ufer. Dabei schnellten sie sich sogar aus den Wellen heraus ins Ufergras, und mit vieler Mühsal und vielem Gezappel arbeiteten sie sich fort bis an die Steinplatte und ruhten nicht, bis sie den Kranz auf der Platte, zu Füßen des Mutter-Gottes-Bildes, liegen hatten. Sie achteten dabei nicht die Lebensgefahr, der sie sich aussetzten. Außer dem Wasser kann ja der Fisch nicht leben. So hastig sie auch in ihr Element zurücktummelten, eines von ihnen blieb doch im Grase sterbend liegen. Es war so ein niedliches Tierlein mit teilweise gelb und rot schimmernden Flossen. Wie dieses Schauspiel die Kinder rührte und erbaute! „Seht,“ flüsterten sie, „die Fischlein wollen die

Mutter Gottes ehren. Ach, die guten, frommen Tierlein.“

Wenn schon die vernunftlosen Geschöpfe die Mutter Gottes so ehren, wie müssen erst wir, da wir die Liebe unserer himmlischen Mutter immer und immer wieder an uns erfahren, unserer lieben Mutter eine große Verehrung und Liebe entgegenbringen. Auch wir wollen ihr, gleich den Fischlein, im schönen, ihr geweihten Maimonat, einen duftenden Kranz zu Füßen legen, der aus all den „Ave Maria“ geflochten ist, die wir in diesem Monat mit noch größerer Andacht und Liebe beten wollen als sonst. Recht innige Maigrüße senden Euch die

Missionschwestern vom kostbaren Blut.

Herzlichen Dank

allen lieben Abonnenten, die im vergangenen Monat ihren Beitrag für die Caritasblüten einsandten, ein herzliches „Vergelt's Gott“ mit dem Versprechen des Einschlusses in unsere und der Kinder Gebete.

Vollkommene Ablässe

welche die Mitg ieder der Erzbruderschaft vom 15. Mai bis zum 15. Juni gewinnen können: 1. Am heiligen Pfingsttage, 16. Mai; 2. am Feste Mariä, Hilfe der Christen, 24. Mai; 3. am hl Fronleichnamsfeste, 27. Mai.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft:

„Vergiß darum, meine Seele, der Wohlthat des Bürgen nicht; denn in der Vergießung seines Blutes hat er sich selbst für dich gegeben.“

Das Totenglöcklein

meldet das Hinscheiden unserer treuen Abonnenten und Wohltäter Barbara Hüfer, Henrichsburg, Fräulein Juliana Wöhle, Halberstadt, und Frau Theresia Kumpelmayr, Neukirchen. Wir bitten um ein inniges Memento für diese lieben Verstorbenen beim heiligen Messopfer. R. i p.

Caritasblüten

Nr. 6

Juni

1937



Eucharistisches Herz Jesu, Glutofen der göttlichen Liebe, gib der Welt den Frieden!

(Jedesmal 300 Tage Ablass.)

Gottes Wege!

Kalyi, ein Baniyani - Zanzibar-Walezo

Zanzibar, der Sammelpunkt der verschiedensten Menschenrassen in allen Farben und Typen, bietet ein ebenso buntes Bild auf dem Gebiete der Religion und des Götzendienstes. Unsere Erzählung greift in die niedrigsten Kasten der Hindus, der Baniyanis. Eine Kuh ist ihr Gott, den sie leidenschaftlich verehren. Sie hat keinen Stall, im Gegenteil, man kann ihren Wohnraum einen Salon nennen, der mit bunten Steinen gepflastert ist und dessen Wände mit allerlei Kostbarkeiten verziert sind. Die Kuh selbst ist mit wertvollem Schmuck behangen und ihre Hörner sind mit Edelsteinen umkränzt. Sie frißt aus einer goldenen Schale und hat beständig einige Bediente um sich her. Wenn nun ein Baniyani in große Not gerät oder sonst ein Anliegen hat, so kauft er kostbare Leckerbissen für die Kuh, geht eiligst zu ihr hin, opfert seine Gabe und setzt sich zu ihr, packt ihren Schwanz und hält ihn über sein Haupt, während er in dieser Stellung all seine Nöte klagt. Wird nun die Kuh ungeduldig, weil ihr Schwanz so lange festgehalten wird, so fängt sie natürlich zu brummen an und dann springt unser Baniyani vor Freude auf, denn „die Mutter“, so nennt er sie, „hat geantwortet — sie wird helfen, sie kennt jetzt meine Not!“ Mit diesen und ähnlichen Ergüssen toller Freude eilt er nach Hause.

Diese Hindus nehmen weder Speise noch Trank von jemand an, der nicht ein Baniyani ist. Sie sagen, alles sei unrein und verzaubert; nur was sie selber gebrauchen, ist rein, weil sie nach jedem Gebrauch alles Geschirr mit einer Art Medizin, Budje genannt, reinigen. Budje, sagen sie, vertreibt den unreinen Geist und alles, was dem Menschen schadet. Wenn ein Baniyani auf der Reise Durst hat, wird er nie von einem Andersgläubigen etwas zu trinken nehmen, sondern er geht zum Bach, legt sich der Länge nach auf den Boden und trinkt. Hier im Armenhause waren schon öfter Baniyanis; sie wollten aber lieber den ganzen Tag Hunger leiden, als von mir einen Bissen annehmen. Einem ganz Ausgehungerten bot ich in einer neuen Tasse etwas zu trinken an. Er verweigerte es mit den Worten: „Lieber lasse ich mir den Kopf abschneiden, als etwas zu nehmen, denn ich bin ein reiner Baniyani.“

Zu dieser Kaste gehörte Kalyi. Er war ungefähr 33 Jahre alt und kam von Indien, um hier sein Brot zu verdienen. In der Nähe von Walezo fand er bei einem Indier Beschäftigung in Feld- und Gartenarbeit. Es dauerte nicht lange, da machte sich bei Kalyi der Klimawechsel bemerkbar, er bekam das Fieber.

Da suchte er mich auf und bat um Hilfe, weil er der hiesigen Sprache unkundig war, verständigte er sich durch Zeichen. Ich gab ihm eine Medizin, worauf sein Zustand sich besserte. Von dieser Zeit an kam er öfter zu mir und nannte mich seine Mama, brachte jedesmal etwas Früchte oder Gemüse mit. So vergingen ungefähr zwei Jahre und Kalyi war seiner Arbeit müde. Er ging in die Stadt, um Bausteine zu behauen. Doch seine Mama vergaß er nicht. So oft er Zeit fand, besuchte er mich in Walezo. Nie kam er mit leeren Händen, obwohl er alles kaufen mußte. Eines Tages sagte er: „Mama, ich will

jetzt heiraten, hier kann ich aber keine Frau finden, darum gehe ich nach Indien. Nach einem halben Jahre komme ich ganz bestimmt wieder. Ade, Mama, wir werden uns wiedersehen."

Die Zeit verging schnell und nach acht Monaten war mein Freund wieder da und klagte mir seine Not, daß er auch in Indien keine Frau bekommen hätte, da er arm sei. Ich tröstete ihn und sagte: „Höre, du bist mein Kind und ich deine Mutter; wenn du in Not bist, komme nur immer zu mir, ich werde dir sicher helfen.“ Ganz getröstet ging er fort. Mehrere Monate vergingen, während ich von ihm gar nichts hörte, bis eines Tages ein Wagen langsam den Berg herauffuhr, worin mein kranker Freund Kalji lag. O, welch einen Anblick bot er; das Gesicht geschwollen, vor Schmerzen jammernnd; ein übler Geruch strömte von ihm aus. „Mama, Mama, ich bin in großer Not, niemand will mich haben; nimm mich auf.“ Bald war ein Bett gerichtet und Kalji ganz wohl darin gebettet. Das Essen wurde ihm täglich von einem anderen Baniyani gebracht. Nach einigen Tagen ging es ihm schon viel besser, und er rief freudig: „Mama, komme doch schnell; ich muß dir erzählen, was ich diese Nacht geträumt habe: Eine schöne Mutter sah ich neben meinem Bette. Sie trug ein weißes Kleid und eine blaue Schleife. O, sie war so lieb und gab mir auch Medizin zu trinken. Dann fragte ich sie, ob sie auch krank sei. Die Antwort war: Nein, ich bin nicht krank; aber du bist sehr krank, ich werde dir eine gute Medizin besorgen. Auf Wiedersehn!“ so sagte sie und verschwand.“ Kalji wollte durchaus die Bedeutung des Traumes wissen. Weil ich aber seine Gesinnungen über Religion noch nicht genügend kannte, so sagte ich ihm nichts und dachte, es sei besser, für ihn zu beten, als den Traum auszulegen, was er doch nicht verstanden hätte. Doch nun kam erst das Schlimmste. Nach einigen Tagen kam der Doktor, auch ein Baniyani, und wie er seinesgleichen im Armenhause sah, sagte er: „Der bleibt aber nicht hier, wir können unsere Leute selber versorgen, wir haben Geld genug für Arme.“ Schon anderntags fuhr ein Auto vor und Kalji mußte mit zur Stadt. Mit Tränen in den Augen nahm er Abschied. Auch mir blutete das Herz, hatte ich doch sicher gehofft, diese Seele für Gott zu gewinnen. Wohl sagte man mir den Platz, wohin man ihn brachte; es bot sich jedoch wenig Aussicht, dahin zu kommen. — Da aber eine Missionschwester einen Eifer hat, unsterbliche Seelen zu retten für den, der Sein kostbares Blut auch für die armen Baniyanis in Strömen vergossen hat, war auch diesmal keine Mühe zu groß, um eine Seele zu retten, die nahe am Rande des Grabes lag, die der Teufel noch in seinen Krallen hielt und die nahe daran war, hinunterzusinken. Gebet und Opfer waren das einzige, was wir für ihn tun konnten. Ofter fragte ich andere Baniyanis, wie es Kalji ginge und erhielt immer als Antwort: „Er ist nicht besser und nicht schlechter.“ Da ich diese Leute zu wenig kannte, fürchtete ich mich, mitzugehen, denn hier zwischen diesen Ungläubigen muß man vorsichtig sein, um nicht in zu große Schwierigkeiten zu kommen. Nur auf einen guten Bekannten, auch ein Baniyani, setzte ich mein Vertrauen, daß er mir, falls ich hinkommen würde, keine Schwierigkeiten bereiten würde. Ich wußte aber nicht, wo dieser wohnte und all mein Herumfragen nach ihm war vergebens.

Es war das Fest des heiligen Franziskus Xaverius, der hier in Zanzibar sehr verehrt wird. Wir wollten abends früher wie sonst das

Armenhaus in Walezo verlassen, um an der feierlichen Prozession und am heiligen Segen teilnehmen zu können. Aber es kam anders. Unser Herr Langohr Esel, der uns jeden Abend heimfährt, suchte die Freiheit, zerriß das Seil, mit welchem er angebunden war, und — wie ein Reh ging's über Berg und Tal, während wir vor dem leeren Karren standen. Um zu Fuß nach Hause zu gehen, war es schon zu spät. Uns blieb nur noch übrig, ein Straßen-Auto zu benützen. Mutig begaben wir uns auf den Weg, um in das erste beste Auto einzusteigen. Das erste kam. „Kein Platz mehr!“, rief der Führer. Ebenso ging es beim zweiten, dritten, vierten; unterdessen wurde es schon zu spät und wir gingen etwas langsamer, denn der Schweiß triefte von der Stirne. Ganz ergeben in Gottes Fügung setzten wir unsere Wanderung fort.

Auf einmal waren wir ganz überrascht; es kam den Berg herauf mein langgesuchter Bekannter (Baniyani). Sobald er uns sah, stieg er vom Rade ab. Meine erste Frage war: „Wie geht es Kalji?“ „Schlecht,“ war die Antwort, „nahe am Sterben.“ Ohne ihn erst gebeten zu haben, sagte er: „Mama, wenn du hingehen willst, bin ich bereit umzukehren und dir den Weg zu zeigen.“ Dankbar wurde dieses Anerbieten angenommen, erkannten wir darin doch sofort eine besondere Fügung Gottes. Unterwegs ging mancher Stoßseufzer zum Himmel hinauf für Kaljis Seele. Wir gingen durch viele kleine Ecken und Straßen, bis uns zuletzt eine steile Treppe in ein kleines Zimmer führte, in welchem Kalji auf einigen Säcken auf dem Boden lag.

„Er spricht nicht mehr“, sagte unser Führer. Mehrere Leute waren uns schon gefolgt, so daß es einem schon etwas unheimlich zumute wurde. Dann beugte ich mich ein wenig über ihn und fragte: „Mein Freund Kalji, wie geht es?“ Doch kaum hatte er meine Stimme gehört, so richtete er sich auf und sagte: „Meine Mutter ist gekommen“, streckte mir seine Hand entgegen, griff nach dem Brustkreuz und küßte es. Meine Mitschwester setzte sich hinter den Kranken, um ihn zu stützen, da er sehr schwach war, und ich kniete vor ihm, während seine Hände in den meinigen ruhten. Einen Augenblick kämpfte ich und betete, denn ich fürchtete nicht ohne Grund die Menschenmenge, die unterdessen hereingekommen war. Doch bei dem Gedanken, „die Seele muß gerettet werden, ich bin eine Missionschwester und darf keine Seele aus Menschenfurcht verlorengehen lassen“, überwand ich die Furcht und sagte zu unserem Begleiter: „Hast du etwas dagegen, wenn ich mit Kalji über Religion spreche?“ „Nein, gar nichts,“ sagte er, „denn er ist mir ganz fremd, kenne ihn kaum, und was er tut, ist nicht meine Sache.“

„Über die anderen?“ sagte ich. „O, Mama,“ sagte er, „da ist schnell abgeholfen, die sollen hinausgehen. Ich werde ihnen sagen, die Europäer hätten nicht gerne so viele Leute um sich her und der Kranke rieche sehr.“ Dann sagte er zu den Leuten in ihrer eigenen Sprache einige Worte, und alle zogen sich zurück.

Nun unterrichtete ich Kalji, und es war rührend, wie er auf alles antwortete und öfter das Kreuz küßte. Gleich anfangs sagte er: „Mama, ich habe dir immer alles geglaubt und auch alles, was du über die Religion sagst, glaube ich.“ Wie ich ihm dann sagte, daß er jetzt auf den Namen Franziskus Xaverius getauft würde, neigte er sein Haupt und faltete die Hände. Nach der Taufe dankte er und sagte,

er freue sich, und zuletzt bat er, ich möge bald wiederkommen. Als wir uns auf den Heimweg machten, war es schon ganz finster und es begleiteten uns deshalb einige Banyanis, bis an unser Haus. Unterwegs kauften wir noch eine Apfelsine für den armen Kranken, welche wir den Leuten samt einer Flasche Medizin mitgaben. Nach einigen Tagen kamen spät abends dieselben Leute wieder und sagten, Kalhi schicke sie, um noch eine Flasche Medizin für ihn zu holen, er fühle sich wohler und bitte, zu ihm zu kommen. An demselben Abend konnte ich nicht mehr gehen, ging aber am anderen Tage hin. Kalhi war wirklich etwas besser, aber an ein Aufkommen war nicht mehr zu denken. Als er mich sah, war das erste, was er tat, mein Kreuz zu küssen. Nur einen Wunsch hatte er, er wollte wieder zurück nach Walezo. Diesen Wunsch nun konnte ich ihm nicht gewähren wegen des Arztes. Wieder vergingen mehrere Tage, an denen ich keine Zeit hatte, ihn zu besuchen.

Eines Morgens, als wir nach Walezo fuhren, stand in der Nähe des Armenhauses auf der Straße ein Banyani und sagte: „Mama, komme doch, Kalhi liegt hier in dieser Hütte; er kam in einem Ochsenwagen und sagte, er wolle nahe bei der Mama sein.“ Sogleich stiegen wir ab; es war rührend, wie er sich freute, als er uns sah. Der Eiter floß an vielen Stellen; das eine Auge war schon ausgeeitert und der Geruch war fast unerträglich. Sein Leib verfaulte schon lebendig. Doch das war nicht schlimm, liebte er ja den lieben Gott und betete jeden Tag. Täglich gingen wir hin. Da aber der Geruch zuletzt nicht mehr zu ertragen war, schafften die Leute ihn von da fort und brachten ihn auf eine andere Farm in eine Hütte ganz allein. Das Urgste aber kam noch.

Am anderen Tag kam ein Banyani zu mir und sagte: „Ich habe dir etwas zu sagen. Wir sind es müde, den Gestank noch länger zu haben. Wir werden Kalhi umbringen, zum Sterben kommt er doch nicht; gib uns nur die Erlaubnis.“ „Nein,“ sagte ich, „das gebe ich nicht zu. Wenn ihr seiner müde seid, ich bin es noch lange nicht, bringt ihn hierher.“ Am anderen Tag wollten sie ihn bringen, aber statt nach Walezo, ging er heim in das himmlische Paradies. Er wird sicher viel beten am Throne Gottes für seine Stammesgenossen. Als er gestorben war, kamen viele Banyani und brachten ihn zur Stadt. Dort wurde er in ein rotes Tuch gebunden, bekam noch eine Flasche Petroleum und ein Bündel Holz und wurde noch an demselben Tage verbrannt. Denn bei dieser Raste ist es Sitte, die Leichen zu verbrennen.

Jetzt ist wieder ein Banyani mein Freund; er ist auch nicht ganz gesund. Mit der Gnade Gottes wird auch er gerettet.

Schw. M. Friedberta C, P. S.

2

Zum Herzen Jesu

Öffne mir die heil'ge Pforte,
Schließ mich in dein Herz hinein,
Daß ich, fern dem Weltgetümmel,
Bei dir weile, ganz allein -
Mit Maria, meiner Mutter,
Und Sankt Josef, still und treu,
Und dem Engel, der mich lehret,
Dir zu folgen stets aufs neu.

Will in Demut niederfallen,
Mich vernichten ganz und gar,
Bring dem dreimal heiligen Gotte
Freudig mich zum Opfer dar!
Und in Jesu Herzenstiefe
Set ich den Dreiein'gen an,
Will nur danken - lieben - sühnen,
So lang ich noch atmen kann! m. s.



Stehend von links nach rechts: Schw. M. Bernadettis, Schw. M. Alkantara, Schw. M. Thomasia, Schw. M. Josefila, Schw. M. Columba, Schw. M. Angela, Schw. M. Servatrix, Schw. M. Ermenhilde, Schw. M. Laurentine.

Sitzend: Schw. M. Benantia, Schw. M. Vincentine, Schw. M. Alfonsa.

Photo Haus-Archiv

Aus unserer Missionschule in Neuenbeken

Junge mutige Missionarinnen verlassen die heimatische Pflanzstätte und tragen das Christentum und das Deutschtum hinaus in die fernen Lande!

Abchiedsfeier.

Am Osterdienstag nachmittag traten in unserer Hauskapelle eine Reihe junger Schwestern zum Altar, um sich vom göttlichen Meister den Segen für die weite Reise zu holen. Ergreifend war der Augenblick, als sie auf die Frage des Priesters, ob sie bereit seien zur Mithilfe bei der Verbreitung des Evangeliums, mit fester entschlossener Stimme antworteten: „Hier bin ich! Der Herr sende mich!“ Und wieder fragte der Priester: „Sind Sie auch bereit, für diesen Glauben zu sterben?“ Mit mutiger Stimme, dabei aber auch im Bewußtsein ihrer menschlichen Schwäche gaben sie zur Antwort: „Wir sind bereit! Aber wir bitten demütig um die Hilfe des Gebetes, auf daß wir standhaft seien und Frucht bringen in Geduld!“ Und nun empfingen sie aus der Hand unsers hochwürdigen Herrn Superiors das Missionskreuz als treuen Begleiter zu Wasser und zu Land.

In kräftigen Worten schilderte der hochwürdige Ceremoniar den Fischfang des heiligen Petrus und legte besonderen Nachdruck auf das Wort des heiligen Johannes: „Es ist der Herr!“ Dieses Wort sollen die jungen Missionarinnen mitnehmen und in ihm in Freud und Leid Trost und Stärke suchen. Ihren Angehörigen aber möge es stets ein Trost und eine Freude sein, zu denken: „Es ist der Herr, der mein Kind gerufen hat.“ — „Es ist der Herr, dem wir es geschenkt haben.“

— „Es ist der Herr, der es beschützt und einst sein und unser Lohn sein wird!“

Nach der kirchlichen Feier fand eine familiäre Unterhaltung statt, wobei Ernst und Scherz zur Geltung kamen. Besondere Freude machte ein künstlerisch zusammengestelltes Potpourri, in dem unsre Missions-schülerinnen ihren abreisenden Kolleginnen die Licht- und Schattenseiten der Seereise und der afrikanischen Sonnenhitze in grellen Farben zeichneten. Der Abschied war ein sehr herzlicher, der in vielen Seelen den Wunsch erweckte: „Könnten wir mit ihnen gehen!“

Der deutsche Dampfer „Windhuk“ hat im April seine Anker gelichtet und bringt bereits die tapferen Heldinnen ins ferne Süden.

Bald darauf fanden die letzten zwei dieser Gruppe noch ein Plätzchen auf der deutschen „Nyassa“, welche nach Ost-Afrika steuerte, wo heute noch die deutschen Lieder erklingen, die ehemals unsere Schwestern ihren schwarzen Schützlingen mit großer Vaterlandsliebe eingepaukt haben und die heute noch fortleben. Überall im Süden, Osten und Westen Afrikas kennzeichnet deutsches Denken und Fühlen die Wirksamkeit unserer Schwestern und wird von den Ausländern nur lobend anerkannt. Sie arbeiten für Gott und das Vaterland in allen Welt-richtungen.

Die Namen unserer lieben Reisenden sind:

Schw. M. Vincentine Hofbauer	Schw. M. Alfonsa Riede
„ „ Benantia Häusler	„ „ Alkantara Dreher
„ „ Bernadettis Uerlings	„ „ Columba Hoch
„ „ Thomasia Mennecken	„ „ Ermenhilde Münz
„ „ Josefila Hertberger	„ „ Angela Nophut

Sie reisten mit dem deutschen Dampfer „Windhuk“ nach Durban.

Schw. M. Servatrix Jost und Schw. M. Laurentine Thomas mit dem deutschen Dampfer „Nyassa“ bis Daresfalam.

Noch andere Feierstunden.

Am Osterdienstag hatten wir die Freude, einen neugeweihten Priester, den hochwürdigen Herrn Walter Pöppe aus Dortmund, in unserer Mitte zu haben, der in unserer bescheidenen Kapelle sein Primizamt feierte. Möge der junge Priester in seiner Tätigkeit reiche Früchte im Weinberg des Herrn ernten!

Eine andere große Freude ward unserm Hause zuteil am Weissen Sonntage. Ein ehrwürdiger Priestergeis und langjähriger Freund und Gönner unseres Hauses, der hochwürdige Herr Domkapitular Prof. Dr. Heinr. Herkenne aus Aachen, wollte in der Stille unseres Klosters sein 40jähriges Priesterjubiläum begehen. Nun, so ganz still, wie seine allbekannte Bescheidenheit es wohl gewünscht hätte, konnten wir unsererseits den Tag doch nicht vorübergehen lassen.

Ein Freund des verehrten Jubilars, der hochwürdige Herr Seminar-direktor a. D. Jammer aus Bad Driburg las in der Frühe die Konventmesse. Nach der Erstkommunionfeier in der Pfarrkirche, um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr, wurde der ehrwürdige Jubilarpriester von acht weißgekleideten Kindern abgeholt. Unsere traute Kapelle prangte noch einmal im österlichen Festschmuck. Unter Assistenz des hochwürdigen Herrn Seminar-directors und unseres hochwürdigen Herrn



Photo Haus-Archiv

Rektors zelebrierte der hochwürdige Jubilar das feierliche Amt, wozu unser Chor seine schönste dreistimmige Messe sang. Die Festpredigt hielt der hochwürdige Herr Direktor über die Würde des Priestertums, wie der bescheidene Jubilar es gewünscht hatte, damit seiner keine besondere Erwähnung geschähe. Mit einem mehrstimmigen „Herr, großer Gott, Dich loben wir“ beschloß der Klosterchor die erhebende Feier.

Beim heiligen Segen am Nachmittag, den der hochwürdige Herr Domkapitular hielt, brachte ein herrliches, jubelndes Magnifikat dem Herrn Lob und Dank für alle Gnaden der 40 Priesterjahre dar. — Dann versammelten wir uns in der Aula zu einer schlichten Feier. Unsere Kinder, deren besonderer Freund der edle Subelpriester vor allem ist, brachten in Lied und Gedicht die Wünsche aller dar, und der hochwürdige Herr Rektor hob in einer herzlichen Ansprache die Verdienste des hochwürdigen Jubilars als Hochschuldozent und unermüdlicher Wissenschaftler, besonders durch sein Lebenswerk, eine mit vieler Mühe und Sorgfalt bearbeitete Erklärung der Psalmen hervor und gedachte auch seines väterlichen Interesses und seiner freundschaftlichen Beziehungen zu unserm Missionshaus und unsern Kindern.

Für den folgenden Tag hatte der hochwürdige Herr einen Ausflug für alle Schülerinnen vorgesehen. Es sollte ein Dank und eine Gegenfreude sein für die Kinder. In ihrer Mitte und unter ihrem frohen Singen wanderte der hochw. Herr Domkapitular schon in aller Frühe zur Bahn, welche die muntere Schar nach Altenbeken brachte. Von da aus ging es zu Fuß zur Iburg und nach Driburg. Das Wetter war wie eigens gemacht zu frohem Wandern, der erste schöne Frühlingstag in diesem Jahre. Nachdem alle Sehenswürdigkeiten besichtigt und im Missionshaus der Kaffee eingenommen war, brachte die Eisenbahn unsere lieben Wandervögel wieder nach Neuenbeken, wo sie mit Sang

und Klang gerade recht zum Abendtisch eintrafen, und nach erfolgter Stärkung müde aber frohen Herzens ihr Nachtlager aufsuchten.

Noch lange werden die schönen Tage allen in lieber Erinnerung bleiben als echte frohe Feierstunden!



Nachrichten aus dem Mutterhaus

Visitationsreise unserer würdigen Mutter Generaloberin.

In den folgenden Nummern werden wir den Lesern die interessanten Reiseberichte mitteilen. Heute melden wir kurz, daß würdige Mutter und ihre Begleiterin, Mutter Tertula, am Karfreitag in Marianahill ankamen. Die Glocken läuteten das Ofterfest ein. So jauchzten Ofterjubiläum und Willkommensjubel um die Wette. Die Kinder mit den Lehrschwestern standen vor der Klosterpforte und ließen ihre Willkommgrüße und Lieder durch die Lüfte schallen. Im Klosterhof waren die Schwestern, 70 an der Zahl, versammelt. Wie freudig schlugen ihre Herzen, als sie nach langen Jahren die Mutter der Genossenschaft begrüßen konnten.

Die nächste Nummer wird uns Näheres darüber erzählen.



Eine Erinnerung an Papst Pius X.

Als ich im vorigen Jahre, so erzählt ein holländischer Bischof, über den Petersplatz ging, kam mir ein Zug Knaben und Jünglinge entgegen, die eine Pilgerfahrt nach Rom machten. Während ich nun mit dem Führer einige Worte wechselte, bemerkte ich unter der Gruppe einen kleinen Jungen, der sich offenbar mir nähern wollte, den aber sein Lehrer zurückhielt.

„Bitte, lassen Sie den Kleinen zu mir kommen“, rief ich dem Lehrer zu. Sofort kam der Knabe, ein Junge von etwa zehn Jahren, näher und blickte gar treuherzig zu mir auf.

„Nun, was willst du denn von mir?“ fragte ich ihn, indem ich meine Hand auf seinen dichten Lockenkopf legte. Der Kleine schwieg, doch in seinen Augen konnte ich lesen, daß er mir sein Geheimnis leiser ins Ohr flüstern wolle. Ich beugte mich daher zu ihm herab und wiederholte meine Frage. Da faßte sich der Knabe ein Herz und fragte: „Bischöfliche Gnaden, ist es wahr, daß Sie den Heiligen Vater besuchen und mit ihm sprechen dürfen?“

„Ja, mein Kind, das darf ich.“ — „O, dann hätte ich eine Bitte. Ich möchte so gern den Heiligen Vater um etwas ersuchen.“ — „Um was soll ich denn den Heiligen Vater für dich bitten?“ — „Der Heilige Vater soll beten, daß ich, wenn ich einmal groß bin, Missionar werde.“ — Ich glaubte, den Kleinen nicht recht verstanden zu haben und wiederholte daher meine Frage. Doch nein, ich hatte ihn doch ganz richtig verstanden.

Am nächsten Tag erzählte ich dem Heiligen Vater von diesem Ergebnis. Da blieb der ehrwürdige Greis einige Augenblicke wie in Ge-

danken versunken und sagte dann mit der ihm eigenen Milde: „Den Knaben muß ich sehen! Bringen Sie ihn morgen nach der heiligen Messe zu mir und erkundigen Sie sich inzwischen über sein Verhalten und seine Familie.“

Ich hatte letzteres schon erwartet und konnte daher gleich berichten: „Der Kleine ist ein Waisenknabe; ein entfernter Verwandter sorgt gegenwärtig für ihn.“ — „Gut, ich will mich des Knaben annehmen. Bitte, sagen Sie meinem Sekretär, er möge mich an die Sache erinnern.“ So der Heilige Vater.

Des andern Tags ging ich zeitig mit meinem kleinen Schützling in den Vatikan. Der Heilige Vater las zunächst in seiner Privatkapelle die heilige Messe, nahm dann den Knaben bei der Hand und fragte ihn in väterlichem Tone: „Ist es dir wirklich ernst mit deinem Vorhaben?“ — „Ja, Heiliger Vater, das ist mein voller Ernst.“ „Aber, mein Kind, bedenke, um was ich da den lieben Gott für dich bitten soll. Das bedeutet, daß du die Welt verlassen und auf alle irdischen Freuden und Vergnügungen verzichten mußt.“ — „Ich will Missionar werden“, kam es fest und entschieden von den Lippen des Knaben.

„Aber, mein Kleiner, bedenke, die Welt und die Heimat ist doch schön; Missionar werden heißt aber soviel wie dem Tod entgegen gehen, vielleicht sogar dem grausamen Martertod.“ — „Ich will Missionar werden!“

Da warf mir der Heilige Vater einen gar ernsten, bedeutungsvollen Blick zu und führte sodann den Knaben zu seinem Betstuhl. Hier knieten beide nieder, der Statthalter Christi auf Erden und der kleine, zehnjährige Knabe und beteten zusammen aus innerstem Herzensgrunde. Nach einer kleinen Weile erhob sich der Heilige Vater, machte dem vor ihm knienden Knaben ein Kreuz auf die Stirne und betete: „Gottes Segen sei mit dir, mein Kind, jetzt und alle Tage deines Lebens. Er führe dich dem erhabenen Ziele zu, zu dem er dich berufen hat. Er segne alle deine Arbeiten und stärke dich in der Stunde der Gefahr.“

Dann ward es stille in der Kapelle. Man hörte nichts mehr als ein leises Flüstern und Beten des Heiligen Vaters. Mir selbst kamen dabei die Tränen in die Augen, nur der kleine Missionar weinte nicht.

5

Unsere Liebe Frau vom heiligen Sakrament

Im stillen Tabernakel schlägt Jesu göttlich Herz
Und will voll Liebe heilen der Menschen Leid und Schmerz.

Ich fühle seine Sehnsucht nach aller Seelen Heil,
Doch ach, sie bleiben ferne, die Weltlust ist ihr Teil.

Und dort im Tabernakel schlägt noch ein liebend Herz;
Es ist das Herz der Mutter, es teilt des Sohnes Schmerz.

Es teilt auch seine Freuden, es schlägt denselben Schlag
Und wartet auf die Sünder, geduldig Tag für Tag.

O Mutter, ruf sie alle, die fern vom Heiland steh'n,
Führ sie zum Tabernakel und laß sie Jesum sehn!

Such alle, die gefallen und die sich ganz verirrt
Und bring sie zum Altare, zum ewig guten Hirt!

O laß mich mit dir beten und preisen ohne End
Das göttliche Herz Jesu im heil'gen Sakrament. m. s.

Der Heimat zu!

Von Schw. Engelberta

Die Welt durchstreift ich kreuz und quer,
Gebetet hab ich lang nicht mehr.
Wer bringt das Paradiesesglück,
Den Kinderglauben mir zurück?

So konnte mit dem bekannten deutschen Dichter wohl auch unser Gregor fragen. Er hatte früher unsere Missionschule in Ezenstochau besucht. Ich selbst war lange seine Lehrerin, und der Knabe hatte einen so stillen, sanften Charakter, daß man ihn unter den anderen lustigen Jungen kaum hörte. Doch stille Wasser gründen tief.

Gregor mochte etwa vierzehn Jahre alt sein, da wollte er von der Schule absolut fort. Man riet ihm, wenigstens zu bleiben, bis er die erste heilige Kommunion empfangen hätte. Umsonst, eines Tages rannte er heimlich bei Nacht und Nebel davon. Er ging heim, ins elterliche Haus. Der Vater, ein strenger, frommgläubiger Christ, führte ihn in die Schule zurück. Gregor entlief ein zweites und drittes Mal und ging zuletzt der väterlichen Ermahnungen und Zurechtweisungen überdrüssig nach Johannesburg. Hier in der afrikanischen Großstadt, wo von der halben Welt her die zweifelhaftesten Elemente zusammenströmen, wurde der unerfahrene Junge, dem überhaupt noch jede Festigkeit des Charakters fehlte, bald seinem Gott entfremdet.

Lange, lange ließ er nichts mehr von sich hören, bis er auf einmal wieder ganz unerwartet in Ezenstochau auftauchte. Doch wie sehr hatte sich der arme Junge verändert! Er war ein eitler, hochaufgeschossener, junger Seck geworden, dem man die innere Verkommenheit auf den ersten Blick ansah. Was nützten da die feinen Kleider und die schön frisiertten Haare? Die fahle Gesichtsfarbe und der scheue Blick schreckten jeden anständigen Menschen von dem lockeren Gesellen zurück. Er selbst fand auch nichts Anziehendes mehr in dem stillen Christendorf, wo die Kirchenglocken so oft zum Gebete riefen und die Gläubigen so häufig zu den heiligen Sakramenten gingen. Er war ein Fremdling geworden im Vaterhaus. Daher schnürte er bald wieder sein Känzlein und wanderte nach der schönen Großstadt zurück.

Jahre vergingen. Gregor blieb in der Fremde. Sein guter Vater starb. Seine Geschwister gründeten ein eigenes Heim, er selbst zählte zu den Verschollenen. Niemand sprach gern von ihm. Nur eine Seele war ihm treu geblieben; sie hoffte immer noch und betete viel um seine Rückkehr. Sein frommes, braves Mütterchen.

Horch, was ist das? Trabt nicht ein Kößlein den schmalen Fußpfad entlang und bleibt dort vor der ärmlichen Hütte stehen? Auf seinem Rücken sitzt, ganz in sich zusammengebrochen, eine wahre Sammergestalt. Ach, wer hätte in diesem abgekehrten, schlecht gekleideten Jungen, der nun matt und kraftlos vom Pferde steigt, unsern einst so stolzen Gregor erkannt? — Nur ein Auge erkennt ihn sofort, das treue liebende Mutterauge. Ein Mutterherz verzeiht dem Kinde immer wieder. Es verzieh auch dem armen Jungen, der nun physisch und geistig gebrochen ins elterliche Haus zurückkam. Er hatte den Todeskeim in seinem Herzen und litt böß an den Folgen jugendlicher Ausschweifung. Am liebsten wäre er in der Fremde geblieben. Doch nein, da kann

er nicht sterben, so will er nicht vor den ewigen Richter treten. Er will heim, will seine Schuld bekennen, will büßen und Gottes Erbarmen anrufen...

So findet ihn am Feste Peter und Paul unser langjähriger Krankenküster Bruder Eduard, der gerade mit Bruder Liberatus in verschiedenen Kaffernhütten die Runde machte, um einige Kranke zu besuchen. Bruder Eduard kannte den armen Gregor schon von dessen Kindheit an und das Zusammentreffen unter solchen Umständen war daher um so erschütternder. Gregor war nicht hart; bei den liebevollen Worten der beiden Brüder taute sein Herz rasch auf. Er schämte sich seiner Tränen nicht, denn er wußte, daß sie aufrichtiges Mitleid mit ihm hatten und nur sein Bestes wollten.

Bald darauf erschien auch der hochwürdige Pater Neuschwanger in der Hütte des Kranken und seinem edlen Priesterherzen gelang es rasch, dessen volles Vertrauen zu gewinnen. Eine gute, aufrichtige Beicht krönte das begonnene Werk. O wie leicht war's nun dem Kranken ums Herz! Er kam sich vor, wie der verlorene Sohn, der ins liebe Vaterhaus zurückgefunden.

An leibliche Genesung war nicht mehr zu denken. Bruder Gerold, unser Katechet, übernahm es, ihn auf die erste heilige Kommunion vorzubereiten, eine Gnade, die Gregor kaum mehr zu hoffen gewagt hätte. Willig, wie ein Kind, bemühte er sich nun, den Katechismus zu lernen und war überhaupt geistig vollständig umgewandelt, demütig geduldig, zufrieden, dankbar für jeden Dienst, den man ihm erweist. Bis diese Zeilen in die Hände unserer Leser kommen, wird Gregor seine Pilgerschaft wohl schon vollendet haben. Er stirbt gern; er hat die Täuschungen dieser Welt zur Genüge kennengelernt und sein Herz verlangt nach der wahren ewigen Heimat.

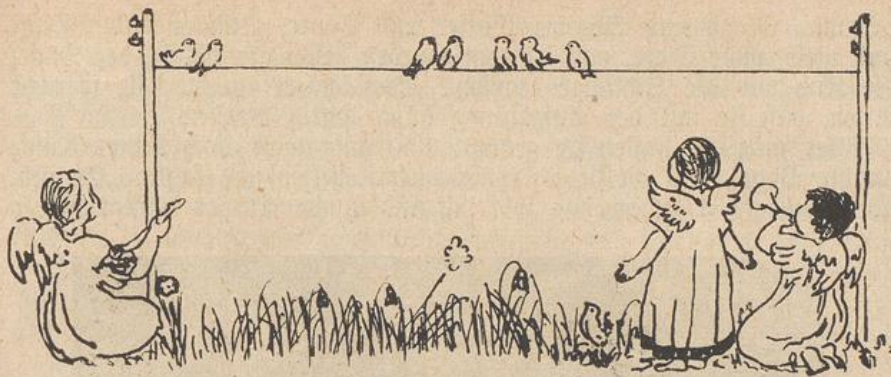
Ich möchte heim!	Der Lenz ist hin,
Ich sah in sel'gen Träumen	Die Schwalbe schwingt die Flügel
Ein bessres Vaterland.	Der Heimat zu weit über Tal und Hügel
Dort ist mein Teil	Sie hält kein Jägersmann,
In ewig lichten Räumen,	Kein Vogelleim, —
Hier hab ich keinen Stand.	Ich möchte heim!

3



*Ein Wort ins neue Volk
Lied in seiner Jugendzeit.*

WERDE MITGLIED DER NSV



F ü r d i e K i n d e r

Blumen und Kinder, wie sie das Aug entzücken!
Kinder und Blumen, wie leicht sind sie zu pflücken!

Mit besonderer Vorliebe erteile ich meinen lieben kleinen Schwarzen den Unterricht im Katechismus und in der Biblischen Geschichte. In der Regel sitzen sie gar ernsthaft da und hören mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Geht es aber ans Abfragen des Erzählten, so gibt es manch komische Überraschung, besonders bei den kleinen Anfängern. So hatte ich einmal ausführlich vom Paradiese erzählt, von Adam und Eva und der bösen Schlange, die sie zur Sünde verführte.

„Was hat Adam und Eva im Paradiese getan?“ fragte ich den kleinen Sebastian, der mir so aufmerksam zugehört hatte. — Die prompte Antwort war: „Apfel haben sie miteinander gegessen, aber die Eva hat viel mehr gegessen und recht schnell, dem Adam hat sie nur einen kleinen Bissen davon gegeben!“

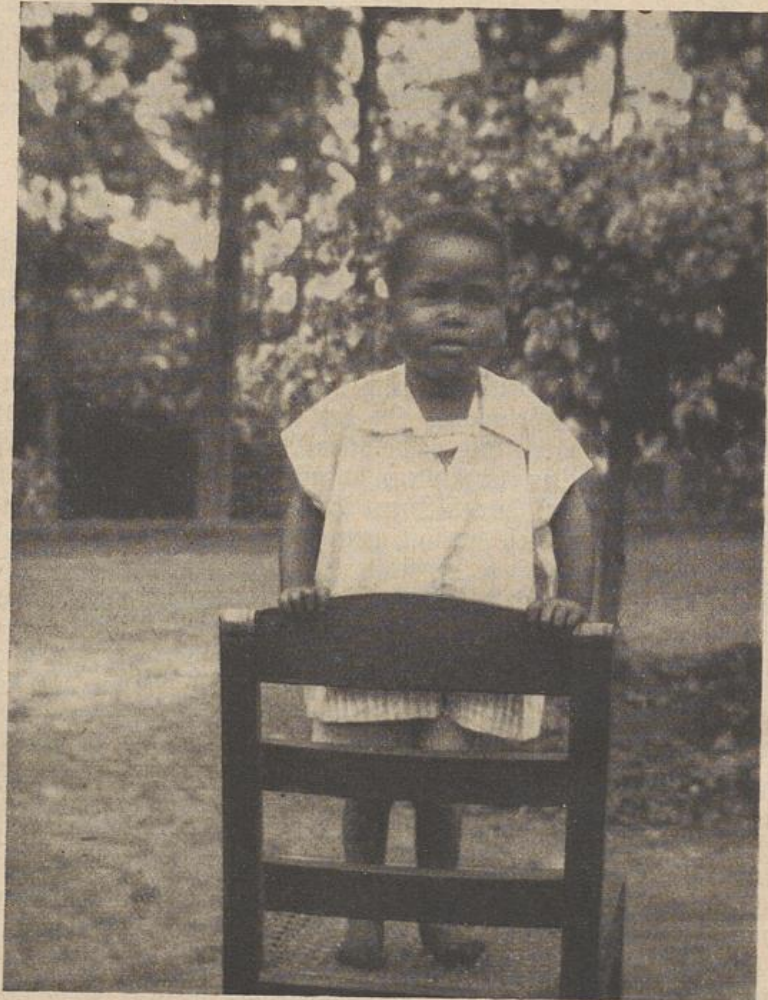
„Was weißt du mir von der Eva zu erzählen?“ fragte ich die achtjährige Euphrosine. Diese entgegnete mit tiefer Entrüstung, die sich in ihren großen schwarzen Augen spiegelte: „Die Eva ist recht neugierig gewesen und schwachhaft und hat genascht.“ Der kleine Emil aber, der muntere Schelm, fing selber an, Fragen zu stellen. „Warum ist denn die Eva vor der Schlange nicht davon gelaufen? Alle Frauen und Mädchen laufen doch schnellstens davon, wenn sie eine Schlange sehen, und fürchten sich sehr.“

Einmal fand ich ein halbes Duzend meiner kleinen Schwarzen an einem Wasserbächlein. Sie waren so eifrig damit beschäftigt, Erde und Lehm herbeizuholen und zusammen zu kneten, daß sie mein Kommen gar nicht bemerkten. Da sie sich durch diese Spielerei die Kleider arg beschmuzten, sagte ich etwas unwillig: „Was treibt ihr denn da?“ Doch die wackeren Bürschen ließen sich in ihrem Geschäft nicht stören; sie fuhren tapfer fort, ihren Lehm herbeizuschaffen und einer von ihnen gab mir die beschwichtigende Antwort: „Wir spielen den lieben Gott und machen aus Erde Menschen und Tiere!“

Das gab mir Veranlassung, in der nächsten Unterrichtsstunde die Kinder zu fragen, was denn der liebe Gott alles erschaffen habe. Da ging es nun los! Mit leuchtenden Augen zählten sie alles auf:

„Sonne, Mond und Sterne, Wasser und Feuer, Kräuter und Bäume und viele, viele Tiere, von letzteren wurden besonders häufig der Ochse, die Kuh und die Schlange erwähnt. Von letzterer wußten sie so viele Arten, daß sie mit der Aufzählung kaum fertig wurden.

Alles mögliche hatten sie genannt und aufgezählt, doch keines dachte an die Vögel. Da wollte ich ihnen darauf helfen und sagte: „Es gibt aber noch ein Tierchen, das so frisch und munter ist, es bewegt sich so



Anton aus Kibungilo, Ost-Afrika, ein Wiener Patentkind
Photo Haus-Archiv

schnell, im Nu ist es da und dort...“ Während ich noch rede, strecken drei Buben zu gleicher Zeit die schwarzen Zeigefinger in die Höhe und rufen ganz siegesbewußt: „Izenze, Izenze, der Floh, der Floh!“ — Später stellte ich die Fragen in umgekehrter Ordnung, das heißt, ich nannte irgendein Ding und fragte sodann: „Wer hat dies gemacht, wer hat jenes gemacht?“ Die prompte Antwort war: „Der liebe Gott!“ Nun wollte ich den kleinen dicken Ivo auf die Probe stellen und ich sagte: „Wer hat aber den lieben Gott gemacht?“ — Da stand der Kleine eine Weile sinnend da und sprach dann zögernd: „Die

Abelungu, die Weißen.“ — „So,“ erwiderte ich enttäuscht, „wie kommst du denn auf einen solchen Gedanken?“ — Der Kleine erwiderte treuherzig: „Ich dachte so, weil ihr Weißen alles wißt und alles könnt; euch übertrifft nur der Tod.“

Ich wandte mich an seinen Nachbar, Josef mit Namen, mit der Frage, ob Ivo recht habe. Dieser antwortete: „Es ist wahr, die Weißen sind sehr klug, sie können die Eisenbahn machen und die Schiffe, sie können auf zwei Rädern fahren und sonst noch viele wunderfame Dinge, aber den lieben Gott haben sie nicht gemacht; von dem wollen sie nichts wissen, sie wollen ihn sogar ukukipa (abschaffen).“ So ganz unrecht hatte er wohl nicht, der kleine schwarze Philosoph.

Ein andermal war ich bei den kleinen Mädchen; da war auch die neunjährige Maria, das Töchterchen unsers braven Ludwig und seiner Gattin Agnes. Die Kleine saß zu meinen Füßen und hörte gar aufmerksam den Fragen und Antworten zu, während ihre schwarzbraunen Fingerchen sich redlich abmühten, aus allerlei kleinen Fleckchen für ihr Brüderlein Emanuel, das sie auf den Rücken gebunden trug, ein buntfarbiges Röckchen zusammen zu stückeln.

„Maria, in welches Reich gehören denn wir, du und ich?“ sagte ich zu ihr. — Da sah mich das Kind mit seinen klaren Augen treuherzig an und antwortete: „Mina, wena, ich und du, wir gehören ins Himmelreich!“ — Bei dieser unerwarteten Antwort ließen die fleißigen Näherinnen unwillkürlich die Hände sinken. Erstaunt sahen sie einander an und riefen dann aus: „Uqinisile, sie hat recht! Wir alle gehören ins Himmelreich und wir wollen alles tun, dorthin zu gelangen.“



Allerlei aus der Mission

Aus den ersten Jahren der Missionierung

Auf unserer bescheidenen Missionsstation ist die „Doktores“ in großem Schwung. Die Schwarzen kommen aus allen Himmelsrichtungen, drei bis vier Stunden weit her, und die Medizinfläschchen, die ich schon verabreichte, zählen nach vielen Hunderten. Ich kann mich rühmen, Leibarzt von zwei schwarzen Majestäten, so und so vielen Indunas oder Ministern und den Veteranen von drei Königreichen zu sein. Daß es bei solcher Praxis nicht an Arbeit fehlt, versteht sich von selbst.

In unserm Garten ziehe ich eine Menge von Heilkräutern; leider bringe ich gewisse Sorten in unserm afrikanischen Klima nur kümmerlich durch. Besser geht es mit den einheimischen, denn die Not hat mich gelehrt, mir auch die Kenntnis einiger afrikanischen Heilpflanzen anzueignen. Dies erhöhte meinen Ruf als „Doktor“ in nicht geringem Grade. Wenn die alten Männer mit den Ringen um die Köpfe zu mir kommen und in ihren mannigfachen Gebrechen ärztliche Hilfe suchen, darf ich nur die Namen einiger altberühmter Heilkräuter zu nennen und ich habe ihr Vertrauen im Fluge gewonnen. Die Medizin wird dann sorgfältig verpackt und mit den nötigen Belehrungen über die Art der Anwendung verabreicht, und der hohe Patient scheidet von mir mit tiefer Verneigung, erhebt Hand und Zeigefinger zum Gruß und ver-

kündet allüberall Ruhm der unvergleichlichen Missionschwester der Amaromas Das beste an der Sache ist, daß ich auf diese Weise schon manche Seele für den Himmel gewonnen habe. Zunächst suchen die Schwarzen nur leibliche Hilfe; allein beim Gang zur Missionsstation lernen sie zugleich die christlichen Missionare und Ordensleute kennen. Sie sehen die Liebe, mit der man sie empfängt, die Sorgfalt, mit der man ihnen die Wunden verbindet, sie sehen und hören die schwarzen Schulkinder, denen das Glück und die Zufriedenheit aus dem ganzen Gesichte lacht... da tauen ihre kalten Herzen auf, sie fassen ein großes Vertrauen zu den Schwestern, kommen allmählich zum christlichen Unterricht und werden so nach und nach für den wahren Glauben gewonnen. Andere liegen zu Hause krank im heidnischen Kraal. Einer der Anverwandten geht zur Missionsstation und bittet um Medizin; sie wird verabreicht. Allein, die Schwester will den Patienten selbst sehen und macht einen Besuch, wenn möglich kommt bald darauf der Missionar, und das Resultat ist in den meisten Fällen die Bekehrung und Taufe des Kranken. Schw. Christine, Mariatrost.

Herzlichen Dank

allen lieben Wohltätern und Abonmenten, welche im verflossenen Monat den Beitrag für die Caritasblüten einsandten, und ein kräftiges Vergelt's Gott mit dem Versprechen des Einschlusses in der Schwestern und Kinder Gebete.

Vollkommene Ablässe

für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut vom 15. Mai bis 15. Juni: 1. am heiligen Pfingstfeste, 16. Mai; 2. am Feste Maria Hilfe der Christen, 24. Mai; 3. am heiligen Fronleichnamfeste, 27. Mai.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut: Im heiligen Messopfer da beten des Heilands Wunden mit uns: „Vergib!“ Da betet sein Blut mit uns: „Vergib!“ Da betet sein gottmenschliches Herz mit uns: „Vergib! Vater, vergib!“

Bischof Keppler von Rottenburg.

Gebetserhörnung

Dem lieben heiligen Josef, der kleinen heiligen Theresia und dem heiligen Antonius sei inniger Dank für die Genesung von einer schweren Krankheit. (Veröffentlichung war versprochen.)

Dem lieben heiligen Josef herzlichen Dank für die Hilfe in schweren Anliegen. (Veröffentlichung war versprochen.)

Das Totenglöcklein

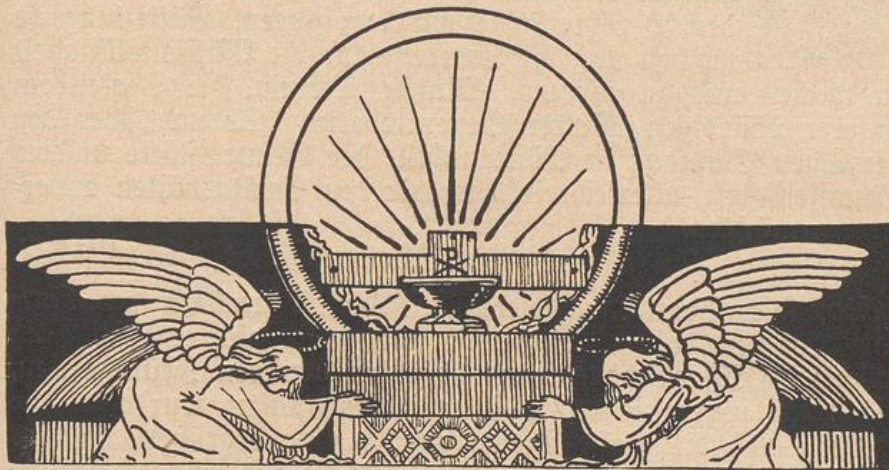
Das Totenglöcklein meldet das Hinscheiden unserer treuen Abonmenten: des hochwürdigen Herrn Rektor Steinbach, Mettlach; Herrn Friedrich Weisenfeld, Buer-Scholven; der Missionswohltäterin, Präsektin des Paramentenvereins, Worms; Herrn Heinrich Heinkolt, Karl Heinrichsbauer, Witwe Yorkmann, Leven b. Ahjen; Witwe Heinrich Cornelius, Bochum; Frau Eleonora Schmied, Altötting; Herrn Jakob Martin Engel, Herrn Alfons Bergen, Herrn Nikolaus Kien-Müller, Frau Witwe Magdalena Wagner, Saarlautern; Herrn Liborius Fernhomberg, Elsen; Frau Witwe Barbara Kuhn, Oberwittighausen; Frl. Amalie Pesendorfer, Mitglied der katholischen Frauenorganisation, Altmünster am Traunsee. In Liebe und Dankbarkeit wollen wir recht innig für die lieben Verstorbenen beten, damit sie sich bald der Anschauung Gottes erfreuen. Wir bitten unsre lieben Leser und Leserinnen, sich unserem Gebet mit Andacht anzuschließen. R. i. p.

Caritasblüten

Nr. 7

Juli

1937



Zum Fest vom kostbaren Blut

O Blut, vor dem sich neiget Sie zieht mit ihm zum Streite,
Der Engel sel'ge Schar, Sie kämpft mit Jesu Blut,
O Herzensblut des Heilands, Sie siegt zu allen Zeiten
Das fließt auf dem Altar! Durch diese heil'ge Flut.

O Blut, du Schatz der Kirche, Mag auch die Hölle wüten
Von Christus ihr vertraut! Mit drohendem Gebar —
Ihr gab er jeden Tropfen, Das heil'ge Blut wird hüten
Ihr, seiner Herzensbraut! Die treue Kämpferschar.

Ein Tropfen dieser Quelle
Gibt Seelenkraft und Mut,
Macht alles Dunkle helle
Durch seine Liebesglut!

M. B.

Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

Da wir im Geiste unsere teure, erste Vorgesetzte auf der weiten Reise begleiten, können wir nicht umhin, unsern verehrten Lesern und Leserinnen von den Berichten, die wir empfangen, Mitteilung zu machen und ihr Interesse für die Missionstätigkeit zu wecken und zu fördern. Mutter Tertula, die Begleiterin unserer Würdigen Mutter Generaloberin, teilt uns über den herzlichen Empfang in Mariannhill, der Geburtsstätte unserer Genossenschaft, allerlei mit, das wir den Caritasblüten anvertrauen möchten.

Mariannhill, den 15. 4. 1937.

Von der Begrüßungsfeierlichkeit der Schwestern am Karfreitagabend habe ich Ihnen ja schon allerhand erzählt. Nun möchte ich Ihnen noch etwas berichten von den Festlichkeiten, die durch unsere schwarze Jugend veranstaltet wurden. Alle wollten doch die große Mama von Europa begrüßen, und ihr ihre Künste zeigen. Zu allererst mußte sie zur Annaschule ihre Schritte lenken. Die Kinder trugen recht nette Gedichte und Lieder vor. Auch zeigten sie ihre Geschicklichkeit in der Ausführung eines Reigens und kleinen Theaterstückes. Zum Schluß wurde das Lied gesungen: „Gott segne den Papst!“ — Am Abend war die Begrüßungsfeier im Seminar. Die Seminaristen und die Seminaristinnen, sowie die Schüler und Schülerinnen von der Hochschule boten unter vereinten Kräften alles auf, um die Zuschauer zu erfreuen. Es ist ihnen tatsächlich auch ausgezeichnet gelungen. Man muß staunen über die Geschicklichkeit und Behendigkeit der schwarzen Krausköpfe. Sie waren ausgezeichnet gedrillt. Alles klappte tip-top! Die Reigen unter Klavierbegleitung; dann die verschiedenen Beschäftigungen aus der Industrieschule, wie Kuchenrühren, Stauben, Bügeln, Sticken, Flechten, Hobeln usw., ebenfalls unter Klavierbegleitung. In den Zwischenpausen wurden schöne Lieder gesungen. Die Gesangchöre wurden von schwarzen Lehrern dirigiert. Im Gesang kann der Schwarze großes leisten. In einer Ansprache hob der hochwürdige Herr Schulleiter die Verdienste und Leistungen unserer Schwestern um die Hochschule und das Seminar in anerkennender Weise hervor. Er sagte unter anderem den Schülern und Schülerinnen, daß die Schule nicht bestände, wenn die Schwestern nicht wären. Die abendliche Feier schloß nun mit dem Nationallied, welches begeistert durch die Halle brauste.

Am anderen Tag mußte Würdige Mutter einer Einladung der Industrie- oder Haushaltungsschule folgen. Diese Schüle-

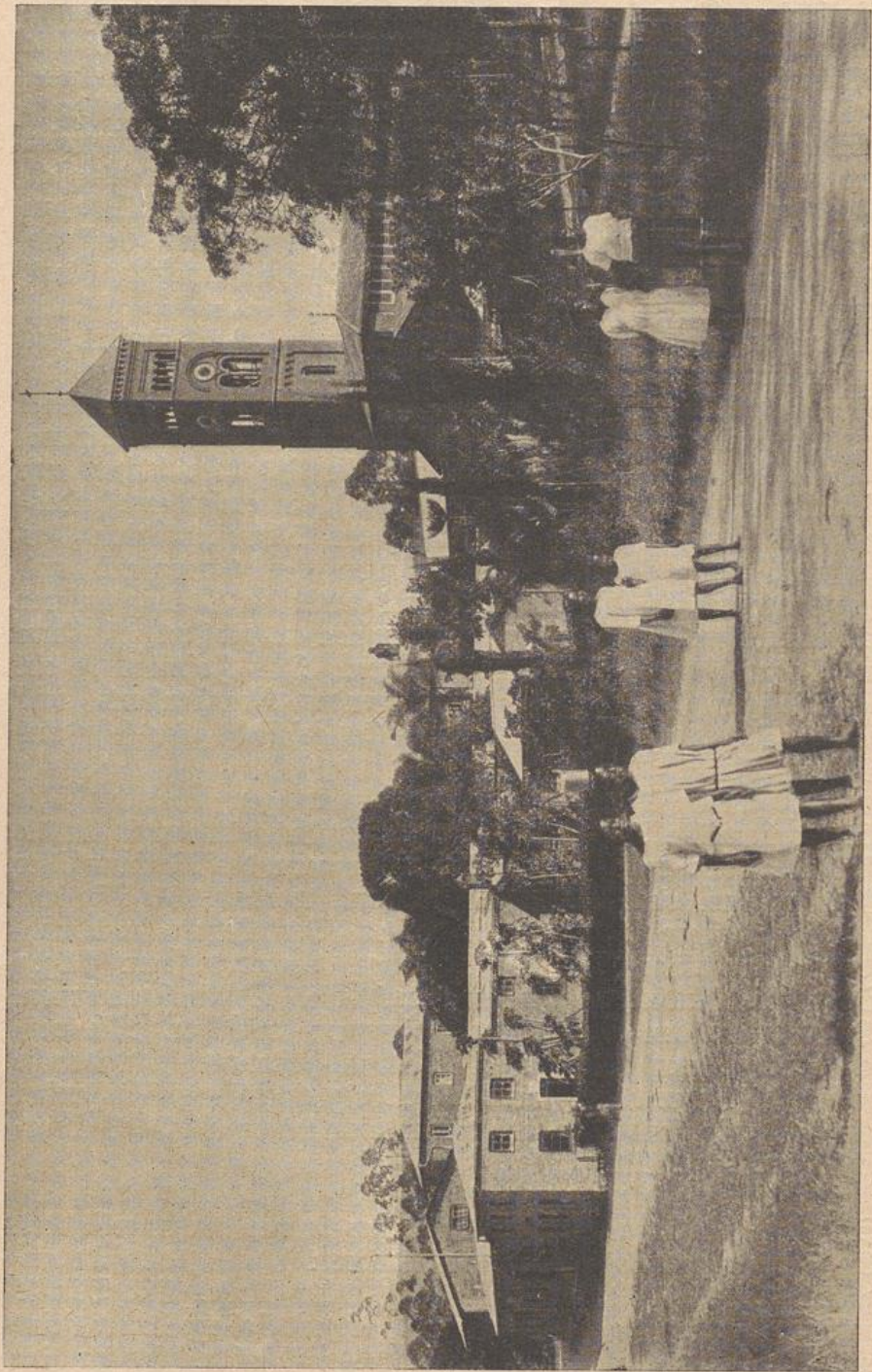
rinnen gehören doch auch zu den Kindern des Hauses und wollten gerne ihren Willkommgruß entbieten. Sie brachten ebenfalls in Liedern und Gedichten ihre Freude zum Ausdruck. Ein kleiner Krauskopf hatte sich doch die große Mühe gemacht, ein deutsches Willkommgedicht auswendig zu lernen. Wie erfinderisch ist doch die Liebe, die da wurzelt in der Gottesliebe.

Dann machte unsere Würdige Mutter einen Besuch beim hochwürdigsten Herrn Bischof A. Fleischer. Die Mutter Provinzialin und meine Wenigkeit begleiteten sie. Se. Gnaden freute sich, Würdige Mutter hier im schwarzen Erdteil begrüßen zu dürfen. Er wünschte der Würdigen Mutter Gottes Beistand, Kraft und Stärke zu ihrem schwierigen Unternehmen, und spendete uns allen seinen bischöflichen Segen.

Von da aus lenkten wir unsere Schritte zum Hospital, wo unsere kranken Schwestern sehnsüchtig auf den Besuch unserer Würdigen Mutter warteten. Unsere gute Schwester Sara hatte auf ihrem Schmerzenslager noch gedichtet. Mit heiserer Stimme, doch in kindlicher Begeisterung sagte sie ihre Gedichtchen auf. Wie ist es doch so schön, wenn man sich ein einfaches Kindesherz bewahrt! — Außer unseren eigenen Schwestern bietet das Hospital Hilfe in allen Krankheiten den Europäern und den Eingeborenen. Auch werden dort unter der Leitung unserer Schwestern weltliche Krankenschwestern ausgebildet, die dann in Durban das Staatsexamen machen. Das Hospital ist ein den hiesigen Verhältnissen entsprechendes Krankenhaus, und verfügt über ungefähr 80 Betten. Es geschieht hier sehr viel Gutes.

Nach einem Besuche bei den hochwürdigen Mariannahiller Patres kam die Besichtigung der vielen Gebäulichkeiten an die Reihe. In den verschiedenen Klassenzimmern des Mariannahiller Gymnasiums, oder Hochschule genannt, werden 131 Zöglinge auf das weitere Studium vorbereitet. Das Lehrer- und Lehrerinnen-Seminar zählt 187 Zöglinge. Außer unseren jungen Schwestern studieren hier auch noch vier Dominikanerinnen. Manche von den Eingeborenen kommen weit her. Die verschiedenen Typen verraten es. Man muß staunen, wie manche bereits 30 Jahre alte Herren so gelehrig einer jungen Schwester lauschen. Es sind hier an diesen Schulen nämlich 13 Lehrschwestern angestellt.

Der Wissensdrang und das Pflichtgefühl sind doch im Schwarzen recht geweckt und werden immer mehr gefördert. Es sind auch an diesen Schulen mehrere schwarze Lehrer angestellt. Die Schulen stehen in sehr gutem Rufe. Ein Beweis dafür ist dieser, daß ein andersgläubiger College-Leiter seine eigene Tochter zum Studium nach hier schickte. Er hat die Studien-Anstalten besichtigt und auch Mariannahill, worauf dann seine Wahl fiel. Die Anforderungen, die an die Lehrkräfte



Mission Station Mariannhill

gestellt werden, wachsen von Tag zu Tag. Daher hat die Würdige Mutter hier keine leichte Aufgabe und wahrlich nicht geringe Sorgen um genügende und geeignete Lehrkräfte. Wie manche, die da draußen keine Stelle haben, könnten hier ihre Kräfte in dem großen Werke der Gaubensverbreitung nützlich verwenden. „Herr, sende Arbeiter in deinen Weinberg.“ Nicht nur für Lehrerinnen, sondern auch für alle anderen Berufe gibt es hier Arbeit und Beschäftigung in Hülle und Fülle. Unsere jungen Aspirantinnen brauchen keine Angst zu haben, daß in Afrika keine Arbeit mehr für sie wäre, wenn sie einmal Schwestern sind. — Obschon an Sonntagen die große Bischofskirche ganz dicht besetzt ist mit schwarzen Christen, so sind doch noch lange nicht alle Heiden bekehrt. So rege wie hier ist der Kirchenbesuch auch auf den Stationen. Deo gratias!

In der Anna-Schule unterrichten unsere Schwestern die Kinder in den Volksschulfächern. Hier halten die Seminaristen und Seminaristinnen vom Seminar ihre Lehrproben unter der Aufsicht von Schwester Oktavia. Wir haben jetzt 93 Kinder. Die Schule ist recht auf der Höhe. Diese Kinder sind den ganzen Tag hier. Da gibt es allerhand zu kochen. Die Zöglinge vom Gymnasium und vom Seminar werden auch hier beköstigt, d. h. die Mädchen bei den Schwestern und die Jungen bei den hochwürdigen Herren.

Ein Zweig des Kollegs ist die Industrie- oder Haushaltungsschule. Die Lehramtskandidatinnen vom Seminar erhalten hier die von der Regierung vorgeschriebene Ausbildung in den praktischen Fächern. Außerdem unterrichten unsere Schwestern hier noch 46 andere Schülerinnen in allen Fächern des Haushaltungswesens. Sie werden unter Leitung von unserer Schwester Coleta zu tüchtigen Hausfrauen herangebildet.

Die Zöglinge vom Gymnasium, dem Seminar und der Haushaltungsschule haben alle Bettstellen. Die Kinder von der Anna-Schule schlafen auf Matten. Alle Betten sind mit netten weißen Decken versehen, was einen guten Eindruck macht.

Die Speise- und Aufenthaltsäle sind geräumig und lustig, mit starken Tischen und einfachen Bänken versehen. Da gibt es keine Zierrischen und Korbsessel. — Wir sind in Afrika!

35 Marienmädchen sind bei allen häuslichen Arbeiten mitbeschäftigt. Somit können sie alles lernen, erhalten einen kleinen Lohn, und sind vor viel Bösem bewahrt. Für sie ist auch in jeder Hinsicht gut gesorgt.

Auch haben in Mariannahill 11 arme Waisenkinder wieder ein Heim gefunden. Sie sind glücklich unter der mütterlichen Obforge der Schwester und ihrer treuen Helferin.

Zwei aus Stein gebaute Häuschen, die durch einen Zwischenraum verbunden sind, dienen einigen alten Raffernfrauen, die sich hier nützlich machen, als Wohn- und Schlafräume.

Im Nähhaus mußte wegen der Zeitverhältnisse der bisherige Betrieb umgestellt werden. Es gab nun mehr Platz und der obere Stock wurde zu einem luftigen Schlaßaal für die Schwestern eingerichtet. Hier sind auch die Räumlichkeiten für unsere schwarzen Kandidatinnen, sieben an der Zahl.

Von der Näherei ging es zur Flickerei und Stickererei. Dann zum Korbflechten, in die Hostienbäckerei, in die großen Gärten, in die Wäsche- und Bügelräume, ins Backhaus, in die Klosterkirche, zum Schusterlein und in die Skonomie. Alle wünschten einen Besuch der würdigen Mutter in ihren Arbeitsräumen. Ob man wohl müde ist, wenn man ganz Mariannahill besichtigt hat? — Die gute Würdige Mutter weiß am Abend, was sie getan hat; für alle muß sie da sein, weiß oder schwarz. Alle meinen, sie hätten ein Recht, sie in Anspruch zu nehmen. In gewissem Sinne ist es ja so. Sie ist eben die Mutter, die für alle von Europa gekommen ist. (Fortsetzung folgt.)

5

Maria eilt zu ihrer Base Elisabeth

O eile, reinste Taube, durch Palästina's Flur,
Du birgst in deinem Schoße den Schöpfer der Natur!
Die Sonne strahlet freudig in festlich goldnem Glanz,
Erhellet deine Pfade, du lebende Monstranz!
Und neigt sie sich zum Westen, dann taucht der Mond still auf,
Und tausend Funkelsternchen beginnen ihren Lauf.
Ein jedes möchte leuchten ums Haupt der Pilgerin,
Ein jedes möchte führen, dich, Gottesträgerin!

Und graut der frühe Morgen, das Turteltäubchen ruft;
Die Lerche freudetrunken schwebt trillernd durch die Luft;
Die Nachtigall im Busche singt dir ihr schönstes Lied
Bevor der Sternenhimmel dem Morgenrot entflieht.
Melodisch rauscht die Palme, gehst du an ihr vorbei,
Und zarte, junge Rehlein, sie eilen froh herbei.
Das Bächlein murmelt fröhlich den Morgengruß dir zu
Selbst Käferlein, sie summen: „Gegrüßt, gegrüßt seist du!“

Dann nicken alle Blümlein in ihrem Farbenkleid
Und öffnen ihre Auglein, wie Kinderlein, so weit!
Sie schauen die schönste Blume aus Jesse's edler Art:
Die Königin, die Rose, wie nie noch eine ward.
Ja, eile, zarte Jungfrau, dem Hebrontale zu,
Denn, was du birgst im Schoße, bringt Frieden, Seelenruh!
Du hast das schönste Blümlein uns allen einst gebracht:
Das liebe Gottesöhnlein — — — in kalter, stiller Nacht!

m. s.

Samariterdienste auf der Außenstation Dareda

Wir hatten schon öfter zu zweien den Weg nach Dareda zurückgelegt, um dem armen verlassenen Volke Hilfe zu bringen. Zu Fuß hat man von unserer Missionsstation Ufiomi aus neun Stunden zu wandern. Wir kommen dann durch „Babati“, ein den Farmern und Eingeborenen wohlbekannter Platz; hier ist Poststation und der Marktbetrieb für unsern Distrikt. Doch sind im ganzen nur sechs Indiergeschäfte. Dichtgedrängt stehen die Eingeborenen da und bieten ihre Produkte zum Verkaufe an. Wolkenlos ist der tiefblaue Himmel, heiße Lichtfluten sprühen über die schwarzen Krausköpfe, fangen sich in den farbenfrohen Trachten und bunten Tüchern und spielen blizend mit den Perlen ihrer Ketten und Gehänge. Frage ich sie, wo kommt ihr her, dann höre ich die verschiedensten Namen: Uganda, Ruanda, Mbuku, Arusha, Moshi, Tanga, Nairobi, ein Beweis, daß diese Leute das Innere Afrikas bereift haben. Dazwischen sieht man noch urwüchsige Heiden in ihrem Adamskostüm in ihren Fellen und Lederschürzen; es sind die kriegerischen Massais, die stets mit Speißen und Waffen aller Art versehen sind.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Babati setzten wir unsere Wanderung fort in der Richtung nach Dareda, wo wir gegen nachmittag 3 Uhr ankamen. Da der Missionar bei uns war, wurde sofort mit der Glocke geläutet, zum Zeichen, daß der Hirt zu seinen Schäflein kommt. Im Nu war das Buschkirchlein von Gläubigen umringt und der Beichtstuhl umlagert. Diese Christen schätzen es so hoch, wenn der Priester einmal im Monat kommt und ihre Seelen reinigt. Einer reiht sich dem andern an, bis jeder das beseligende: „Ego te absolvo“ vernommen hat. Die Haut schwarz wie die Nacht, die Seele rein und glänzend! O Wunder der Gnade und der Liebe!

Dareda zählt 300 Christen und unser Kirchlein war sozusagen bis zum letzten Platz besetzt. Aufmerksam lauschten sie der Predigt, die nicht in Suaheli, sondern in ihrer eigenen Stammesprache vorgetragen wurde. Während der heiligen Messe schreiten alle in tiefer Andacht zur Kommunionbank, um Christus, den Lebenspender zu empfangen. Welche Priesterfreude! Welch ein Apostellohn!

Nach dem Gottesdienste kamen noch Arme, Trost zu suchen in ihren Anliegen; Mütter brachten ihre Kinder zur Taufe, auch über Erwachsene floß das heiligende Wasser der Wiedergeburt. Dann brachte man Kranke von nah und fern zu uns Schwestern. Die Einwohner beschauen uns als Wesen einer andern Welt. Sie kommen aus der Verwunderung und dem Erstaunen über uns Weiße nicht heraus. Hochbefriedigt, geistig

und leiblich gestärkt, treten alle ihren Heimweg nach den verschiedenen Richtungen an. Schon neigt sich die Sonne ihrem Untergange zu und leise deckt die Nacht die kühle Erde und all ihr Menschenglück und Menschenleid zu.

Am darauffolgenden Tag machten wir Schwestern bei den Leuten einige Besuche. Frohes Plaudern und Lachen schallte uns aus den meisten Hütten entgegen, ein Zeichen, daß die Arbeit getan war, denn wenn die Felder vor der Regenzeit bestellt sind, so hat der Eingeborene glückliche Tage. Er muß sich dann auf das Vogelhüten verlegen, was aber meistens den Kindern übertragen wird, zum Nachteil für die Schule.

Dareda zählt mit Umgebung 25 000—30 000 Einwohner, und davon ist bis jetzt nur ein kleiner Teil unserer Kirche zugehörig. Soll auch hier der Weinberg des Herrn grünen und blühen, dann müssen noch große Opfer gebracht werden.

Eine schöne Arbeit für uns Schwestern: sanft und still ein keimendes Saatkorn hegen und pflegen. Oft ermüdet man bei diesem lebhaften Völkchen, aber es ist ja für Gott und die Seelen.

Hochbeglückt zogen wir von diesen Missionswanderungen nach Hause. Dazu konnten wir noch ein altes Mütterchen taufen, das schon am nächsten Abend nicht mehr unter den Lebenden war. Somit war unsere Arbeit sichtlich mit Erfolg gekrönt. Freilich erntet man auch zuweilen bittere Enttäuschung und gefühllosen Undank, aber nur von den Menschen, nie von Gott.

Die Mission Dareda liegt in einem Talkessel, rings umgeben von Bergen, wovon der berühmteste der „Rift-Wall“ ist. Er bildet eine herrliche Gebirgskette von Rhodessia bis Abyssinien. Die sanften Hügel, die saftgrünen Wälder mit ihren windungsreichen Schluchten, die ganze anmutige Landschaft in ihrer Fülle und Stille hatten mein Gemüt ergriffen und ich fühlte mich für den Augenblick von den Reizen meiner bergigen Heimat umzaubert.

Nun sind wir wieder in unserm Ufiomi, nachdem wir noch ein Mädchen aus dem heidnischen Kraal gewonnen hatten. Auf unserer Rückreise zeigten sich noch allerlei Hindernisse. Es trat ein schwerer Regenguß ein, der den Weg von Babati bis Ufiomi unpassierbar machte. Für uns hieß es aber: wir müssen durch, koste es, was es wolle. Die Gefahr war groß, denn mehrere Male drohte das anschwellende Wasser uns fortzureißen. Es war schon dunkle Nacht als wir durchnäht nach Hause kamen. Schwester Cäciliana bot uns sofort eine Tasse heißen Tee an, wofür wir sehr dankbar waren, denn wir hatten seit morgens 7 Uhr nichts mehr genossen.

Mit neuem Mut arbeiten wir wieder an unserm hartnäckigen Ufiomi-Stamm. Jahr um Jahr mühen sich die Missionare ab,



Spiele wilder Massai-Knaben in der Steppe

und wir selbst ringen mit den Seelen, die sich dem Irr- und Unglauben verschrieben haben und diese Fesseln nicht sprengen wollen.

Gerade bevor diese Zeilen nach Europa wandern, spielte sich in Dareda eine grausame Szene ab: In dieser so wilden Gegend haben die Eingeborenen noch mit ihrem Hauptfeind, dem Leopard, schwer zu kämpfen. Auch wir hörten ihn die ganze Nacht brummen, als wir dort waren. Der erste Christ, der neben der Mission wohnt, trieb am Abend seine Herde herein; sein zweijähriges Kind spielte vor dem Hause. Während er die Ziegen und Kühe unterbrachte, hörte er einen Schrei — es war der letzte seines Kindes. Als er zur Stelle eilte, war sein Liebling verschwunden — der Leopard hatte ihn weggeschleppt. Schrecken überfiel uns alle. Geduldig und gottergeben trug die arme Familie das schwere Leid, und niemand wagte es mehr, mit ihr darüber zu sprechen.

**Strahlende Kinderaugen —
gesunde Jugend — der Dank
für Deinen Gastplatz!**



Allerlei aus der Mission

Nachrichten aus Mariannhill

Allerlei

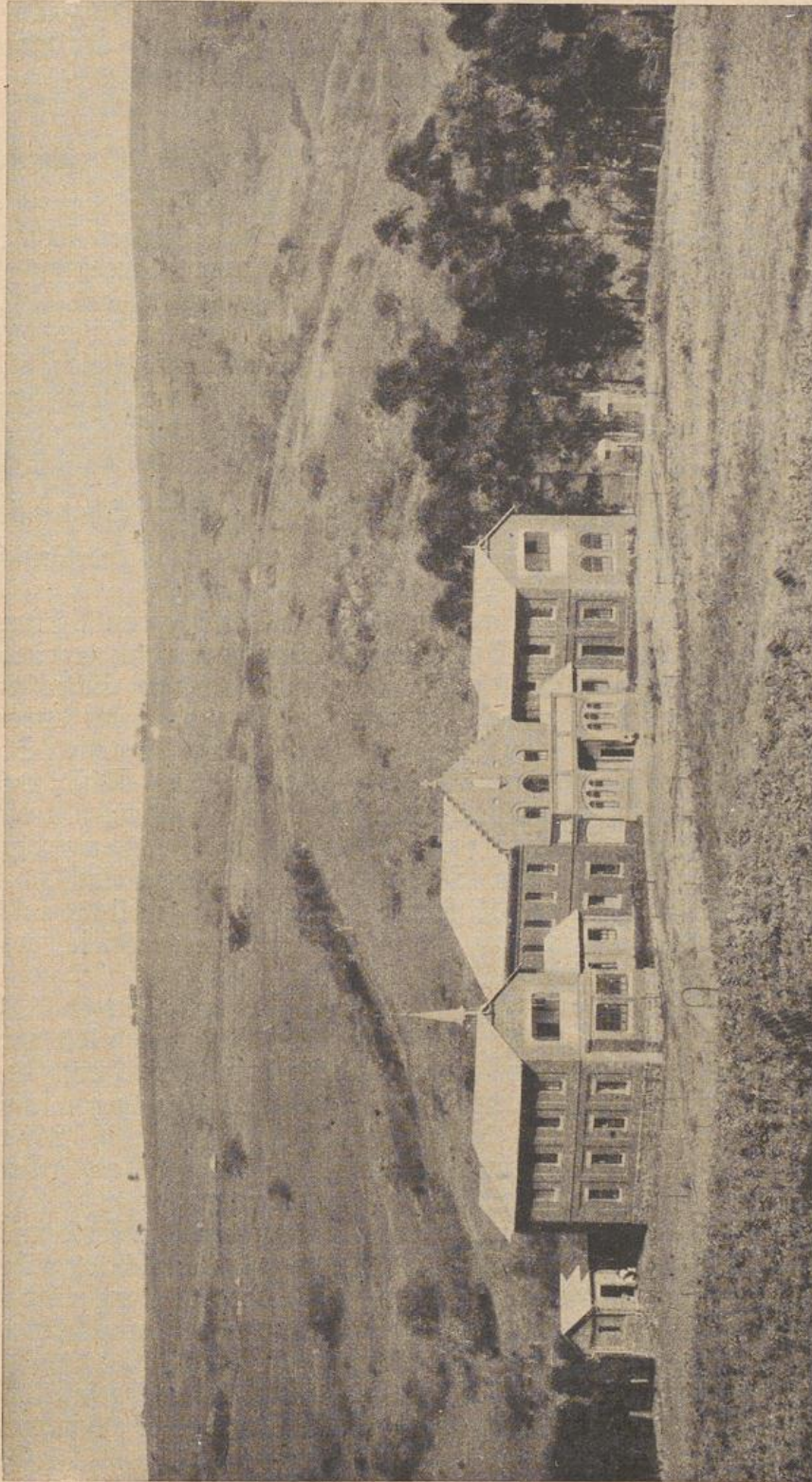
Wie reiste der Gouverneur von Natal vor ungefähr fünfzig Jahren? Im Jahr 1890 meldete eines Tages der Gouverneur seinen Besuch in Mariannhill an, und zwar von Durban aus. Sein Reisewagen war ein Zeltwagen mit einem Vorgespann von 10 Mauleseln. Er kam mit einer Stunde Verspätung, weil zwei Maulesel die Freiheit liebten; sie ließen sich in der Stadt sehr schwer einfangen, so daß man sich eine Stunde müde laufen mußte, um die beiden Ausreißer wieder in die Zügel zu bringen. Heute lächelt man über den Zeltwagen mit dem Eselsgespann. Fast jeder Farmer hat sein Auto, doch sind der Unglücke so viele, daß oft der Eselswagen im stillen zurückgewünscht wird, wenn er auch langsamer fährt.

*

Es gibt hier manche Pflanzen, die durch ihre sogenannten Luftwurzeln die meiste Nahrung von der Luft erhalten. Selten jedoch trifft man eine Pflanze, die aus dem Erdboden entfernt, durch die Luft allein weiterlebt. Auf einer unserer Missionsstationen waren in der Nähe des Bienenhauses einige Aloe-Stauden. Da man fürchtete, die Bienen könnten den Blütenstaub der Aloe heimtragen und dadurch den Honig verbittern, rodete man sie vollständig aus. Wirft man diese Pflanzen auf die Erde hin, so schlagen sie wieder Wurzel. Um das zu verhindern, warf man sie auf dürre Baumstämme. So waren sie 4—5 Fuß vom Erdboden entfernt und schwebten sozusagen frei in der Luft. Man dachte nicht anders, als daß die saftige Aloestaude langsam absterbe. Aber er kam anders. Die Aloe blieb frisch und grün und trieb sogar noch Schößlinge. Wieviel geheime Kräfte hat der weise Schöpfer in die Natur gelegt!

*

Wenn der Eingeborene sein Mittag- oder Abendmahl einnimmt, gibt es keine europäischen Vorbereitungen. Sein Tisch ist der Fußboden; auf denselben wird der dreibeinige Palitschtopf gestellt und alles hockt um denselben herum. Den Löffel, das ist die eigene Hand, hat jeder mitgebracht. Jeder greift mit der Hand in den Topf und führt dann das Essen zum Munde. Es sei aber bemerkt, daß der Zulukaffer keine Speise anrührt, bevor er sich nicht die Hände gewaschen hat. Ist der Palitsch zu heiß, so wartet man einfach die Zeit ab, bis er abgekühlt ist. Schlimmer ist es, wenn ein Mann bei Weißen arbeitet und zur bestimmten Zeit wieder am Arbeitsplatz zu erscheinen hat. So war es auf einer kleinen Missionsstation. Von den Arbeitern hatte jeder einen Blechlöffel erhalten, aber



Krankenhaus in Marion Hill

dieser wurde auch heiß, und sie wollten sich doch nicht den Mund verbrennen. Sie suchten sich praktische Holzspäne, natürlich nur für eine Mahlzeit, für die andere wird der sorglose Zulu sich wieder einen neuen Holzspan suchen.

*

Heidnischer Aberglaube

In der Nähe einer Neugründung sah man eines Tages eine Anzahl Männer — Heiden — um ein Rudel Ochsen stehen. Plötzlich stoben die Ochsen nach allen Richtungen auseinander und die Männer ihnen nach mit lautem Geschrei.

Verwundert fragte eine Schwester einen Arbeiter, was das bedeute. „O,“ lautete die Antwort, „die Männer spielen mit den Ochsen. Sie glauben nämlich, daß brave Männer nach dem Tode in Ochsen verwandelt werden; böse aber in Schlangen.“

*

Auch schwarze Kinder haben ihren Schutzengel

Unsere Schwester Christina erzählte, was ihr persönlich in einer Missionsstation begegnet:

Ich war mit der Aufsicht der kleinen Kinder betraut. Eines Morgens hatte ich die Kinder bereits gewaschen und bereitet eben das Frühstück, als ich zu meinem nicht geringen Schrecken auf dem Bett der kleinen zweijährigen Anna, die ich etwas liegen lassen wollte, eine ziemlich große Schlange erblickte. Sie hatte sich auf die warme Bettdecke gelagert. Das Kind war wach und spielte, zu meinem nicht geringen Schrecken, mit der Schlange, deren Schwanz es in der Hand hielt. Ich war anfangs fast gelähmt vor Schrecken und stand kaum zwei Schritte vom Bette des Kindes entfernt; — da erblickte mich die Schlange, begann zu zischen und glühende Blicke, wie Blitze auf mich zu werfen.

Sie richtete sich auf, als wollte sie sich auf mich stürzen. Ich trat auf die andere Seite des Bettes, die Schlange folgte mir mit Blick und Bewegung, noch immer von der Hand des Kindes gehalten. Da war guter Rat teuer. Fortgehen und Hilfe holen konnte und durfte ich nicht, ich durfte in solcher Gefahr die Kinder keinen Augenblick allein lassen, rufen wollte ich nicht, um die Schlange nicht zu reizen.

Nun ließ ich alle anderen Kinder hinausgehen, näherte mich dann langsam dem Kopfende des Bettes, bückte mich, erspähte einen günstigen Augenblick und zog rasch das Kind an mich.

Das Kind war gerettet, und es gelang mir hernach ohne große Mühe, die Schlange zu töten.

Doch manchmal denke ich mit Schrecken an diese gefährliche Lage und preise und danke Gott, der auch den schwarzen Kindern einen Schutzengel gegeben.

In Mariannahill sah auch einmal die Aufsichtsschwester im Baumgarten, wie ein kleines Kind eine buntschillernde, giftige Schlange mit den Händchen streichelte.

Instinktiv scheint das Tier zu fühlen, daß von dem kleinen Kind kein Uebel zu befürchten ist, und das giftige Getier tut dem Kleinen nichts, es müßte denn durch irgendetwas gereizt werden.

Schw. M. Theobalda.



Die letzte Messe eines Missionärs

Ein einfacher Missionspriester wurde von seinem Bischof in einen entfernten Bezirk von Texas geschickt und langte dort ohne Geld und Mittel zur Rückkehr an. Mit dem letzten Dollar kaufte er sich eine Flasche Wein zur Feier der heiligen Messe, des höchsten und einzigen Hilfsmittels, die Qualen der Verlassenheit zu ertragen. An diesem Orte lebten Menschen, Europäer, unter ihnen Franzosen, die er in ihrer Muttersprache begrüßt hatte, aber er erhielt keine Antwort, — weil er ein Priester war. Er hatte sich unter einem Baume angesiedelt, in einiger Entfernung von den Häusern, in denen er keinen Schutz erwarten durfte, und hier lebte er wochenlang von Wurzeln und Muscheln, welche er roh verzehrte, da ihm die Geräte zum Kochen fehlten. Was ihm aber wehe tat, war die Härte der Menschen und die Ohnmacht seines Gebetes. Vorübergehende Dorfbewohner stießen dann und wann Beleidigungen gegen ihn aus und entfernten sich. Keiner war, der ihn anhörte oder ihn auch nur ansah, weder Greise noch Frauen und Kinder.

Noch sank seine Hoffnung nicht, allein diese Kälte gegen Gott zerriß ihm das Herz und er fühlte seine Körperkräfte schwinden von Fieber und Kummer.

Eines Tages näherte sich ihm ein blühender, junger Mann mit den Worten: „Barmherzigkeit! Haben Sie etwas zu essen?“

Es war ein Priester, vom Bischof gesandt, nach seinem Aufenthalt zu forschen. Müdigkeit und Hunger brachten ihn dem Tode nahe, und er hatte nichts, ihn mit sich zu nehmen, noch selbst zurückzukehren. Wegen der Armut des Bischofs und Unkenntnis der Verhältnisse war er ohne Hilfsmittel gekommen und nur durch Almosen zum Ziele gelangt. Auf dem Boden liegend bat er flehentlich um Nahrung. Der andere reichte ihm Muscheln, von denen er hauptsächlich lebte, große Miesmuscheln von wüstem Aussehen, deren Anblick schon Ekel hervorrief. Der Ausgehungerte konnte sie nicht nehmen, und sein

trostloser Gefährte sah ein, daß der Unglückliche dem Hungertode entgegen gehe. Dieser Schlag entmutigte ihn, er fühlte sich besiegt.

Wenige Tage später sagten sich die beiden Missionare: „Wir sterben hier. Einer von uns mache noch eine letzte Anstrengung, das heilige Messopfer zu feiern und dem andern die heilige Kommunion zu reichen und wir werden Gott preisen.“ Es war Mariä Himmelfahrt. Sie warfen das Los, und es fiel auf den zuerst Angekommenen. Er brachte das heilige Opfer dar für den sterbenden Bruder, ausgestreckt am Boden neben dem Altar aus Erde, und für sich, der auch zu sterben dachte. Er mußte zwanzigmal von neuem beginnen, oft zweifelnd, ob er zu Ende kommen werde, — und diese Totenmesse dauerte in Wirklichkeit drei Stunden. Endlich konnte der Sterbende dem schon mit dem Tode Ringenden die heilige Hostie reichen. Der Trost des Sterbenden war groß. Der Martyrer schaute mit Liebe auf seinen Martyrer-Bruder, der am Fuß des Altars ohnmächtig niedersank. Nach Beendigung der Messe legte sich der Zelebrant zu seinem Gefährten, und sie erwarteten den Tod, der auch nicht zögerte. Nachts starb der junge Priester. Sein letzter Seufzer traf das Ohr des Bruders, der nur mit Mühe seine Hand zum letzten Segen und Lebewohl zu erheben vermochte.

Vorübergehende fanden sich bei Anbruch des Tages ein. Sie sahen den Leichnam und den Sterbenden dicht nebeneinander gelagert. Sie brachten die Nachricht ins Dorf, und diese harten Herzen begriffen, was vorgefallen. Sie wurden endlich weich oder vielmehr der Tod hatte gesiegt. Man brachte frisches Wasser und Nahrungsmittel. Der überlebende Missionar, immer noch unfähig, sich zu bewegen, fühlte endlich eine Hand die seine drücken; es waren nicht mehr dieselben Menschen. Sie gruben ein Grab am Fuße des Altars und ließen den siegreichen Leichnam hinab. Dann trugen sie in den Armen den Kranken herbei, hielten ihn am Rande des Grabes aufrecht, damit er es noch segne. Sie taten mehr. Auf seine Bitte fällten sie einen Baum, machten ein Kreuz und pflanzten es auf das schon fruchtbare Grab. So erschien das Kreuz und nahm Besitz von dieser Gemeinde.

Jetzt ist dort eine Stadt, eine Kirche und Tausende von Katholiken, ebenso folgsam der Stimme ihres Bischofs, wie sie seinem Herzen teuer sind, ihr erster Oberhirte war dieser Missionar, der vorher so grausam zurückgestoßen wurde.

z

**In dem Wechsel aller Zeiten hält uns aufrecht im Gemüte:
Ewig bleibt und unverändert Gottes Willen, Macht und Güte.**

Der Kaffer auf der Jagd

Dinkerton erzählt uns, wie die Neger es anstellen, ein Krokodil zu fangen. Er schreibt: Sie nehmen ein Stück Holz, zwei Fuß lang und entsprechend breit und bohren es der Länge nach durch. Durch das Loch wird ein Strick gezogen und an dessen Ende um einen großen Haken ein mächtiges Stück Fleisch befestigt. Dann wirft man die ganze Vorrichtung in den Fluß. Kaum wird ein Krokodil des Fleisches ansichtig, da stürzt es auch schon darauf los und verschluckt den Bissen. Natürlich geht aber auch das Stück Holz mit in den Rachen und bleibt der Bestie im Schlunde stecken. Da es den Rachen nicht mehr schließen kann, strömt ungehindert Wasser in den Schlund und es muß zuletzt elendiglich ersticken und ertrinken. Merken die Jäger, daß es allmählich am Verenden ist, so ziehen sie es ans Land und machen ihm mit Knüppeln vollends den Garaus. Das Krokodil soll dabei stöhnen und weinen wie ein vernünftiges Wesen, daher kommt die Redensart: „Krokodilstränen vergießen.“ So der alte Autor.

Jeder Vogel und jede Art von Wild ruft im Kaffer seine Jagdlust wach. Schon als Knaben üben sie sich im Werfen der Stöcke, namentlich des „iwiza“, einer Art Keule, die an ihrem Ende mit einem dicken Knoten versehen ist. Sie treffen damit auf eine Entfernung von 40 bis 50 Meter Vögel im Fluge, und zwar mit verblüffender Sicherheit. Diese Keule schleudern sie auch nach einem flüchtigen Wild, wobei es ihnen oft gelingt, es zunächst zu verwunden oder ihm ein Bein zu brechen, so daß sie schließlich ihrer Beute leicht habhaft werden.

Besonders lebhaft geht es natürlich bei den großen Treibjagden her, die früher jeder Häuptling ansagen konnte, während er gegenwärtig eine Erlaubnis seitens des betreffenden Magistrates braucht. So eine Jagd bildet natürlich auf lange Zeit hinaus das Tagesgespräch. Die Schilderung, welche hiervon Los Santos im 17. Jahrhundert entwirft, deckt sich auch heutigen Tages noch mit den Gebräuchen einer großen Treibjagd im Zululand.

Ich selbst, so erzählt er, stand einmal im St.-Lucia-Distrikt in der Nähe eines Kaffernkraals, als zwei Burschen im Alter von 16 bis 18 Jahren auf dem Plan erschienen. Sie hatten eigentümliche rote Flecke auf ihre Arme gezeichnet und erklärten auf die Frage, was das zu bedeuten habe, sie seien von ihrem Inkosi (Häuptling) ausgesandt, um eine große Treibjagd anzufangen, die in zwei Tagen stattfinden würde. Die roten Kreise am Arm dokumentierten die beiden Jungen als offizielle Gesandte ihres Häuptlings, und jeder noch körperlich rüstige Mann hatte einer solchen Einladung zur Jagd Folge zu leisten.

Am Tage der Jagd verkleiden sich einige Schwarze als „wilde Tiere“ und präsentieren sich vor dem Häuptling als das Wild, auf das Jagd gemacht werden soll. Läßt auch das Kostüm manchmal zu wünschen übrig, so erkennt man doch an den auf Vieren kriechenden und in allen Tonarten heulenden Schwarzen, welches Raubtier der einzelne vertritt.

Beim ersten Tagesgrauen eilen schon von allen Himmelsgegenden die Jagdgäste herbei. Der Kaffer ist sonst kein Freund vom Frühaufstehen, aber an solchen Tagen findet man in keiner Hütte einen Siebenschläfer. Jeder hat den Leib tüchtig mit Fett eingerieben, denn

das macht ihn geschmeidig und stark, und fuchtel mit seinen Stöcken und Assagais, als wäre die ganze Luft voll Wild. Man schreit und lärmt, singt und tanzt und nähert sich so dem gemeinsamen Ziel, dem Kraale des Häuptlings. Hier steigert sich der Tumult aufs höchste. Jeder rühmt seine Stärke und Tapferkeit, die Schnelligkeit seiner Füße und die Kraft und Sicherheit seines Armes, mit der er seinen Assagai schwingt oder die todbringende Keule auf das glücklich erreichte Wild niedersausen läßt. Natürlich hat jeder Kraal auch ein Rudel Hunde mitgebracht, wilde, ausgehungerte Tiere, und es ist schwer zu sagen, wer einen greulicheren Lärm ausschlägt, diese heulenden, sich beständig raufenden Hunde oder ihre schwarzen Herren, die von Jagdgier trunkenen Kaffern.

Selbstverständlich ist auch ein Zauberdoktor dabei und treibt seinen Hokuspokus, denn des Tages Glück oder Unglück hängt ja wesentlich von ihm und der Kraft seiner „Medizinen“ ab. So glaubt wenigstens steif und fest jeder heidnische Kaffer.

Ist das glücklich beisammen, dann zieht sich der Häuptling mit seinen Räten zurück, um eine Art Kriegsplan zu entwerfen. Es wird genau festgestellt, welcher Bezirk von den Treibern umstellt werden soll. Diese Leute kennen ja weit und breit jeden Busch und werden nun genauestens instruiert, wie und in welcher Reihenfolge sie an den einzelnen Plätzen vorgehen sollen. Nicht selten wird ein ungeheures Stück Land umzingelt und das Wild gegen die Mitte zu getrieben.

Auf das erste Zeichen des Häuptlings stürzt der ganze Schwarm, oft 500 Personen und noch mehr, den Ausgängen zu. Das wirkt wie eine Explosion, und alles zusammen schreit: „Bobobo! Bobobo!“ — Wohin geht nun die wilde, tolle Jagd? Zunächst einer gewissen Sorte von Bäumen zu. Diese werden abgeschält, und alle Jagdteilnehmer beginnen die harte, bittere Rinde zu zerkauen, um dann die Flüssigkeit samt dem Speichel kräftig nach allen Richtungen der Windrose auszublasen. Dabei macht der Zauberdoktor seine Sprüche und ruft die Geister der Vorfahren an, namentlich solche, die bei Lebzeiten berühmte Jäger waren. Das gibt Kraft und Stärke, schützt gegen alle Gefahr und wirkt ganz vorzüglich auf die Atemungsorgane, an die ja auch ganz enorme Anforderungen gestellt werden.

Jetzt kann's losgehen! Der Häuptling stößt mit seinem Assagai, und wenn er eine Flinte hat, mit dieser auf den Boden und im gleichen Moment sausen die 500 Speere seines Gefolges zischend auf die Erde nieder; aus den Kaffernkehlen aber kommt es wie donnernde Meeresbrandung: „Whirr-rrr-h! Whirr-rrr-h!“ und die ganze Rote und ihre wilde Meute springt nach hundert Richtungen auseinander. —

Meilenweit wird so das ganze Feld umzingelt, jeder Busch wird untersucht, jeder Bock und alles sonstige Wild herausgetrieben und so der Kreis immer enger und enger gezogen. Ich kann nicht sagen, welche Gewandtheit und Ausdauer der Kaffer entwickeln kann, wenn er einmal mit ganzer Seele an einer Sache hängt. Das ist kein Laufen, kein Rennen mehr, nein, er fliegt förmlich über Stock und Stein, über Bäche und Pfützen dahin und rennt in blindem Eifer oft noch die eigenen Hunde über den Haufen!“ —

Auf die Schilderung des Schlußaktes will ich verzichten. Es empört das menschliche Gefühl, wenn man mitmachen muß, wie diese schwarzen Ungeheuer blindlings auf die zu Tode geängstigten, rettungslos auf

einem Haufen zusammengedrängten armen Tiere, oft gar feine, graziöse Rehböcke, einschlagen, toben, würgen und morden. —

Zuletzt versammeln sich alle Jagdteilnehmer um den Häuptling, und nun führt jeder Stamm trotz des vorausgegangenen vielstündigen Laufens und Rennens seine Tänze auf. Es herrscht ein unglaublicher Enthusiasmus, alles tanzt, schreit und gröhlt. Man berichtet dem Stammeshäuptling, wieviel Stück man erlegt, streitet auch wohl um die Jagdbeute und bestiehlt und betrügt einander, so gut es eben geht, und tritt dann gemeinsam singend und jubelnd den Rückweg an.

Hier warten schon die Kinder und Frauen und stimmen Siegeslieder auf die Helden an, die ihrerseits nicht müde werden, die eigenen Großtaten gebührend zu preisen und zu verherrlichen. Am buntesten treibt es hierin natürlich der schwarze Häuptling und sein ganzer Kraal. Seit Menschengedenken gab's da keine solchen Helden wie sie; es ist nur zu verwundern, daß sie nicht gleich Sonne und Mond vom Himmel geholt haben.

Inzwischen haben die Weiber große Feuer angezündet, man fängt an, von der Jagdbeute ein Stück nach dem andern zu rösten und zu braten, setzt sich im Kreise zusammen und ißt und trinkt, bis nichts mehr übrig ist. Viele Tage und Wochen hindurch spricht man von nichts anderem, als der großen Treibjagd und den unvergleichlichen Heldentaten, die dabei ein jeder verrichtet haben will.

3

Die Stellung der Frau bei den nichtchristlichen Völkern

Bei den wilden Volksstämmen liegt die größte Last der Arbeit auf den Frauen. Bei den Eskimos müssen sie Kleider, Stiefel, Boote verfertigen, Felle gerben, Häuser bauen und dabei alle häuslichen Arbeiten verrichten. Auf den Philippinischen Inseln und ebenso in Abessinien wird aller Handel und Wandel durch die Frauen vermittelt. Diese altern frühzeitig, werden verachtet vom Manne und sterben unbeweint dahin. Der große Reisende Alexander von Humboldt berichtet, daß bei vielen wilden Stämmen Südamerikas schon die Knaben gegen ihre Mütter hart, ja grausam seien.

Die Heirat ist natürlich bei solchen Völkern nichts weiter als eine geregelte Form der Sklaverei. — Unter den mit den Pelzkompanien in Nordamerika Handel treibenden Indianerstämmen gilt der Häuptling, welcher die meisten Frauen hat, die ihm Büffel- und andere Häute für den Verkauf zubereiten müssen, als der reichste.

Von den Rechten der Frauen auf so niedriger Kulturstufe kann natürlich keine Rede sein. Die Frau ist lediglich ein Eigentumsobjekt des Mannes. Raubt ein Mann dem andern in

Ostafrika eine Frau, so muß er als Sühne soviel für sie bezahlen, als sie auf dem Sklavenmarkte wert wäre, und der Beraubte ist in jeder Hinsicht vollkommen zufrieden. Die Weiber werden vererbt wie eine Ware. Bei den Kariben Venezuelas, wie im Äquatorial-Afrika erbt der älteste Sohn sämtliche Frauen seines abgeschiedenen Vaters, mit alleiniger Ausnahme der leiblichen Mutter. Die Ehe ist natürlich bei so tief stehenden Völkern nicht bindend. Gefällt die Frau dem Manne aus irgendeinem Grunde nicht mehr, so vertauscht oder verkauft er sie, während eine flüchtiggegangene Frau ohne weiteres getötet wird. Die Überbürdung mit Arbeit ist leider nicht das einzige, worüber diese unglücklichen Geschöpfe sich zu beklagen haben. Auf Neukaledonien, wo die Frauen besonders hart behandelt werden, kam es vor, wie ein Reisender erzählt, daß ein Häuptling die Grausamkeit beging, eine große Anzahl Frauen, welche ihm als Zielscheibe dienten, niederzuschießen. Unter den Indianern ist es selten, daß eine Frau gewürdigt wird, mit dem Manne zusammen zu essen. Die Tatsache, daß die Mikronesier ihre Weiber lieben, bezeichnet der bekannte Reisende Schweinfuth geradezu beispiellos unter den Völkern auf ähnlicher Stufe des Naturzustandes.

Bekannt ist es, daß bei den heidnischen Völkern des Orients, denen schon ein gewisses Maß von Kultur zugeschrieben werden muß, die Frauen, im Altertum wie auch heute noch, gewöhnlich die Stellung einer Sklavin einnehmen. Nur bei den Ägyptern und bei den Juden war ihre Lage eine günstigere. Bei den Juden forderte schon das Gebot „Ehre Vater und Mutter“ eine gewisse Gleichstellung von Mann und Frau. Traurig gestaltet sich auch das Leben der Frau in den mohammedanischen Ländern. Da die Sitte will, daß das Weib verschleiert gehe und ihr Antlitz nie vor einem Manne sehen läßt, so erblickt der Bräutigam dieses erst nach der Hochzeit, und die Folge davon ist, daß er, oft schon nach wenigen Tagen, ja zuweilen schon am Hochzeitstage der Unglücklichen zuruft: „Malakta“, d. h. „Du bist verstoßen!“ Die mohammedanische Ehe kann seitens des Mannes jeden Augenblick gelöst werden, während das Weib gebunden bleibt, solange es dem Manne beliebt. Die Verachtung des islamitischen Weibes beginnt mit seiner Geburt. Wird ein Sohn geboren, so jubelt alles, wenn es dagegen eine Tochter ist, so äußert man ungescheut, dies sei ein Fluch. Dieser Fluch begleitet das Mädchen durchs ganze Leben. Je nach dem Reichtum der Eltern wird es als Kind oder als Sklavin behandelt; wohlhabend verfällt es der Trägheit, arm der drückendsten Arbeitslast. Im ganzen Reiche des Islam speist der Vater nicht mit seiner Tochter, der Mann nicht mit seiner Frau zusammen. Die arabischen Weiber bekommen den kärglichen und schlechten Überrest des Mahles der Männer, ge-

wöhnlich den Kopf, die Füße und die Leber der Lämmer, welche die gewöhnliche Nahrung in jenen Ländern bilden.

Während die Beduinen im Schatten lagern oder auf schönen Pferden spazieren reiten, schreibt Ed. Glaser, ein Kenner orientalischer Verhältnisse, haben ihre Weiber die schwersten Arbeiten zu verrichten. Neben der Besorgung der häuslichen Geschäfte müssen sie Weizen in der Handmühle mahlen, Zeltdecken flicken und im Sonnenbrand aus weiten Entfernungen Wasser holen. Welche Liebe können Kinder zu ihren verachteten gedrückten Müttern hegen! In der Tat bezeugt auch schon der türkische Knabe vor seiner Mutter die tiefste Verachtung!

Welch ein Gegensatz zu der innigen Liebe und Verehrung, mit welcher christliche Sitte und christliches Gebot die Herzen der Kinder gegen ihre Mutter erfüllt!

Von den christlichen europäischen Staaten war es Rußland allein, wo die Lage der Frauen lange eine überaus gedrückte blieb.

Die russische Popenkirche zeigte sich unfähig, die Familie mit echt christlichem Sinn und christlicher Liebe zu erfüllen.

Der russische Bauer insbesondere verachtet das weibliche Geschlecht und kann nicht begreifen, wie ihm das Gericht wehren dürfe, sein Weib — sein Gut — zu züchtigen. „Alles auf dieser Welt“, klagt der russische Dichter Nekrassow, „wandelt sich; das düstere Los des Bauernweibes allein hat Gott zu ändern vergessen.“

Wie veredelt, ja erhaben ist die Stellung der Frau und Mutter in der echt christlichen Familie ist, das ausführlich zu schildern wäre ja überflüssig.

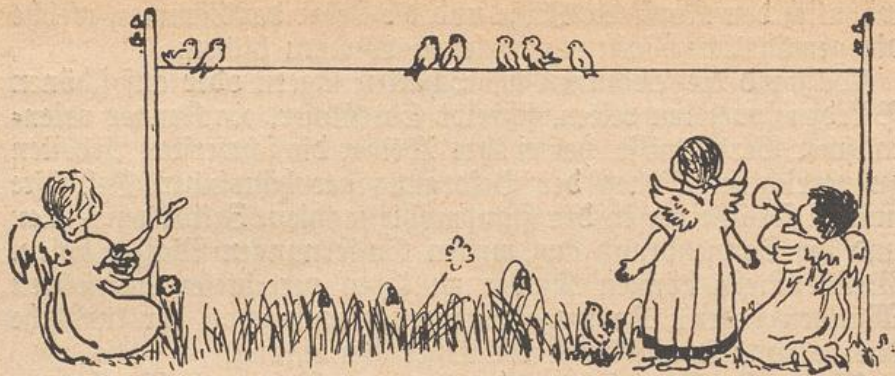
Im Christentum ist die Ehe der Grund aller sittlichen Gesellschaft und Anfang und Gipfel aller Kultur.

Ohne das liebevolle Walten der Mutter, ohne ihren erziehenden und jegliches Gute fördernden Einfluß an alle Glieder der Familie ist gar kein Fortschritt, keine Kultur, das heißt kein wirklich wahres, christliches Leben zu denken. Ja, die Achtung vor der Frauenwürde, insonderheit vor der Mutter und Gattin, ist geradezu ein Gradmesser der Lebendigkeit des christlichen Glaubens für Familien und ganze Völker geworden.

*

Sei Mensch und ehre Menschenwürde,
Sei frei und laß es andere sein,
Erschwere nie des Armen Bürde,
Bewahre Herz und Zunge rein!

5



F ü r d i e K i n d e r

Krieg im Frieden

Von Schwester Margareta

Weltentrübt liegt unsere Mission Kalimoni abseits der belebten Landstraße, inmitten einsamer Sisalfelder. Daß sich über dieses stille Fleckchen plötzlich Kriegschrecken verbreiten würde, sollte man kaum glauben. Und doch — das Unerwartete geschah. — Stand da nämlich jüngst mit großen Lettern in der Zeitung:

Feuerwerk! Fabelhaft billig!

Frösche, Raketen, Feuerräder usw. alles
nur 2,75.

Das wäre so was für unsere Kinder! Gesagt, getan! Eines Tages war das Feuerwerk erstanden, und unser hochwürdiger Herr Pater brachte es triumphierend nach Hause. Für eingeborene Kinder, die mit Arabern in Berührung kommen, ist Feuerwerk eine fast alltägliche Erscheinung. Aber unsere Mädels kannten derlei Dinge noch nicht, und das wurde uns beinahe zum Verhängnis.

Unsere achtzig saßen gerade bei ihrem Abendmahl und taten sich gütlich an Mais und Bohnen. Es war pechschwarze Nacht, und man vermochte keine zehn Schritte weit zu sehen. Da plötzlich ging ein Geknatter los, Funken sprühten im Dunkel. Ein vielstimmiger Schrei, und die Kinderschar stob auseinander. Viele suchten ihr Heil jenseits eines mehr als zwei Meter hohen Zaunes, auf den sie in ihrer Angst wie im Fluge kletterten. Wie sie das Wagestück fertig gebracht, wußten sie selber nicht. Als sie es später wieder versuchten, wollte es nicht mehr gelingen. Die Mutigsten erschienen bald wieder, hielten sich aber in gemessener Entfernung. Wo die Angsthasen geblieben waren, konnten wir in der Dunkelheit nicht feststellen, glaubten aber,

sie würden sich bald von der Harmlosigkeit der Sache überzeugen und zurückkommen. So nahm denn das Feuerwerk seinen Fortgang für weitere 10 Minuten. Um uns herum bemerkten wir meist Ravi-
 rondokinder. Von den Kik-
 nnyo, die sehr empfindlich und mit einer äußerst lebhaften Einbildungskraft begabt sind, waren nur wenige zu sehen. Allmählich kamen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Doch manche fehlten noch, die nach langem Suchen auf dem Friedhof und in den umliegenden Hütten, mindestens zehn Minuten weit entfernt, gefunden wurden. Natürlich brauchten sie für den Spott nicht zu sorgen, den sie denn auch gutmütig hinnahmen. Sie sagten uns, in dem Glauben, es sei Krieg auf der Mission ausgebrochen und alle würden erschossen, seien sie beim ersten Geknatter auf und davon gerannt, um ihr Leben zu retten. Andere wähten, ein Farmer, der am Nachmittag im Auto auf der Mission vorgefahren war, weil er den Weg verfehlt hatte, sei nun im Schutze der Dunkelheit mit Waffen zurückgekehrt, um sie zu töten. Jetzt lachten sie herzlich über ihre Dummheit.



Mariechen will nicht, daß Oma auf Reisen geht

Wir waren froh, die verlorenen Schäflein wieder beisammen zu haben. Da, kurz vor dem Schlafengehen kam die Nachricht: „Drei fehlen noch!“ Ihre Abwesenheit war bis dahin nicht bemerkt worden. Nun ging's wieder ans Suchen in Haus und Hof, im Garten und in den angrenzenden Pflanzungen. Alles vergebens! Keine Spur war von den Flüchtlingen zu entdecken. Wir glaubten fast, sie hätten die Gelegenheit benutzt, und — dem Heimweh nachgebend — sich bei Nacht und Nebel davongemacht, sandten aber doch am nächsten Tag vor dem Morgengrauen ein paar größere Mädchen nochmals auf die Suche. Und, siehe da! Gerade als die Kinder sich zum Kirchengang anschickten, erschienen die Vermißten auf der Bildfläche. Die Kundschafter hatten sie wirklich draußen angetroffen, als sie im Begriffe waren, die Schreckensstätte zu verlassen und der Heimat zuzupilgern. Nur schwer waren

sie zu bewegen, auf die Mission zurückzukehren, die sie vom Erdboden verschwunden wähten.

Zum Ausfragen war keine Zeit. Doch später gaben die Wiedergefundenen ihre Erlebnisse zum Besten. Sie hatten beim ersten „Kriegslärm“, d. h. als die erste Rakete aufflog, entsetzt das Weite gesucht und sich unter einen Kaffeebaum geflüchtet, um aus der Ferne die Ereignisse zu verfolgen. Daß alles Lebende auf der Mission dem sicheren Tode geweiht war, daran war kein Zweifel. Hin und wieder zuckte ein Feuerchein auf, also mußte der Kampf in vollem Gange sein. Gewiß waren die Schwestern schon alle tot. — — Plötzlich stieg eine zweite Rakete hoch, die ganze Gegend erhellend. Neuer Schrecken! Entsetzt sprangen unsere drei Helden auf und stoben auseinander, sich im Dunkel verlierend. Sie glaubten, die Mission brenne lichterloh, und das verwirrte sie vollends. In der Finsternis konnten sie sich nicht wieder zusammenfinden, und so mußte jede mutterseelenallein die Nacht im Freien zubringen, bis sie am Morgen hier und dort entdeckt und zur Mission zurückgebracht wurden. Sie trauten ihren Augen nicht, als sie sahen, daß dort noch alles heil und unverfehrt am alten Fleck stand und keinem auch nur ein Haar gekrümmt war.

Als es wieder einmal Feuerwerk gab, erschien ihnen zwar anfangs die Sache noch recht zweifelhaft; aber bald verloren sie ihre Furcht und freuten sich herzlich am harmlosen Spiel.

3

Plaudereckchen

Dich, liebe treue Marie aus Hindenburg, muß ich heute als erste nennen, denn Du hast Deinen geliebten Schwestern bestimmt große Freude bereitet mit Deiner Silber- und Briefmarkenersparnis und ganz besonders mit Deinem lieben, kindlichen Briefchen. Der liebe Gott möge es Dir vergelten und dann, lasse mal bald wieder etwas von Dir hören. Wenn ich etwas mehr Zeit hätte, würde ich Dir auch mal schreiben, aber so mußt Du schon mit diesen Zeilen zufrieden sein. — Da lese ich aus dem Briefchen von Erna aus Merdingen ja das Allerneueste. Für Deine Zukunft wünsche ich Dir den reichsten Gnadenseggen von oben. Danke dem lieben Gott recht innig für die große Gnade, die er Dir geschenkt hat, und dann noch ein herzliches Vergelt's Gott für Brief und Silberpapier! Ich hoffe, daß Du in Deinen Bemühungen noch Erfolg hast und uns schon bald noch andere Missionsfreunde melden kannst. Grüße Deine guten Eltern! Ferner danken wir allen Missionsfreunden in Elberfeld, Düsseldorf, Paderborn, Mettenheim, Enkheim, Hindenburg, Neuenbeken, Beuthen und den treuen Sammlern und Sammlerinnen im Kindergarten zu Paderborn für ihre Schätze und bitten zugleich, im Eifer nicht nachzulassen, damit bald wieder eine Sendung nach Neuenbeken abgehen kann.

Nun lasse ich noch ein kleines Gedicht folgen, welches eine Beförderin und Missionsfreundin aus Euren Reihen mir zusandte.



Unsere muntere Sammelgruppe aus Wuppertal-Elberfeld

Hörst du den feierlichen Glockenklang?
 Vernimmst du der Orgel Wonnegesang?
 Dann juble, o Seele, und freue dich,
 Denn Christus ist König ewiglich!

Hörst du die Pauken und Zimbeln erklingen?
 Vernimmst du der Englein andächtig Singen?
 Dann fall' auf die Knie und bete Ihn an
 Denn Gott ist dein König von Unbeginn an!

Dann sing' mit den heiligen Scharen,
 Die anbetend dem Throne sich nah'n,
 Hosannas liebliche Weisen,
 Und hilf so Christ König preisen! R. C.

Nun möchte ich Euch noch etwas anderes erzählen. Ihr wißt, daß der Monat Juli in besonderer Weise der Verehrung des kostbaren Blutes gewidmet ist. Da will ich Euch mal eine kleine Anleitung geben, wie Ihr das kostbare Blut verehren könnt.

Denkt Euch einmal, liebe Kinder, Vater und Mutter hätten bei einem reichen Manne große Schulden. Ihr lebtet nun in Armut und Not und hättet kaum das Notwendigste zum Leben. Dieser Mann schenkte nun Euch und Euren Eltern die ganze Schuld. Und nicht nur das, dieser Mann würde Euch alles geben, was Ihr zum Leben notwendig habt, so daß in Eurem Hause die Not für immer ein Ende hätte. Ihr mühtet Euch nur die Mühe machen und zu diesem Mann hingehen, um die Wohltaten in Empfang zu nehmen. Wie würdet Ihr diesem Manne Euer ganzes Leben dankbar sein. Ich glaube, Ihr würdet diesem Manne gerne begegnen und Euch in besonderer Weise freuen, wenn er Euch anredete, und Ihr würdet ihm bereitwillig alle Liebesdienste tun,

die in Eurer Macht stünden. So, meine lieben Kinder, ist es auch beim lieben Gott. Wir sind Sünder und haben unsern lieben Gott beleidigt, somit sind wir alle große Schuldner vor dem lieben Gott. Gott sandte seinen eingeborenen Sohn in die Welt, uns zu erlösen. Was unser lieber Heiland für uns gelitten und getan hat, damit er uns die Schuld schenken konnte, das wißt Ihr alle recht wohl. Überdenkt es noch einmal in einer ruhigen Stunde, und dann seht mal zu, wie Ihr Euch dafür dankbar erzeigen wollt. Wohnet andächtig der heiligen Messe bei und opfert gerne das kostbare Blut auf für die armen Sünder, damit auch für sie die Gnadenströme und Segnungen des kostbaren Blutes fruchtbar werden. Bittet Eure Mutter, daß sie Euch in die Erzbruderschaft vom kostbaren Blute aufnehmen läßt, welche eine reiche Segensquelle für alle ist. Folgendes Gebet würde ich Euch da sehr empfehlen:

„Ewiger Vater, ich opfere Dir auf das kostbare Blut unsers Herrn Jesu Christi zur Genugtuung für meine Sünden und für die Bekehrung der armen Sünder.“

In der Verehrung des kostbaren Blutes grüßen Euch mit treuem Missionsgruß die Missionschwestern vom kostbaren Blut.

Herzlichen Dank

Allen lieben Abonnenten und Wohltätern, die im verflossenen Monat den Beitrag für die Caritasblüten einsandten, ein herzliches Vergelt's Gott mit dem Versprechen des Einschlusses in unsere und der Kinder Gebete.

Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom 15. Juli bis zum 15. August gewinnen können: 1. Einmal im Monat an einem beliebigen Tage; 2. am ersten Sonntag im Juli, als dem Feste vom kostbaren Blute; 3. am Feste Maria vom Berge Karmel am 16. Juli; 4. am Feste Mariä Himmelfahrt am 15. August.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft.

Bei der heiligen Messe wendet sich der Priester bei der Brechung der heiligen Hostie an die hehre Opfergabe, die vor seinen Augen liegt und redet sie an: „D, du Lamm Gottes, das du hinwegnimmst die Sünden der Welt, erbarme dich unser!“ als wollte er sagen: „D du, unserer Sünden wegen zerrissenes und zerfleischtes, verwundetes und blutendes Lamm Gottes, schone uns doch, sei uns gnädig!“

Gebetserhörung

Dem heiligen Josef innigen Dank für Hilfe in schwerem Anliegen.
R. Kl. Str.

Das Totenglöcklein

meldet das Hinscheiden unserer treuen Abonnentin und Wohltäterin Frau Wwe. Grompe, Leinesfelde, Mutter einer unserer lieben Schwestern, sowie von Frau Verwalter Lipp, Josef-Hospital, Berghausen. Wir bitten um ein inniges Memento für diese lieben Verstorbenen beim heiligen Messopfer. R. i. p.

Caritasblüten

Nr. 8

August

1937

Unsere Königin!

Wir haben eine Königin,
So herrlich, wunderschön,
Ihr Thron steht ewig, felsenfest
Hoch in des Himmels Höh'n.

Die Krone setzte Gott der Herr
Ihr selber auf das Haupt;
Das Zepter gab ihr Gottes Sohn,
An den sie stets geglaubt.

Ein strahlend Kleid, so königlich,
Wie keiner es geschaut,
Gab ihr der Geist, voll Glanz und Licht,
Ihr, seiner liebsten Braut.

Ihr huldiget der Engel Schar
In weiten Himmelsau'n.
O Herrin, laß auch mich dich einst
Als meine Fürstin schau'n!

Du bist so mild, so gut, so treu,
O Mutter, Königin!
Dir schwör die Liebe ich auf's neu,
O Herzenskönigin! m. s.

Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

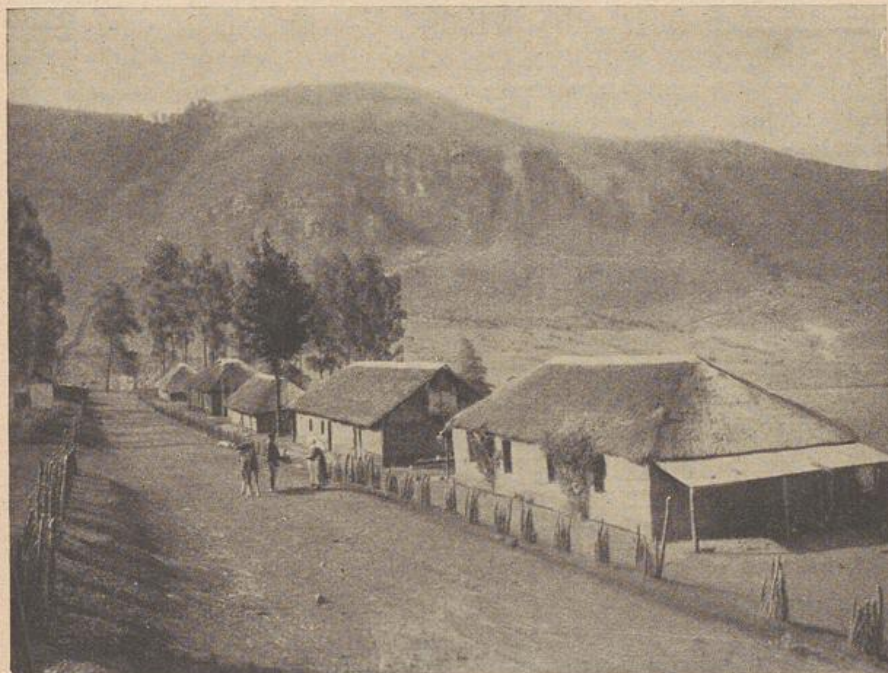
(Fortsetzung)

S heute möchte ich Ihnen nun etwas erzählen von einem Festtage, den wir ausnahmsweise in diesem Jahre in Mariannahill feiern durften, von dem Namensfeste unserer lieben Würdigen Mutter. Sie können sich denken, daß dieses seltene Fest eine besondere Freude für Jung- und Alt-Mariannahill war. Am Abend vor dem 1. Mai wurden von den lieben Schwestern einige kleine Theaterstückchen aufgeführt. Sie waren so gewählt, daß sie alle recht erfreuten. Zuerst wurde ein schönes Lied gesungen; dann ein hübsches Gratulationsgedicht vorgelesen, darauf folgte ein Danklied; dann kam eine kleine Theateraufführung: „Das nächtliche Gewitter“, der dann wieder ein Lied folgte. — Der erste Akt schloß mit der Aufführung: „Das ungeschickte Generl.“ Alles war danach angetan, die Lachmuskeln der Zuschauer recht in Bewegung zu setzen. Der zweite Festakt führte uns in den schönen Maimonat ein und zeigte uns in lebenden Bildern und passenden Gedichten: „Die goldenen Stunden des Marienkindes.“ — Es waren folgende: Die Morgenstunde, die Arbeits- und Freudenstunden —, Andachts- und Kampfesstunden —, Passions- und Todesstunde; dann kam die schönste: die Heimkehrstunde. Das Marienkind durfte zum Vater in den schönen Himmel gehen. — Die gemütliche Abendfeier hatte so ihren Zweck erreicht. Sie schloß mit zwei passenden Liedern. Neugestärkt an Leib und Seele begaben sich alle in die Kapelle, um dem lieben Heiland einen letzten Abendgruß zu bringen, und um ihm für die Freudenstunden zu danken.

Der eigentliche Festtag, der 1. Mai, begann mit einem mehrstimmigen Hochamt. Es war ein herrlicher sonniger Wintertag, der die Gemüter hob und die Herzen froher schlagen ließ. Auch die nahezu 400köpfige Mariannahiller Jugend teilte die Festesfreude der Schwestern. Von allen mußte Würdige Mutter die Glückwünsche entgegennehmen. Die Industrieschülerinnen führten ein kleines Theaterstückchen auf, und trugen Lieder und Gedichte vor. — Im Marienhaus waren die dienenden Geister von Mariannahill versammelt, vom ältesten Weiblein bis zum kleinsten Krausköpfchen auf dem Rücken der Mutter. Sie boten alles auf, um Würdige Mutter — und Mutter Provinzialin, die wegen ihrer Krankheit ihr Namensfest erst an diesem Tage feiern konnte —, zu erfreuen. In sinniger Weise boten sie ein Schüsselchen mit Blumen an, unter welchen ein Meß-Stipendium versteckt war. Würdige Mutter war sehr erfreut und überrascht über dieses Zartgefühl der schwarzen Mädchen. Sie

mußte und wußte aber auch an diesem Tage, allen das Leben zu versüßen. Mit beiden Händen, strahlenden Augen und lachendem Munde nehmen selbst noch große Männer einige Zuckerstückchen an. Die Schwarzen sind und bleiben Kinder. Wenn sie nur auch immer echte Gotteskinder blieben.

Folgendes Erlebnis zeigt uns, daß dies nicht der Fall ist. Auf einer Außenstation der Pfarrei Mariannahill mußte der hochwürdige Pater Missionar feststellen, daß nicht alle seine Pfarrkinder ihrer Osterpflicht nachgekommen waren. In einer Predigt machte er darauf aufmerksam. Er wollte ihnen klar



Clairvaux (Photo: Archiv)

legen, daß er sie aus dem Taufbuche austreichen würde, wenn sie ihre Christenpflicht nicht erfüllten. Da der gute Herr die Sprache noch nicht vollständig beherrschte, konnte er im rechten Moment nicht das richtige Wort finden für Taufbuch, und sagte: „Ich streiche alle aus dem Buche der Heiligen aus, die nicht zu den heiligen Sakramenten kommen.“ Das hat aber wider alles Erwarten eingeschlagen. — Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Kunde in der ganzen Gegend. Von Berg zu Berg wurde telefoniert. Das geschieht durch lautes, langgedehntes Rufen und Sichbemerkbarmachen durch eigens dazu eingerichtete Instrumente. — Es kamen nun so viele, und auch solche, von welchen der hochw. Pater Missionar gar nicht erwartet und auch nicht gedacht hätte, daß sie zu den lauen Christen gehörten. Nun baten und flehten sie: „Streich uns

doch ja nicht aus dem Buche der Heiligen aus, wir wollen ja alles tun, alles wiedergutmachen!"

Da sieht man, wie der liebe Gott seine Gnaden an ein unbedachtes Wort geknüpft hat. Sicher sind diese Gnaden auch durch unscheinbare, stille Opfer verdient, von einer verborgenen Seele, in irgendeinem stillen Winkelchen. Was mag uns die Ewigkeit für Geheimnisse enthüllen! —

Am 12. Mai wurde in Mariannahill wieder ein großer Festtag begangen. Es war der Krönungstag des englischen Herrschers. Schon Wochen vorher waren in Durban die Straßen und Häuser festlich geschmückt. Unsere Zöglinge in Mariannahill waren voller Jubel und Freude. Sie hatten ja zwei Tage schulfrei. Zudem wurden im College Festspiele aufgeführt von Schülern und Schülerinnen. Gut eingedrillte Turnübungen von verschiedener Art machten ihrer Kunstfertigkeit alle Ehre. Zum Schluß brauste das Nationallied begeistert durch den Festsaal. Die abendliche bengalische Beleuchtung erhöhte die Festesfreude und löste unter der Jugend einen lauten Jubel aus. Es war auch ein Herr Schulinspektor zugegen, der die Krönungszeremonien in einem interessanten, wissenschaftlichen Vortrag erklärte. Möge der Segen des Himmels allen Herrschern von Europa zuteil werden!

Am 17. Mai verließen wir das traute Mariannahill, um die am schwierigsten gelegene Missionsstation der Mariannahiller Provinz, Clairvaux zu besuchen. In Tzopo, unserm Sanatorium für die alten Schwestern, bot man uns liebevolle Herberge. Am andern Morgen brachen wir rechtzeitig auf, damit wir mit der untergehenden Sonne Clairvaux, unser Ziel, erreichen könnten. Gott sei Dank, es gelang uns. Die Wege führten über Berg und Tal. Wir wurden nach links und nach rechts geschüttelt und gerüttelt. Bald keuchte unser Auto auf die Bergeshöhe, bald sauste es ins tiefe Tal, an gähnenden Abgründen vorbei, in eine dichte Staubwolke gehüllt. Dreimal mußten wir kleinere Flüsse passieren; das vierte Mal aber zogen wir es vor, auszustiegen, um dann von Stein zu Stein hüpfend das kühle Naß zu durchqueren. In der Regenzeit wäre dieses, wie auch das Durchfahren mit dem Auto unmöglich gewesen, weil die Flüsse dann oft in einigen Stunden sehr anschwellen. Zu solchen Zeiten kann man wegen der gefährlichen und schlüpferigen Wege die Reise nach Clairvaux nicht machen, ohne sich in Lebensgefahr zu begeben. Der liebe Gott war uns gut; er schenkte uns recht schöne Reisetage. Die schlangenartig gewundenen Wege führten um und über die Berge und Hügel, deren Abhänge mit dürrer Gras überzogen sind, weil es jetzt hier Winterszeit ist. Im Frühjahr aber soll ihr weiches, samtgrünes Kleid eine herrliche Augenweide sein. Ab und zu stieg hinter den Hügeln eine Rauchwolke auf, die von einem Grasbrande zeugte. Um

diese Jahreszeit brennt man nämlich das Steppen- und Wiesen-
gras, damit es den Boden düngt und das junge Gras im
Frühjahr frisch und üppiger hervorsprossen kann. In den Tä-
lern wohnen meistens europäische Farmer, weil das Land dort
fruchtbarer ist. Die arme schwarze Bevölkerung hat zum
größten Teil ihr Heim in den Schluchten und an den Berg-
abhängen. In der Nähe der Missionsstation ist die Location,
das heißt, hier ist der Eingeborenenbevölkerung von der Re-
gierung das Land zur Verfügung gestellt. Hier dürfen sie sich
ihre Behausung errichten und erhalten unentgeltlich Land, wo
sie ihr Vieh weiden lassen und sich Mais und Bohnen pflanzen
können. Sie sind sehr genügsam und pflanzen meistens nur
soviel, wie sie eben für ihren Lebensunterhalt benötigen. Es
ist eine große Seltenheit, daß die Schwarzen für sich oder ihre
Kinder etwas sparen; wohl gibt es manche, die sie zu Lehrern
oder Lehrerinnen heranbilden lassen. Die Zulus sind sehr stolz
und kriegerisch veranlagt. Sie sind von starkem, wohlge-
bautem Wuchs. In dieser Gegend sind sie ansässig. Auf einmal
tauchten vor unsern Augen eine ganze Menge Kraals auf, ein
Zeichen, daß die Missionsstation nicht mehr in weiter Ferne
war. Wir hielten Ausschau nach links und rechts, da, auf
einmal lugte hinter einem Hügel der Kirchturm von Clairvaux
hervor. Fürwahr, das war eine freudige Überraschung für uns.
Doch allzusehnell konnten wir unser Reiseziel noch nicht er-
reichen. Wir hatten eben ein Auto und kein Flugzeug, dem
Berge und Hügel aus dem Wege gehen. Diese kleine Gedulds-
probe wollten und konnten wir doch noch bestehen. Die sinkende
Abendsonne erhellte uns ja noch die Wege, welche zum Teil
über Wiesen führten. Nun hatten wir Clairvaux, die frühere
Heimat unserer Mutter Assistentin und Mutter Alexandra, er-
reicht. Die idyllische Lage der Missionsstation erinnerte uns
sehr an die herrlichen Schweizer Berge, besonders der Impend-
leberg, dessen gewaltige Spitze zum tiefblauen Himmel ragt.
Dann die Vorläufer der Drakensberge, welche wirklich dem
Ganzen den Eindruck einer Schweizer Gegend geben. Die Ge-
bäulichkeiten sind zum größten Teil mit Stroh gedeckt, wie in
manchen europäischen Gegenden. Wir fühlten uns bald ganz
heimisch in dieser heiligen Einsamkeit. Es ist eine Seltenheit,
hier ein Auto zu sehen, deshalb wurden wir von den Schwarzen
mit großer Bewunderung angestaunt. Ehe unser Fahrzeug stille
stand, waren die lieben Schwestern auch schon zusammengееilt.
Sie freuten sich sehr, Würdige Mutter endlich in ihrer Mitte
zu haben. Nach der Begrüßung galt unser erster Besuch dem
lieben Heiland in der schönen Kirche. Die hiesige Kirche wurde
vom hochw. Pater Missionar im Jahre 1914 und unter der
Leitung des ehrw. Bruders Cyprian von schwarzen Arbeitern
gebaut. Der ehrw. Bruder ruht nun auf dem nahen Friedhof;

sein Werk lebt fort, und sein Lohn dauert ewig. Der Bau ist eine gewaltige Leistung; er ist ganz aus behauenen Bruchsteinen hergestellt. Der Steinbruch ist wohl in allernächster Nähe. Neben der Kirche steht ein Blechhäuschen; es ist die Wohnung des hochw. Paters Missionar und des ehrw. Bruders Schaffner. Auf dieser Station ist nur ein Bruder. Außer einigen kleinen Blechhütten sind auf dieser Station alle übrigen Gebäulichkeiten aus Lehm nach oben beschriebener Art in idyllischem Stiel. Unsere ehrwürdige Mutter Assistentin hat hier manch liebes Erinnerungszeichen hinterlassen. Als wir ins Schwestern-Refektor kamen, mußten wir gleich die schöne Zimmerdecke bewundern. Mutter Assistentin wird noch gut wissen, mit welcher Mühe und Anstrengung sie das Tuch unter das Strohdach spannte und dann mit Kalk tünchte. Die Decke war nun neu gestrichen und schön weiß. Im Schlaassaal ist bis heute noch keine Zwischendecke; man schaut gleich zum Stroh empor. Ich kann aus Erfahrung sagen, daß man doch gut darin schläft. Unsere Schwestern, die hier weilen, sind bei ihrer Armut und Einfachheit glücklich und zufrieden. Der liebe Heiland ist ja unser Muster und Vorbild. Heißt es doch in der Heiligen Schrift: „Die Füchse haben ihre Höhlen, die Vögel ihre Nester, der Menschensohn hat nicht, wohin er sein Haupt legen kann.“ Soll uns da die Armut nicht glücklich machen? Sie wird nur drückend für den hochw. Pater Missionar und die Schwestern, wenn die Ernte mißrät und sie die Kinder auf der Station nicht ernähren können. Hier gedeihen die europäischen Obst-, aber nicht Getreidearten wie Mais, und ziemlich alle Gemüsesorten, wie in der Heimat. Die Apfelsinen werden hier nicht reif. Die Gartenerde ist von roter Farbe. Die Viehzucht steht jetzt in guter Blüte. Bruder Schaffner freut sich immer, wenn er einige Stück verkaufen kann, damit seine Arbeiter ihren verdienten Lohn erhalten und er Mais für die Kinder kaufen kann.

Die hiesige Regierungsschule wird von 60 bis 80 Kindern besucht. Sie wird von einer Schwester und einer schwarzen Lehrerin geleitet. Die Zulukinder sind recht bildungsfähig; sie sind auch lernbegierig und brav. Die Kinder, die nur in den Ferien in die Heimat gehen, helfen in den schulfreien Stunden den Schwestern bei allen Arbeiten. Somit werden sie zu tüchtigen und praktischen Menschen herangebildet. Das ist ja die Aufgabe einer Missionschwester vom kostbaren Blut.

Für das geistige Wohl sorgt der eifrige Pater Missionar. Er hat 4000 Christen zu betreuen und in sechs Außenstationen Gottesdienst zu halten. Sein treues Köhlein muß ihn oft stundenweit hinaustragen. 1200 Christen sind schon nach der Gründung 1896 in die Ewigkeit gegangen. (Fortf. folgt.)

Bittet und ihr werdet empfangen, klopft an und es wird euch aufgetan

Von Schw. E., Ost-Afrika, Kibungilo

Wier neue, so eben angekommene Waislein stehen vor dem Don-Bosko-Haus. Mit Tränen in den Augen vor Angst und Schrecken, schauen sie ihre neue Umgebung an, klammern sich fest aneinander, und brechen zuletzt in ein herz- und markerschütterndes Schreien, Schluchzen und Weinen aus; die beiden Jüngsten, ein dreijähriges Bublein und das fünfjährige Mädchen gebärden sich wie unsinnig vor Trennungsschmerz, denn nun sehen sie das Auto, worin Vater und Mutter sitzen, von dannen fahren. Ja, die fahren fort, und sie haben die Kinder ins Don-Bosko-Haus gebracht, und die Väter haben wohl auf „Nimmerwiedersehen“ von den Kindern Abschied genommen. Sie haben Eltern und doch keine, sie sind die ärmsten Waislein, weil sie verlassene Kinder sind. Die Väter sind Griechen, sie reisen zurück in ihre Heimat, haben die schwarzen Frauen nun verlassen, aber doch noch soviel Gefühl und Sorge für die Kinder gehabt, daß sie ihnen eine Unterkunft, ein Heim, eine Erziehung bei den Missionschwestern vom kostbaren Blut im Don-Bosko-Haus erbeten, und wir haben die verlassenen, auf die Straße gesetzten Kinder aufgenommen. Sie sind nicht getauft, aber die Väter sagten, es wäre ihnen ganz recht, wenn die Schwestern sie taufen und im katholischen Glauben erziehen würden. Das älteste, ein hübsches, zartes Griechenkind, acht Jahre alt, ist überaus sanft und stille, es hängt aber sehr an dem Vater, von der Mutter sprach es nichts. Der siebenjährige Knabe ist ebenfalls sehr intelligent, hat ein helles Gesicht, seidenweiches dunkles Lockenköpfchen. Die Kinder sind im ganzen gut erzogen, artig und gehorsam, sie waren mehr beim Vater als bei der Mutter, und gut zusammen gewöhnt als Nachbarkinder; sie kommen aus der Hafenstadt Tanga. Der Schmerz, das Weinen dauerte aber, Gott sei Dank, nur einen einzigen Tag. — Es konnte ja auch gar nicht anders sein, denn es ist zu schön im Don-Bosko-Haus, so viele, liebe, gut erzogene Kinder, die gleich wie Geschwister untereinander sind, und sich so freundlich um die vier Neuen bekümmerten. Die beiden guten Schwestern, die so mütterlich um sie besorgt sind, die netten Schulzimmer, die hübschen bunten Bilder an der Wand, alles, alles ist da, was Kindern gut gefällt; ein treuer Haushund, besonderer Freund der Kinder, der überall mitläuft und mitspielt —, ein schneeweißes Käzchen und schönes Spielzeug für die Kleinen, welches uns gütige, wohlthätige Farmersfrauen für unsre Waislein zu Weihnachten brachten. Dann die gute Mama mkn Ubalda und Mama Ancilla, welche unermüd-

lich für die Kinder Sorge tragen, sie erhalten, ernähren, kleiden und erziehen. Und dann steht ihr Heim, ihr Don-Bosko-Haus, ja auf einem heiligen Berge, nahe des Marienfels, nahe, ganz nahe des göttlichen Kinderfreundes im trauten Kapellchen. Mehrere unserer Kinder haben auch bereits liebe Paten gefunden, draußen in Europa durch unser Mutterhaus Hl. Blut, Holland, mehrere auch in Wien. Diese vier Neuen haben zwar noch niemand, aber vielleicht findet sich auch noch irgendwo eine edle Seele, welche Patenmütterchen an ihnen werden will.

Alle vier sind halbweiß, haben langes, lockiges Haar, schöne große Augen. Sie strahlen jetzt in einem Hoffnungsschimmer, sie haben ein Heim gefunden, sie werden von jetzt an glücklich



Don-Bosco-Waisenhaus in Kivungilo, Ost-Afrika.

Photo: Archiv

unter den andern fröhlichen Kindern sein. Wie Lichtlein sollen sie werden so hell und klar und rein, deren Schein ihren dunklen Lebenspfad erleuchten wird, ein Gotteslichtlein durch die heilige Taufe, und sie werden brennen froh und still, solange Gott es haben will. Wir Schwestern aber freuen uns, diese verlorenen Schäflein aufgenommen zu haben. Wir freuen uns, daß die verlassenen Waislein das Tor des Don-Bosko-Hauses gefunden. Wer anklopft, dem wird aufgetan.

„Auf dem Scheideweg geboren,
Ohne Führer geht's verloren,
O wie arm ist solch ein Kind!“

Noch viele gibt es da und dort, und sie werden noch anklopfen, und mit der Hilfe Gottes und edler Missionsfreunde hoffen wir, in der Lage zu sein, ihnen ein Heim und praktische Erziehung für's Leben zu bieten.

Wir haben gegenwärtig 25 Kinder hier. Gott weiß es, daß ich die Wahrheit schreibe, wenn ich sage, diese Kinder, sie sind im Alter von 1 bis 15 Jahren, sind wirklich brav, lernen, beten und arbeiten fleißig. Unter Leitung ihres Hausmütterchens von Rivungilo lernen sie ihre Gärtdchen für die ganz einfache, kräftige Nahrung besorgen, sich selber ihre Wäsche,



Die vier neuen Ankömmlinge im Don-Vosco-Haus

Photo: Archiv

Kleider waschen, nähen und flicken und das ganze Haus, Schulräume und Schlaffaal usw. rein und sauber zu halten. Auch Sprachen lernen sie, Deutsch und Englisch, was jedenfalls für ihr späteres Fortkommen hierzulande von Nutzen sein wird. Da die Kinder alle, so wie wir sie hier haben, von Weißen, Deutschen, Engländern und Griechen, abstammen, fällt es ihnen nicht schwer, diese Sprachen zu erlernen, zudem ist ihnen eine gewisse Intelligenz nicht abzusprechen. Was würde

aus diesen Kindern werden, wenn sie so schutzlos aufwachsen, herumgestoßen und verwahrlost, ohne richtiges Heim wären? Heiliger Don Bosko, nimm sie unter deinen Schutz und Schirm, hilf du uns diese Waislein aufnehmen, erhalten, erziehen zu können. „Klopfet an und es wird euch aufgetan werden.“

3

Ein Gott auf Reisen

Zanzibar

Aus einem Brief von Schwester M. Renata, welche an der Schule in Zanzibar tätig ist, entnehmen wir folgende interessante Mitteilung:

Ein Abenteurer, der sich als Abkömmling von Mohammed und als Vertreter einer neuen mohammedanischen Sekte ausgibt, wird als Gottheit verehrt.

Ende Januar — so schreibt die Schwester — war viel Aufsehen in der Stadt, als die Agakhan-Sekte ihren Gott zum Besuch hatte. Dieser Gott reist nämlich selbst überall herum und kam nun nach Zanzibar. Ich sah ihn, ein gut genährter Onkel. Ein Flieger brachte ihn von Mombassa nach hier. Seine „geistlichen Kinder“ hatten Straßen und Häuser festlich geschmückt und illuminiert. Man sagte, die Gottheit habe sich in ihn ergossen, und so betrachten ihn die betrogenen, armen Anhänger als den wandelnden Gott. Wo er hinging, fielen sie nieder und küßten seine Fußstapfen. Sein Badewasser wurde in Flaschen für teures Geld verkauft und als Trinkwasser verwendet. An einem Nachmittage spielte er draußen „hocky“. Er setzte eine Zeitlang dem dienenden schwarzen Boy seinen Hut auf. Nachher wurde dieser junge Neger von einer großen Menge umringt und förmlich gedrängt, seine Kraushaare schneiden zu lassen; er bekam so Gelegenheit, seine Locken um hohes Geld als Reliquien zu verkaufen, weil der Hut des lebendigen Gözen drauf gefessen hatte. Am letzten Sonntag kam auch „Ihre Hoheit“, seine Frau, eine vom Glauben abgefallene Französin. Bei der Ankunft hielten ihre Verehrer für 60 000 Schilling Seide und Juwelen bereit. Mancher Agakhan-Anhänger hat sich an diesem Tag bettelarm gemacht. Agakhan feierte im vorigen Jahr sein goldenes Jubiläum. Das Geschenk der Indier bestand darin, daß er gewogen wurde und die Höhe seines Gewichtes ihm in Gold überreicht wurde. Es waren damals mehr als 200 £.

Am Montag flog er nach Nairobi, wo dieselben Zeremonien zu seiner Verherrlichung stattfanden. Er wird dabei wohl versuchen, ein gutes Gewicht zu behalten.

3

Batata Mkize

Von Schw M. Amata, Citeaux, Süd-Afrika

Batata Mkize hatte ein eigenes Heim gegründet, verfügte über ein hübsches Stück Land, war ein kräftig gebauter Mann, wollte aber auch als ein Herkules anerkannt und gehörig respektiert sein. Dazu fehlte ihm vor allem der isiqoqo, der glänzende schwarze Kopfring, den der heidnische Kaffer mit so viel Stolz und Würde trägt. So lange er den Kopfring nicht hatte, galt er immer noch als ein Mann ohne Stand und Würde und durfte es gar nicht wagen, sich den Großen seines Volkes beizugesellen.

Also den Kopfring mußte er haben. Zu diesem Zweck ward nun ein eigenes Fest veranstaltet; es wurde ein großer schöner Ochse geschlachtet, ein riesiges Quantum Utshwala oder Raffernbier gebraut und die ganze weite Nachbarschaft feierlich dazu eingeladen. Zu Hunderten strömten die Heiden herbei, Zeuge der großen Handlung zu sein; der angesehenste darunter war der injanga oder Kafferndoktor, der in solchen Fällen gleichsam priesterliche Funktionen ausübt; ihm zur Seite stand eine reihe, achtbare Männer, die samt und sonders schon längst den Kopfring trugen.

Man machte sich sofort ans Werk. Das nötige Material d. h. eine zähe, harzähnliche Flüssigkeit, die einem gewissen Baum entnommen wird, und anderes war schon da. Dies alles wurde nun vom Innjanga unter geheimnisvollen Sprüchen und Zeremonien zerrieben, vermischt und schließlich zu einem schönen glänzend schwarzen Ring geformt. Die Krone war fertig. Es folgte der Krönungsakt. Unter lautem Jubeln und Beifallklatschen des ganzen anwesenden Volkes setzte der schwarze Wahrsager und Doktor unter Beihilfe der Stammältesten unserm Batata Mkize den isiqoqo oder Kopfring auf. Der Glückliche wußte sich im Übermaß seiner Freude kaum mehr zu fassen; jetzt war er der Mann, einer der Großen, Hochangesehenen im Volke, zu jeder Ratsversammlung stand ihm sofort der Zutritt offen, und sein Wort wog so schwer, wie das nur irgendeines Mannes im Umkreise vieler Meilen.

Es wurde ein Tanz veranstaltet; Batata Mkize eröffnete den Reigen, der Doktor und die Räte und schließlich das ganze Volk schlossen sich jubelnd an. Dann setzte man sich zum fröhlichen Trinkgelage zusammen, stärkte sich mit dem Ochsenbraten, brach dann abermals zum Tanze auf, und so ging das Essen und Trinken, Tanzen und Jubilieren und Singen fort bis tief in die Nacht hinein; kurz, es war ein Fest, so ganz nach jener Art, wie sich der heidnische Kaffer einen glücklichen Tag zu machen pflegt.

War und blieb nun Batata Mkize jener Glückliche, als

welchen er sich an jenem Ehrentage fühlte? O nein, auch beim Schwarzen gilt das Sprichwort: „Glück und Glas, wie leicht bricht das!“ Zunächst wurde seine Frau krank und starb bald darauf. Das war für ihn ein harter Schlag. Besonders ärgerte es ihn, daß er nicht wußte, wer ihm diesen bösen Streich gespielt, denn das stand bei ihm fest, daß seine Frau vergiftet worden ist von einem boshaften neidisch gesinnten Menschen. So denkt und fühlt jeder heidnische Kaffer, und ihn in diesem Punkt eines Besseren belehren, ist ganz vergebliche Mühe. Doch ein Trost blieb ihm; seine Frau war jetzt ein Itongo, ein Geist, sie weilte bei den übrigen Geistern seiner Vorfahren und besaß eine große geheimnisvolle Macht. Er, der Mann, brauchte für seine verstorbene Frau nur fleißig Opfer darbringen zu lassen, und es war ihm geholfen. Er hatte fortan einen wohlwollenden Schutzgeist, der jede Krankheit, Armut, Hagelschlag weitab von seinem Kraal vertreiben konnte.

An Opfern ließ es Batata Mkize in der Tat nicht fehlen; dennoch nahte das Unheil. Er selbst wurde krank, fühlte sich immer schwächer und elender und wankte offenbar dem Grabe zu. Wir sahen dies und legten ihm nahe, sich rechtzeitig zu Gott zu wenden und sich taufen zu lassen. Batata war sonst gut gesinnt, von der Bekehrung zum Christentum wollte er jedoch lang nichts wissen. Namentlich zwei Punkte waren es, die ihn davor zurückschreckten: „Wenn ich mich taufen lasse, dann schleppt ihr meinen Leib sofort nach dem katholischen Gottesacker; ich aber will hier in meiner Isibaja, im Ochsenkraal, begraben sein. Da bin ich zu Hause, bei euch aber läge ich in der Fremde. Ein zweiter Grund ist der: Meine Frau, die ich geliebt, ist ein Itongo geworden; sie starb ohne Taufe, und ich möchte nach meinem Tode auch ein Itongo werden und wieder zu ihr kommen.

Da war vorläufig nichts zu wollen. Doch gaben wir die Hoffnung nicht auf und beteten mit unsern Schulkindern um die Bekehrung dieses sonst so wohlgesinnten Mannes. Gott aber lenkt die Herzen der Menschen wie Wasserbäche; Batata war plötzlich wie umgewandelt. Ganz aus freien Stücken sandte er eines Tages einen Boten hierher und ließ um die heilige Taufe bitten.

Kurz vor dem Taufakt, zu dem sich eine beträchtliche Anzahl Heiden eingefunden hatte, legte er folgendes schöne Bekenntnis ab: „Meine lieben Freunde, ich sehe, ich muß bald sterben; ich will aber nicht als Heide von hinnen scheiden, sondern als Christ. Viele Jahre habe ich unter Euch als Heide gelebt und manches getan, was nicht recht war. Besonders schwer habe ich dadurch gefehlt, daß ich so heftig gegen jene murrte, von denen ich glaubte, daß sie meine Frau vergiftet hätten. Damals sah ich das Unrecht meines Zürnens nicht ein, jetzt aber denke

ich anders und verzeihe allen. Als echter Christ, ohne Haß und Feindschaft will ich sterben." Seine Worte machten auf alle Anwesenden den denkbar tiefsten Eindruck. Selbst die verstocktesten Heiden begannen zu ahnen, was es Schönes und Großes um eine Religion sein muß, die nichts weiß von Haß, Feindschaft und Rache. Es war wie ein Sonnenblick aus einer besseren Welt.

Batata, oder Petrus, wie er bei der heiligen Taufe genannt wurde, ging wenige Tage nach derselben still und friedlich hinüber ins bessere Leben. Er starb als Christ und in der Taufunschuld, somit dürfen wir hoffen, daß der Herr ihm statt des heidnischen Kopfringes die Krone des ewigen Lebens gegeben hat.

3

Ein kostbarer Fund

Ein Bischof wurde einst von seinem protestantischen Landesfürsten, bei dem er hoch in Ehren stand, zur Tafel geladen. Während derselben fragte ihn der Fürst: „Bischöfliche Gnaden, haben Sie schon einmal meine Schatzkammer gesehen?“ — „Noch nie,“ antwortete der Bischof, „selbe würde mich sehr interessieren, zumal ich schon viel darüber erzählen hörte.“ — Sofort gab der Fürst die nötigen Befehle zur Besichtigung der Schätze. Man durchschritt mehrere prachtvolle Säle, da öffnete sich die letzte Flügeltüre, und der Fürst sprach: „Hochwürdigster Herr, hier sind wir in Ihrem Revier!“ In der Tat, es fanden sich dort lauter Kirchenschätze, die durch die Säkularisation in den Besitz des Fürsten gekommen waren. Auf einmal bleibt der Bischof wie gebannt stehen. Was hatte er gesehen? Eine Monstranz mit dem allerheiligsten Sakramente, — die Hostie schien noch gut erhalten zu sein. — „O Gott,“ so betete der Bischof voll Inbrunst im stillen, „gib dem Fürsten den Gedanken ein, mir ein Geschenk anzubieten!“ Und im selben Augenblick schon sagte der Fürst: „Darf ich Ihnen ein Geschenk anbieten; alles steht zu Ihrer Verfügung?“

Natürlich war die Wahl nicht schwer. Am selben Tage noch befand sich die Monstranz mit dem hochheiligen Sakrament in der bischöflichen Kapelle, wo der Bischof im stillen eine Sühneandacht hielt.

Ein noch viel höherer Gastgeber ruft uns täglich zur fürstlichen Tafel. Es ist der König des Himmels und der Erde. Er ladet uns ein, seine Schatzkammer zu schauen; er zeigt uns in seiner unendlichen Huld und Güte das Allerkostbarste, was er besitzt, das Kostbarste, was es auf Erden gibt — sein heiligstes Fleisch und Blut. Er bietet es uns in der heiligen Kommunion zum Geschenk an.

Der Regenmacher

Sin alter Missionar erzählt: Es war gegen Ende November. Das Gras war versengt und da man weder pflügen noch säen konnte, war keine Ernte zu erwarten. Die Eingeborenen waren der Verzweiflung nahe. — Ich saß nahe dem Eingang meiner Hütte, dem kühlsten Plätzchen, das ich finden konnte, als ich jäh aus meiner Beschauung gerissen wurde durch den Hufschlag heran nahender Pferde. Ich schaute auf und sah die Reiter — zwei reinrassige Buschmänner.

Der erste war außergewöhnlich klein, mit feurig-funkelnden Augen, vorstehenden Backenknochen und Zähnen, während der andere körperlich sehr mißgestaltet war. Große schwarze Ziegenfelle bedeckten den Hals und hingen über Schulter und Brust. Den Kopfschmuck bildete eine große Straußenfeder, die im Haar befestigt aufrecht stand. Sie ritten die Pferde ohne Sattel und Zügel und meisterten dieselben mittels eines Gürtels, der um den Hals gebunden durch das Maul ging.

Nach längerer Beobachtung brachen die Männer in lautes Lachen aus, wahrscheinlich wegen meiner europäischen Kleidung, die ihnen unbekannt war. Ich redete mit ihnen, und im Laufe des Gespräches erfuhr ich, daß sie den sonderbaren Titel „Regenmacher“ beanspruchten, und ihr Heim der Hauptkraal auf dem großen Plage war.

„Regenmacher“, dieser sonderbare Titel erregte meine Neugierde, und ich lud sie freundlich ein, mit mir zu gehen. Meine Wohnung hatte keine Fenster, und wenn die Tür geschlossen war, herrschte Dunkelheit in dem Raum. Nach einer Weile nahm der Wortführer aus einem zusammengebundenen Tuch einen Kieselstein, der auf einer Seite leuchtend weiß war. Ich griff darnach, doch er entzog ihn mir mit der Bemerkung: „Du wirst ihn beschädigen und ihm die Leuchtkraft nehmen. Ich bekam ihn von meinem Vater unter dem Versprechen, ihn nie aus der Hand zu geben.“

Ein Lichtstrahl fiel durch die Türspalte, und der Buschmann hielt den Stein so, daß er denselben zurückwarf. Nach einigen Bewegungen traf der Strahl mein Auge, da war ich für kurze Zeit ganz geblendet. Das erfreute das Männchen riesig. „Jetzt siehst du, daß dieser Stein auch Licht machen kann. Er weiß, daß du nicht glaubst, daß er Regen erzeugen kann. Und jetzt schaut er dich an, dich zu beschämen.“

„Aber wo bleibt der Regen, den dein Stein uns geben kann?“ fragte ich. Doch schnell verteidigte er sich: „Dieser Stein hier ist zu klein, um mit einem großen Sturm fechten zu können; aber ich bin im Besitze eines größeren und machtvollen Steines, der wird Sturm und Trockenheit besiegen und

Regen in Fülle bringen. Dieser mächtige Stein wird die Sonne anschauen, und beim Anblick des Steines wird sich die Sonne ihrer selbst schämen und in großer Furcht sich hinter den Wolken verbergen. Mein Stein wird jedoch den Blick nicht von ihr abwenden, so daß die Sonne sich nach dunklen, schwarzen Wolken umsieht, um sich hinter ihnen zu verbergen. Es wird dann regnen und immer wieder regnen, und ich darf mich als Erzeuger dieser Regenflut vorstellen."

Ich war sehr interessiert und fragte den kleinen Kerl, wann er zurückkehren würde. Er sagte, am Morgen des vierten Tages und gleichzeitig wolle er den genannten Stein mitbringen, um mich von seiner Kraft zu überzeugen.

Ich gab ihnen ein kleines Geschenk, und die Pferde besteigend ritten beide in raschem Tempo davon.

Vier Tage waren vergangen. Es war Sonntag, und ich befand mich gerade auf dem Kirchweg, als die beiden Reiter den nahen Hügel herab kamen. Meine beiden Buschmänner! Ich ließ ihnen Brot und Kaffee bringen, und bei meiner Rückkehr lagen beide im Gras und badeten sich in der Sonne.

Sie erzählten mir nun, daß sie den Stein bei sich trügen, und so gingen wir dreie in die Hütte, um die Kraft des Steines auszuforschen. Arnotes, so wurde der älteste der beiden Buschmänner genannt, entnahm nun seinem Sack einen Kieselstein, so dick wie eine Walnuß. Er war von schöner Form, achteckig, und gab ein grünliches Licht von sich. Wieder bewegte Arnotes den Stein so, daß die Lichtstrahlen ihn trafen, und eine Fülle von Licht ging von ihm aus.

"Kann euer Gott solches Licht erschaffen?" schrie er. Dann erzählte er von den großen Mächten, die in seiner Zauberei verborgen sind.

Während er so sprach, schaute ich zu meinem Fernrohr, welches an der Wand hing. Mir kam ein glücklicher Gedanke. Ich nahm das Fernglas und schraubte leise das große Glas ab. „Nun,“ sagte ich zu dem Buschmann, „ich habe hier einen Stein, größer und mächtiger als der deine, und mit ihm kann ich auch Feuer machen.“

Der Buschmann schaute beunruhigt drein und fühlte in seinen Beutel, ob er noch seinen Zauberstein habe. Dann drehte er sich zu mir, streckte seine Hand aus und sagte: „Zeig her!“

Ich legte das Fernglas in seine Hand. „Du wolltest nicht, daß ich deinen Stein berührte“, sagte ich, „aber ich will meinen in deine Hand legen. Er schaute das Glas gespannt an, indem er es immer wieder umdrehte. „Aber er kann kein Feuer machen“, sagte er. „Das kann er doch“, antwortete ich.

Ich nahm seine rechte Hand in meine, hielt sie gegen die Oberschwelle des Türpfostens, und nach der Einstellung des Verfahrens, waren die Sonnenstrahlen auf der Hand zu sehen.

Er starrte noch auf das Glas; doch nach einer Weile fühlte ich, wie er versuchte, seine Hand aus der meinen zu befreien. Ich hielt sie fester, und er ertrug noch einige Minuten die Schmerzen. Dann, mit einem Geheul, riß er seine Hand aus



Eine treue Missionsfreundin † Frau Th. Kumpfmayer,
Neukirchen, O.-Oest. (Photo: Prokofsch)

der meinen und kreischte: „Ich brenne, ich brenne!“ Sicherlich verspürte er ein ungemütliches Brennen, und er schaute mich einige Zeit durchbohrend an. Dann sagte ich zu ihm: „Du dachtest, mein Stein könne kein Feuer machen, aber was sagst
168

du jetzt?" Er gab mir keine Antwort, aber warf mir einen Blick zu, in dem deutlich Mord geschrieben war. Dann schlich er sich langsam aus der Hütte.

Der andere Buschmann brachte schnell die Pferde. Die zwei bestiegen sie und ritten davon. Ich rief ihnen noch „Gute Reise“ nach, aber sie schauten sich nicht um. Es war augenscheinlich, daß beide böse und furchtsam waren ob des Vorfalles.

Es wurde immer heißer und heißer. Keine Wolke zeigte sich am Himmel, und die Wasserquellen waren trocken. Die ganze Natur schien ausgedörrt. Ich wunderte mich und dachte, was wohl die Buschmänner tun würden.

Am Sonntag, als wir gerade bereit waren, in die Kirche zu gehen, kam unser Diener gelaufen und erzählte uns, daß der Häuptling mit seinem Gefolge den Berg hinunterkommen würde.

Ich ging hinaus und traf den Häuptling Umditschwa und mit ihm dreihundert Mann. Nach der Begrüßung erzählte er mir, daß die Buschmänner nicht fähig seien, Regen zu schaffen, daß aber er und sein Gefolge in einer schrecklichen Bedrängnis seien, und sie so zu den weißen Missionaren kämen, um Hilfe zu erflehen.

„Gut;“ sagte ich, „wir können nichts tun, als daß wir zu dem allmächtigen Gott beten, daß er uns Hilfe schickt in dieser großen Not. Wir sind gerade auf dem Wege zur Kirche, und es wäre gut, wenn ihr mitkommen würdet.“

So gingen wir alle zur Kirche. Über hundert Menschen zwängten sich hinein und mehrere Hundert waren außerhalb des Gebäudes, wo sie sich doch recht ehrwürdig betrogen.

Wir beteten um Regen, ich predigte den Versammelten und, nachdem wir ein Lied gesungen hatten, beschloßen wir den Gottesdienst.

Die Sonne schien vom blauen, klaren, wolkenlosen Himmel auf uns nieder, als wir zur Hütte zurückkehrten. Der Kaffee war schon gerichtet für den Häuptling und seine auserwählten Ratsherren. Sie blieben einige Zeit bei uns und erzählten dieses und jenes. Plötzlich steckte einer den Kopf durch die Tür und rief mit erregter Stimme: „Häuptling, müssen wir nicht aufbrechen? Es fängt an zu regnen.“ Wir sprangen auf, liefen aus der Hütte und schauten nach dem Himmel. Zu unser aller Erstaunen war es im Westen recht schwarz und die Wolken kamen immer näher zu uns. Die Sonne war verschwunden und ein kalter Wind blies uns in das Gesicht, ein sicheres Zeichen des herannahenden Sturmes.

Wir versuchten, den Häuptling zu überreden, daß er bleiben solle, aber er verweigerte es. „Euer Gott hat euren Gebeten geantwortet, indem er uns Regen schickt,“ sagte er, „und so müssen wir unseren Weg nach Hause nehmen, denn es ist keine Zeit zu verlieren.“

Schnell machten sie sich bereit und gingen heimwärts, zehn Meilen weit. Doch es dauerte nicht lange, da kam der Regen schon in Strömen. Es war einfach unglaublich.

Ein Ratsherr des Häuptlings, ein alter Mann, Sibema mit Namen, blieb zurück, da er nicht reiten konnte. Er erzählte mir, wie froh er sei, daß es regnen würde, denn die Buschmänner hatten zu den Eingeborenen gesagt, daß kein Regen fallen würde, solange die Missionare im Lande seien. „Aber,“ fügte er eindringlich hinzu, „sie haben gelogen und sind dem Schicksal begegnet, das sie verdienen.“ „Erzähle mir, was den Buschmännern zugestoßen ist“, sagte ich; und so erzählte mir der alte Eingeborene diese Geschichte.

Nachdem die Buschmänner mich verlassen hatten, schlugen sie den Weg zur Hütte des Häuptlings ein. Letzterem versprachen sie, Regen zu schaffen, wenn er ihnen ein wertvolles Geschenk machen würde; aber der Regen würde erst am fünften Tag nach der Erhaltung des Geschenkes kommen. Der Häuptling gab ihnen einen großen Ochsen, welchen sie jedoch verweigerten und statt dessen des Häuptlings schwarzes Lieblingspferd verlangten.

Erst wollte er ihr Gesuch zurückweisen, doch seine Ratsherren drängten ihn, es zu geben, da die Leute schon am Sterben seien. Zögernd gab der Häuptling das Pferd den Buschmännern, welche es töteten und aßen, aber es fiel kein Regen am fünften Tag. Da wurden die Eingeborenen zornig und nannten die Buschmänner Betrüger. Diese aber schoben die Schuld von sich ab, indem sie sagten, es würde kein Regen fallen, solange weiße Menschen im Lande seien.

Da hatten die Leute kein Vertrauen mehr zu den Regenmachern, obschon sie versuchten, die Geschichte glauben zu machen und sagten, sie würden die Missionare vertreiben. Man gab ihnen aber so viel Fleisch zu essen und Bier zu trinken, so daß die Buschmänner alsbald in einem tiefen Schlaf lagen. Dann verriegelten die Leute die Thür der Hütte, brachten Dachstroh herbei und zündeten es an. Es war den Regenmachern unmöglich, hinauszukommen, und so mußten sie elend zugrunde gehen.

Lange dachte ich über diese Geschichte nach, die mir der alte Sibema erzählt hatte, und als ich abends in der Kapelle die Worte betete: „Erhelle unsere Dunkelheit, wir bitten dich, o Herr“, hatten sie eine tiefere Bedeutung für mich als sonst.

In bezug auf die Rieselfsteine, welche mir die Buschmänner zeigten, bin ich fest überzeugt, daß es Diamanten in ihrer einfachen Art waren. Arnotes erzählte mir, sein Vater habe sie aus dem Lande Adam Koks. Doch soweit ich urteilen kann, waren sie aus der Gegend, wo jetzt die Stadt Kimberley steht.

Es war vor sieben Jahren; damals war ich Leiterin einer Missionschule auf einer Neugründung im Tembuland, Kapkolonie. Unsere Missionsstation St. Gabriel war die einzige katholische Mission in jener Gegend, in welcher nur Andersgläubige verschiedener Sekten und auch noch viele Heiden wohnten. Unsere Schule war von Anfang an sehr stark besetzt.

Ich hatte es meinen Schülern anbefohlen, mir es immer zu melden, wenn irgend jemand krank wurde. Das taten sie auch getreu. Nach der Schule ging es dann hoch zu Roß auf Krankenbesuch. Einmal war es mir unmöglich, für drei Tage meine gewohnten Ausgänge zu machen, da es fürchterlich regnete. Ich mußte auch die Schule ausfallen lassen, weil der mächtige Somosfluß, der dicht an der Talmulde, in der wir wohnten, vorbeifloß, hoch angeschwollen war. Am vierten Tage faßte mich eine große Unruhe, worüber ich mir nicht Rechenschaft geben konnte. Es zog mich hinaus in die Mission. Unsere Schwester Oberin jedoch verbot mir ernstlich jeden Ausgang, denn Felder und Wiesen waren ganz überschwemmt. Dies war vormittags.

Nachmittags hellte sich der Himmel auf und damit vermehrte sich meine Unruhe. Ein unbestimmtes Gefühl drängte mich fort. Auf meine abermaligen Bitten erlaubte es endlich Schwester Oberin, daß ich gehen durfte. Da es unmöglich war, ein Pferd zu besteigen, wegen der seichten und schlüpferigen Wege und Pfade, so zog ich in Begleitung einer meiner Schülerinnen auf Schusters Rappen aus. Ich wußte selbst nicht, welchen Weg wir einschlagen sollten. Wir gingen einfach aufs Geratewohl über Klüfte und Stege, über Stock und Stein.

Nach zweistündiger Wanderung befanden wir uns in einer großen Talmulde, wo viele Hütten der Eingeborenen standen. Kaum waren wir bei den ersten derselben angelangt, so sahen wir, wie die Leute zusammenliefen und uns entgegenkamen. Ich wußte nicht, wie ich mir das erklären sollte, ob sie als Freund oder Feind etwas mit uns vor hatten? Ich redete gleich den ersten besten an und fragte nach der Ursache ihres Kommens. Ein stämmiger Mann sagte mir offen und ehrlich, daß sie sich sehr freuen, daß ich endlich einmal komme. Sie hätten schon zwei Tage nach mir ausgeschaut. Doch da es regnete, dachten sie, ich könne nicht kommen. Weil aber heute das Wasser sich änderte, wußten sie sicher, daß ihr Wunsch in Erfüllung gehe. „Deshalb“, sagte er, „sind wir schon heute früh zusammengeströmt, um dich willkommen zu heißen!“

Ich war sprachlos und konnte keinen Zusammenhang finden. Doch nachdem ich meine Gedanken wieder etwas gesammelt

hatte, fragte ich, was sich denn hier zugetragen und ob sie denn nach mir geschickt hätten. Sie sagten: Wir haben nicht nach dir geschickt. Jedoch am Montag starb Mtembane, eine treue Tochter unseres Stammes. Vor ihrem Sterben rief sie uns alle zusammen und sprach: „Meine lieben Stammesbrüder und -Schwestern, ich gehe jetzt heim zu meinen Ahnen. Meine Heimat dort ist dunkel, denn ich darf wegen meiner amacala (Sünden) nicht in die lichte Heimat, die ich in der Ferne schaue. Doch der Große Große (Unkulunkulu), der dort Herrscher ist, will meinen Bruder, der mir hier krank zur Seite liegt, bald in dieses schöne Land holen. Sagt der weißen Jungfrau, die bald zu euch kommen wird, sie solle ihm und auch euch den Weg dahin weisen. Ich habe auf sie gewartet und mich gesehnt, dorthin zu gehen. Doch ich darf noch nicht. Mir ist um meiner Sünden willen der Paß für dorthin versagt. Mein Herz bricht mir, nachdem ich die Schönheit des großen Herrschers geschaut. Doch durch meine Sehnsucht und mein Verlangen hoffe ich hinzukommen. Lebt wohl, meine Brüder und meine Schwestern. Grüßt mir die weiße Jungfrau und hört und befolgt, was sie euch sagt, denn sie ist eine Gesandte des Großen Großen.“ (Unkulunkulu.) Mit den Worten: „Großer Großer, ich liebe dich!“ verschied sie mit einem seligen Lächeln auf den Lippen.

„Gestern haben wir sie begraben. Komm mit uns, wir zeigen dir ihr Grab.“ Ich stand ganz erschüttert da und betete für ihre Seelenruhe. Es war ein merkwürdiges Ereignis. Ich konnte mich mit meinen Gedanken gar nicht zurecht finden. Wachste ich oder war das alles ein seliger Traum! Doch bald wurde ich aus meinen Gedanken herausgerissen, als man mich bat, mit ihnen zur Hütte des Kranken zu ziehen. Als wir dort ankamen, machte mir der Kranke gar nicht den Eindruck, als ob es schlimm um ihn bestellt wäre. Er hüftelte zwar etwas, doch seine Augen schauten so klar umher; er konnte sich auch etwas bewegen und hatte eine ganz normale Temperatur.

Er begrüßte mich auf das herzlichste und erzählte mir, daß seine Stunden gezählt seien, und er bald sterben würde. Vorher aber sollte ich ihm den Weg zu dem schönen Land, wovon ihm seine Schwester vor ihrem Heimgang erzählte, zeigen und ihm helfen, dahin zu kommen. Ich redete mit ihm durch einen Dolmetscher; denn der Xosa-Sprache war ich noch nicht mächtig, vom lieben Gott, vom schönen Himmel und erklärte ihm die Notwendigkeit der heiligen Taufe. Alle Anwesenden lauschten mit sichtlichem Interesse. Er unterbrach mich immer mit Zwischenfragen. Zum Schluß bat er mich mit einem solchen Drängen und Verlangen, ihn sofort zu taufen. Alle unterstützten ihn mit innigen Bitten, ich solle ihm doch seinen Wunsch gewähren. Ich aber hatte Bedenken, denn er war ein Junggeselle von ungefähr vierzig Jahren und außerdem machte er nicht den Eindruck

eines Sterbenden. Wir Laien dürfen ja nur die Taufe in Todesgefahr spenden und dann nur, wenn kein Priester zur Stelle ist.

Ich sagte ihm deshalb, daß ich den hochwürdigen Pater Missionar zu ihm schicken werde. Das ließ er aber nicht gelten. Er weinte bitterlich und redete seine tote Schwester an: „Du hast gesagt, der Große Große wolle mich im Lichte haben und die weiße Jungfrau würde mich hinbringen; doch nun verweigert sie es mir, und ich fühle, daß ich bald sterben werde. O, ich Unglücklicher. Weiße Jungfrau, ich bitte dich, gib mir doch einen Paß zum Himmel, von dem du gesprochen hast.“ Bei diesen Worten fiel er vor mir auf die Knie und mit ihm alle Anwesenden. Ich trug nun auch keine Bedenken mehr; erweckte Reue und Leid mit ihm und taufte ihn auf den Namen Josef. Dann stellte ich alle Folgen meiner Handlung dem heiligen Josef anheim. Es war niemand glücklicher, als unser neugetaufte Josef selbst. In seiner Jugend hatte er etwas lesen gelernt. Ich gab ihm darum einen Katechismus.

Auch brauchte ich keinerlei Bedenken zu haben, denn unser hochwürdiger Pater Missionar war mit Ischias ans Bett geheftet und konnte wochenlang keine Missionsdienste verrichten. Mehrere Male besuchte ich meinen neugetaufsten Schützling. Er nahm sichtlich an Kräften ab. Doch jedesmal erzählte er mir, was er im Katechismus gelesen. Er war glücklich wie ein Kind. Als ich nach vierzehn Tagen hinkam, fand ich, daß es mit Josef dem Ende zuing. Da gerade ein durchreisender Priester auf unserer Mission weilte, so bat ich ihn, ihm die heilige Ölung zu spenden. Sonntags nach dem Gottesdienst gingen wir hin, der Priester und ich, begleitet von allen unsern Kindern. Der Priester holte dann die Taufzeremonien nach, spendete ihm die letzte Ölung und verrichtete eine Andacht in der Hütte des Kranken. Josef betete mit schwacher Stimme mit. Sein Antlitz hatte etwas Überirdisches, als lebe er nicht mehr auf der Erde.

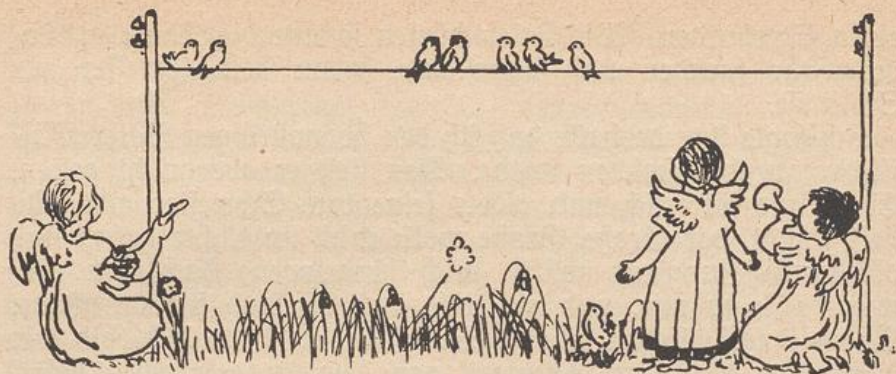
Nach drei Tagen kam die Nachricht, daß Josef heimgegangen sei ins Land seiner Sehnsucht. Sicherlich ist er dort oben ein großer Fürbitter für seine Stammesgenossen geworden.

Heute ist in jener Talmulde eine katholische Schule und eine Katechetenstelle und jeden Sonntag wird das heilige Meßopfer dort dargebracht.

Wie wunderbar sind doch Gottes heilige Fügungen. Ich weile jetzt in einem andern Missionsgebiete, doch der Eindruck, den ich damals gewann, läßt sich nicht mehr verwischen.

Wie wunderbar wirkt doch Gott oft in den Seelen! Sicherlich hat Josef durch eine besonders gute Tat im Leben diese große Gnade verdient, im heiligen Unschuldskleid der Taufgnade sterben und in das ewige Jerusalem einziehen zu dürfen.

Wer möchte nicht auch so schön sterben?



F ü r d i e K i n d e r

Wie ein kleines Mädchen vernünftig wurde

Anna war ein kleiner Wildfang, der immer seinen Willen haben mußte. Wollte es manchmal bei Eltern und Geschwistern nicht gelingen, so bestürmte sie den Großvater, der seinem Liebling ja nichts abschlagen konnte. Mit vereinter Kraft versuchte man nun das Gewünschte zu erhalten, was dann auch meistens gelang.

Eines Tages, als Anna vom Spiel nach Hause kam, sah sie Vater und Geschwister Vorbereitungen treffen, aufs Feld zu fahren und das schon geschnittene Korn zu holen. Holla! „Da gehe ich auch mit“, rief sie und versuchte, sich auf den Wagen zu schwingen. „Nein,“ sagte der Vater, „der Weg ist weit und schwierig, und wir müssen schwer laden, ein andermal darfst du mitkommen.“ Das paßte dem Wildfang aber ganz und gar nicht, er war nicht gewohnt, eine einmal gefaßte Idee wieder zu verwerfen. Das mußte doch schön werden, hoch oben auf dem Wagen zu sitzen, nein, so schnell gab er sich nicht geschlagen. Soeben kam auch der Großvater, der mußte helfen. „Großvater, ich möchte auch mitfahren“, rief er bettelnd. „So komm doch“, sagte dieser gutmütig und hob ihn auf den Wagen. Der Vater versuchte Vorstellungen zu machen, doch es half alles nichts, ja, der Großvater wollte selbst an Stelle des Bruders mitfahren. So fuhr man denn los.

Für Anna war es wirklich eine herrliche Fahrt. Wie das schaukelte auf dem holperigen, engen Holzwege und es war gar nicht so angenehm, daß die Zweige manchmal etwas unsanft das Gesicht berührten. Sie zwitscherte mit den Vögeln um die Wette und das kleine Plappermäulchen ward nicht müde, zu fragen und zu fragen. Endlich war man angelangt. Während man den Wagen belud, pflückte sie im nahen Walde Blumen. Als man nach ihr rief, kam sie mit einem Arm voll zurück-

gelaufen, während sie andere an Kleid und Haar befestigt hatte.

Nun fuhr man nach Hause. In der Mitte des Wagens hatte man eine Vertiefung gemacht, damit Anna nicht herausfallen konnte. Nachdem man ihr eingeschärft hatte, ruhig sitzen zu bleiben, fuhr man los. Der Weg war so dicht am Walde, daß man die Bäume streifte und die Tannenkätzchen winkten so verlockend, daß Anna nicht widerstehen konnte, die mußte sie noch haben. — Doch ach, die saßen so fest, Anna wurde immer übermütiger, sie neigte sich über den Wagen und stürzte hinunter. — Da lag sie nun und gab keinen Laut von sich. Niemand hatte es bemerkt, nicht einmal der Großvater, der an der Seite des Wagens ging. Da plötzlich, nachdem sie eine Weile so gelegen und der Wagen sich immer weiter entfernte, erhob sie ein Geschrei, daß die Leute, die nebenan auf dem Felde arbeiteten, erschrocken herbeiliefen. Andere eilten dem Wagen nach, um das Unglück zu melden. Niemand hatte den Vorfall bemerkt. Ja, ganz erstaunt schaute man auf den Wagen, auf dem man gar nichts vermißt hatte. Bestürzt ging man nun zurück, da weinte sie noch immer. Doch als man untersuchte, war nichts gebrochen, sie hatte sich nicht einmal weh getan, obwohl sie gar nicht so sanft auf dem weichen Rasen angekommen war. Auch hätte sie noch nicht einmal geweint, aber als man sich so gar nicht um sie kümmerte, wurde es ihr zu stark und sie erhob ein mörderisches Geschrei.

Die Angehörigen glaubten noch immer, sie könnte sich verletzt haben, und hoben sie vorsichtig auf den Wagen. Der große Bruder mußte sich, damit nicht noch ein weiteres Unglück geschah, dazu-segen. Die Heimfahrt verlief schweigend. Hatte Anna die Sprache verloren? Nein, aber der Vorfall gab ihr zu denken. Mit Erstaunen wurde von allen festgestellt, daß Anna in der letzten Zeit stiller geworden war. Überhaupt war sie gar nicht mehr so anspruchsvoll wie vorher. Man konnte es sich nicht erklären und fragte, ob sie krank sei. Doch nein, krank war sie nicht. Das wird schon wieder vorübergehen, meinten die Eltern, und der Großvater versprach, sie nächstens wieder mit aufs Feld zu nehmen. Doch auch diesmal fehlte die stürmische Antwort, der Freudenausbruch, den man erwartete. Allmählich gewöhnte man sich daran, und der Großvater meinte scherzend: „Was unser Wildfang doch vernünftig geworden ist.“ Wenn das Herunterfallen immer so gute Folgen hätte, dürften alle Kinder einmal vom Wagen fallen.



**Dienst an der Jugend, ist
Dienst an der Zukunft.**

Gebt uns Freiplätze!

Herzlichen Dank

Allen lieben Wohltätern und Abonnenten, die im letzten Monat den Jahresbeitrag einsandten, danken wir herzlich mit dem schönen Gebet-chen, das so oft unser Gebet für die lieben Freunde und Gönner der Mission schließt: Es segne und schütze Sie das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi!

Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut vom 15. Juli bis 15. August unter den gewöhnlichen Bedingungen gewinnen können:

1. am Feste Maria vom Berge Karmel, 16. Juli;
2. am Feste Mariä Himmelfahrt, 15. August, oder in der Oktav.
3. an einem beliebigen Tag des Monats;
4. Ablass von einem Jahr, so oft man, auf was immer für eine Weise, die Andacht zum kostbaren Blut zu verbreiten sich bemüht.

Goldkorn.

Das kostbare Blut ist Gottes tägliche Gabe, ja, wir könnten es eher die Gabe nennen, die er uns unaufhörlich mitteilt, denn wenn die Gnade unaufhörlich zu uns kommt, dann kommt sie zu uns im Hinblick auf das kostbare Blut. Wer kann aber das Wunderbare eines solchen Geschenkes gehörig schätzen? Es ist das Blut Gottes!

P. W. Faber.

Gebetserhörung

Innigen Dank der lieben Mutter Gottes von Lourdes für Hilfe in schwerer Krankheit. Rotenfels.

Das Totenglöcklein

meldet den lieben Lesern den Heimgang zum Vater verschiedener treuer Missionsfreunde:

Frau Dr. Sorger, Münnerstadt, langjährige treue Förderin unserer Caritasblüten und Wohltäterin der Mission, Mutter unserer lieben Schwestern Sr. M. Eleonora und Sr. M. Ida; ferner unsere treue Beförderin Frau Wwe. Luise Binkert, Dogern; Fräulein Lehrerin Blejer, Mayen, Abonnentin und Wohltäterin; Fräulein Franziska Diebold stud. med., Freiburg, eifrige Leserin der Caritasblüten und Wohltäterin; Frau Wwe. Peter Schütz-Thiel, Neusforweiler; Frau Wilhelmine Amelt, Halingen; Fräulein Maria Kuckuck, Garfeln; Frau Wwe. Andreas Weinrich, Frau Wwe. Elisabeth Weinrich, Schülerin Lucia Meyer, Westhausen; hochw. Herrn Pfarrer i. R. Hoolmans Revelaer; Herr Josef Kramer, Frau Johanna Weiland, Ruppichteroth; die lieben Verstorbenen des letzten Jahres aus Ruppichteroth, alles eifrige Abonnenten und Wohltäter: Frau Elisabeth Uhr, Mutter unserer lieben Sr. M. Arnoldis; Wwe. Katharina Höhner; Wwe. Anna Maria Walzkorn; Frau Anna Büth; Maria Käsberg, Johanna Weiland; Herr Heinrich Kleff; Josef Kramer, Bertram Wasser, Johann Schmitt.

In Dankbarkeit senden wir allen unsre Gebetsgrüße nach und bitten auch unsere lieben Leser um ein stilles Gedenken, auf daß sie bald in den himmlischen Wohnungen die Früchte ihrer Missionsarbeiten und Opfer mit Freuden genießen. R. i. p.

Caritasblüten

Nr. 9

September

1937

An der Wiege Mariens

Ein Kindlein ward geboren,
Ein Mägdlein, zart und fein.
Von Gott ward es erkoren,
Die Mutter einst zu sein
Von Gottes eigenem Sohne,
Der herrscht am Himmelsthron.

Und holde Engelscharen
Umschweben dieses Kind,
In allen Himmeln klingt es:
„Maria heißt dies Kind,
Maria wird Gebieterin
Und unsre schönste Königin!“

O Kind von Gottes Gnaden,
Von aller Erbschuld frei!
Die konnt kein Feind je schaden,
Du bliebst stets sündenfrei!
O Kind, des Himmels schönste Zier!
Dich ehren und dich lieben wir!

Die Auglein dein, sie strahlen
Wie mildes Himmelslicht,
Die holden Lippen schweigen,
Doch laut dein Herzelein spricht:
„Habt Mut, ihr Menschenkinder,
Auch ich komm für die Sünder!“

m. s.



1. Mutter Provinzialin, 2. Würd. Mutter Generaloberin, 3. Mutter Tertula

Vor der Reise auf die Station

Photo: Archiv

Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

(Fortsetzung)

Von Mutter M. Tertula

Das Herz-Jesu-Fest feierten wir in diesem Jahre bei unseren guten alten Schwestern in ihrem trauten Herz-Jesu-Heim. Emsig humpeln die guten Seelen mit Stöckchen und Krücken zur Kapelle, um dem hohen Gast möglichst viel Gesellschaft zu leisten. Selbst in den Nachtstunden wetteifern die treuen Missionspionierinnen und halten unermüdet Anbetungs- und Sühnestunden. Am Festmorgen war ein Levitenamt, wobei ein schwarzer Priester und ein Diakon assistierten. Mit einer heiligen Begeisterung sang der schwarze Weltpriester das schöne Tagesevangelium. Es war rührend und ergreifend, diese kräftige, begeisterte Männerstimme durch die geweihten Hallen der festlich geschmückten Kapelle erklingen zu hören. Der Ton seiner Stimme verriet die große Freude, die sein Herz bewegte, daß er nun gewürdigt ist, bald seinen Stammesgenossen das heilige Evangelium bringen zu dürfen. Er wurde erst vor einigen Monaten zum Priester geweiht und muß noch ein Jahr im Seminar bleiben. Recht dankbar ist er, wenn die lieben Leser ihn in ihr frommes Gebet einschließen würden, denn er möchte gerne ein guter Seelenhirt werden. Nach dem feierlichen Hochamt war eine Prozession mit dem Allerheiligsten, welches vom hochwürdigen Pater Rektor aus dem nahen Priesterseminar, umgeben von seinen schwarzen Priestern und Priesteramtskandidaten, durch die festlich geschmückten Wege der Klosteranlagen getragen wurde. Die wohlgeordnete Prozession bot einen erhebenden Anblick.

Am anderen Tag hieß es für uns wieder: „Schnüre dein Bündel und zieh' in die Ferne.“ Würdige Mutter wollte nämlich Lourdes und Emaus

befuchen. Ich möchte euch alle nun recht herzlich einladen, uns auf dieser Reise zu begleiten. Koffer und Köfferchen, Schachteln und Dosen sind eingeladen. Die große Mamma von Europa darf doch nicht mit leeren Händen kommen. Eine Kleinigkeit, verbunden mit einem lieben Wort und freundlichen Blick, macht die guten Leute hierzulande schon überglücklich. Nun wird eingestiegen und in möglichster Schnelligkeit geht es bergauf, bergab, über die Umzimkulubrücke und über einen fünf Kilometer langen steigenden Weg, der um und über den Umzimkuluberg führt. Der Umzimkulufuß bildet die Grenze zwischen der Natal- und Cape-Provinz. In einigen Stunden hatten wir Emaus erreicht. Wir stiegen eben aus und begrüßten den guten Heiland und unsere Schwestern, welche sich sehr freuten, Würdige Mutter wiederzusehen. Doch war hier nicht unseres Bleibens. Wir mußten weiter bis Lourdes, aber nicht nach Frankreich. Auf dem Rückweg wollte Würdige Mutter länger in Emaus verweilen. Das tröstete die guten Seelen, die schon so lange auf den Besuch unserer Generaloberin gewartet hatten. Gegen 5 Uhr kamen wir in Lourdes an. Mit dem altbekannten Alarmsignal fuhren wir vor das Schwesternhäuschen. Da auf einmal, was war das? Erschreckt schauten wir nach links und nach rechts. Eine aufsteigende Rauchwolke löste das Rätsel. Lachend sagte eine von den herbeigeeilten Schwestern, unser Induma (Bruder Schaffner) hat Böllerschüsse losgelassen. Auf einen Empfang mit Böllerschüssen waren wir nicht gefaßt. Aber es ist alles möglich. Erst machten wir dem höchsten und größten Herrn in der nahen Kirche einen Besuch. Bei der abendlichen Rekreation wurden dann



Würdige Mutter Generaloberin mit Waisenkindern von Mariannhill

Photo: Archiv

alle aufgetragenen Grüße ausgerichtet. Es gab ein Hin- und Herfragen nach all den guten Bekannten in Heilig Blut und in der Heimat. Unermüdllich erzählt Würdige Mutter ihren Kindern, die sie so selten um sich geschart sieht, und beantwortet die unzählig gestellten Fragen immer mit derselben Geduld und Liebe. Des anderen Tages besichtigten wir die große Missionsstation. Lourdes ist nämlich eine der ersten Gründungen unsers Stifters. 1938 feiert man hier das 50jährige Gründungsjahr. Die große, geräumige Kirche ist doch nicht imstande, die fast 9000-köpfige Christengemeinde zu fassen. Sie ist in Kreuzform gebaut. Das Hauptschiff ist für die Eingeborenen, rechts und links befinden sich kleine Kapellen für die ehrwürdigen Brüder und für die Schwestern. Ungefähr 200 Zöglinge werden hier erzogen. Unsere Schwester Ludovika betreut mit mütterlicher Sorgfalt die Kinder von der Station und veranstaltete mit ihren lieben Kleinen der Würdigen Mutter einen herzlichen Empfang. Acht eingeborene Professschwestern teilen mit unseren Schwestern die Arbeit. Eine von diesen Schwestern ist in der Schule und die andern sieben helfen unseren guten alten Schwestern bei allen Arbeiten. Es sind gute, brave und willige Kinder. 14 Weiber haben hier auch ein Heim gefunden. Eine alte Missionslehrerin, unsere Schwester Heriberta, gibt die Katechesen. Zu ihren Füßen sitzen nun Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, die vor der Heirat stehen, und lauschen ihren Worten. Es ist auf allen Stationen so eingerichtet, daß diese Leute, besonders wenn sie weit von der Mission entfernt sind, vor der Taufe 2—3 Monate auf der Station wohnen bleiben. Sie haben dann jeden Tag ihre bestimmten Unterrichts- und Arbeitsstunden. Einen ganz überwältigenden Eindruck macht in Lourdes der sehr große Friedhof, den unsere gute, unermüdlige Schwester Reginalda in bester Ordnung hält. Hier ist die Friedensstätte mit Kreuzchen besät. Ungefähr 1460 Erwachsene harren hier auf den Jüngsten Tag, und 1600 kleine Kinder, die in der Taufunschuld dahinstarben. Ein Schauern und ein tiefes Ehrfurchtsgefühl überkam einen unwillkürlich in dem Gedanken an das große Werk unseres seligen Vater Stifters. Wenn die hochwürdigen Patres und unsere Schwestern nicht mehr getan hätten, als diesen Kindern den Himmel geöffnet, wäre das nicht hinreichend gewesen, die beiden Genossenschaften ins Leben zu rufen? Freuen wir uns und danken wir Gott, daß wir der großen Gnade gewürdigt wurden, dieser Genossenschaft anzugehören.

Die Missionsstation Lourdes gehört in die Cape-Provinz. Hier dürfen keine weißen Lehrkräfte in den Volksschulfächern unterrichten, weil schon so viele Eingeborene diese Befähigung haben. Es soll hier aber eine Hoch- und Industrieschule (Haushaltungsschule) errichtet werden. Dafür sollen dann unsere Schwestern ihre Kräfte zur Verfügung stellen. In der ganzen Cape-Provinz, also auch in Lourdes, wird in der Kosa-Sprache unterrichtet. Die hiesige Bevölkerung gehört zu dem Amabatqua-Stamm. Derselbe ist eine Abzweigung von den Zulus. Sie kommen meistens zu Pferd, ab und zu sogar die Frauenspersonen.

Hier ist europäisches Klima. Es gedeihen sämtliche Obst-, Gemüse- und Getreidearten wie daheim. Apfelsinen und Zitronen wachsen ebenfalls, vorzüglicher wohl in St. Leonhard, eine halbe Stunde entfernt, wo ein Vater und vier Brüder sind. Die nahen Urwälder, Julwa, Myembe und Mazeka liefern reichlich Nutz- und Brennholz. Der Scabanefluß spendet die nutzbringende Flüssigkeit. Für Leib und Seele ist genügend

gesorgt. Wie uns eine Schwester, die den Anfang hier mitgemacht hat, erzählte, war beim Beginn gar nichts vorhanden. Ja, unsere guten Missionspionierinnen haben die Nestchen gemacht, und wir jungen Leute kommen nun und genießen die Frucht ihres mühevollen Schaffens und Ringens. Mit einer dankbaren Ehrfurcht muß man zu ihnen aufschauen.

Wie alles vergeht, so vergingen auch wieder allzusehnell die gemüthlichen Stunden des frohen Zusammenseins mit unseren Schwestern in Lourdes. Es hieß wieder Abschied nehmen und weiterziehen. Am 12. Juni war es, wo wir nun in Emaus, der letzten Heimat unseres Stifsters sel., ankamen. Nach der Besichtigung des Allerheiligsten und der Begrüßung unserer Schwestern nahmen wir eine kleine Stärkung. Dann ging es den Kreuzberg hinauf, das bittere Leiden unseres lieben Heilandes



Missionsstation Emaus

In der Mitte ist das Kirchlein, ohne Thürmchen. Das Häuschen mit der Veranda ist das Rektorat; wo das helle Fenster ist (keine Gardinen vorgezogen) ist das Zimmer, in dem Vater Stifter gestorben ist. Das andere Haus ist die Wohnung der Schwestern. (Photo: Archiv.)

betrachtend. Der Weg ist steil und recht steinig, zum Teil bilden dicke Steine kleinere und längere Treppen. Noch in seinen letzten Lebensjahren ist unser Vater Stifter sel. unter der Führung unserer guten Schwester Angela täglich diesen steilen Kreuzweg gegangen. Es war uns, als wenn wir an einer Wallfahrtsstätte weilten. Alle haben wir in unser armes Gebet eingeschlossen. Das Herz einer Missionschwester soll ja die ganze Welt umfassen. Dieser Kreuzweg wurde von unserem Vater Stifter sel. eigenhändig angelegt, die dicken Steine behauen und an den rechten Platz befördert. Das war wirklich eine schwere, mühevollen Arbeit für den alten ehrwürdigen Priestergreis und zeugt von seiner starken Willens- und Tatkraft. Die zwölfte Station, ein schönes, großes Kreuz, das schon von weither sichtbar ist, ziert die Spitze des Berges. Der rotblühende Aloe, mit dem der ganze Berg besät ist, lugt zwischen den großen Steinen und schroffen Felsen hervor und gibt dem Ganzen einen herrlichen, malerischen Anblick. Die Christengemeinde zählt ungefähr 5000 Seelen. Der hochwürdige Vater Missionar hat fünf

Außenstationen zu betreuen. Einen Sonntag im Monat müssen unsere Schwestern auf die heilige Messe verzichten, weil der hochwürdige Herr zu weit fort muß. An den anderen Sonntagen kommt er zwischen 10 und 11 Uhr von den Außenstationen zurück und diniert dann in Emaus. Wenn die Sonntagsmesse ausfällt, hält der Katechet eine Andacht, verbunden mit einer Ansprache an die Gläubigen. Die Kirche ist dem heiligen Franz Xaver geweiht, und wurde von unseren Schwestern unter der Leitung unseres Vater Stifters sel. gebaut; ebenfalls das Schwesternhaus und der große Stall. Auch stellten sie die Bauziegel selbst her. Schwester Pacivika in Lourdes erzählte uns noch davon. Sie und Schwester Laurentia in Zell sind noch die einzigen, die noch am Leben sind. Bei dem Aufstand des Amabatqua-Stammes verkleidete sich, wie ja schon bekannt ist, unsere mutige Schwester Laurentia als Bruder Lorenz und führte ein Ochsengepänn mit den Flüchtlingen und mit Lebensmitteln nach Mariathal. Der hochwürdige Vater Stifter und ein Bruder machten die Flucht zu Pferd. Ein Eingeborener namens Paulus hütete die Missionsstation. Dieser treue Mann lebt heute noch und besuchte auch die Würdige Mutter. Er erzählte gar manches vom guten Vater Franz, der ihm ja die heilige Taufe und auch das Sakrament der Ehe gespendet hat. Bei seinem Tode war er auch zugegen. Sein krauses Haar schmiegt sich wie kleine silberne Wölkchen um seinen Scheitel und gibt dem guten Alten ein ehrfurchterweckendes Aussehen. Mit kindlicher Freude nahm er von unserer Würdigen Mutter einige kleine Geschenke an. Alle, die unseren Vater Stifter gekannt haben, können ihn nicht vergessen, so auch unser guter Paulus. Er erzählte auch von unserer lieben Schwester Edmunda, die damals in Emaus die Küche versorgte, und heute noch mit 74 Jahren in Citoaur. Ein dankbares Herz vergißt nicht so leicht empfangenes Gute. Die Missionsstation Emaus wurde 1894 gegründet. Das jetzige Refektor der Schwestern war das erste Kapellchen. Dann baute man ein kleines Kirchlein, was aber später vergrößert wurde. Wegen der immer zunehmenden Christengemeinde wurde ein neuer Kirchenbau geplant, der aber bis heute noch nicht durchgeführt werden konnte. Beiliegende Bilder zeigen euch die Kirche, das Rektorat und das Klösterchen. Das Rektorat, in welchem unser hochseliger Vater Stifter starb, wurde von den ehrwürdigen Brüdern gebaut. Die erste Hütte (Abtswohnung) ist leider nicht mehr vorhanden. Solange sie bestand, haben unsere durchreisenden Schwestern mit Vorliebe darin übernachtet. Das Sterbezimmer und die geheiligten Räume, die seine leibliche Hülle beherbergen durften, haben wir eingehend besichtigt. Unseren lieben Verstorbenen auf dem Friedhof machten wir hier, wie auf allen anderen Stationen, auch unseren Besuch. Es gibt wohl keine Station, wo nicht die eine oder andere, oder gar mehrere Schwestern ihr Leben dem Dienste Gottes und der Mission opferten. In Emaus unterhält und schmückt man auch zum treuen Andenken an den teuren Verstorbenen eine kleine Grabstätte beim großen Friedhofskreuz. Wie schön ist doch die Treue und Dankbarkeit!

Nun habe ich für heute genug erzählt. Nächstens geht es nach Otting und Mariahilf. Wer Reiselust hat, ist herzlich eingeladen.

(Fortsetzung folgt.)

5

Blutrote Rosen oder Jungfrau und Märtyrin

Von Schw. M. Engelberta

In stiller Nacht, wenn der Lärm des Außenlebens verhallt ist und der himmlische Tau wie Tränen herniedersinkt, — dann wachen die Blumen auf den Gräbern auf und halten heimliche Zwiesprache miteinander. Was anders werden sie besprechen, als das Schicksal jener, über deren irdischer Hülle sie blühen.

Still war es, so totenstill zwischen den lautlosen Zypressen; nur hie und da flüsterte eine Lanne im Wind. Ein Missions-Gottesacker ist es, fern in Südafrika, nahe an dem Ufer des rauschenden Umzimkulustusses.

Im Geiste weile ich soeben auf diesem Friedhofs, bin so oft dort gewandelt unter den Gräbern unserer lieben, in Gott verstorbenen Christen und Schulkinder. In weiter Ferne, mit geschlossenem Auge, aber hell sehend in der Erinnerung, kann ich diese wohlbekanntnen Hügel selbst im Mondlicht erkennen.

Blumen aller Art blühen dort und ein feiner Duft schwebt in der Luft, besonders von jenem Grabe, das mir am liebsten ist an dieser Stätte des Todes.

Ob dies Grab in Wirklichkeit noch immer so schön und wohlgepflegt ist, so wie ich es im Geiste schaue, denn es sind seither viele Jahre verflossen, und ob die blutroten Rosen noch immer blühen? Wie groß muß wohl der Strauch geworden sein, den ich selber einst mit Hilfe einer lieben Mitschwester auf den Hügel pflanzte? — O, gewiß, wer würde jenes Grab je vergessen. Lauter blutrote Rosen, große und kleine Knospen zittern am grünen Strauch dort an der Friedhofsmauer; und an jedem der Blumenherzen hängt es wie eine weiße, glitzernde Träne. Über dunklen Zypressen erhebt sich des Mondes Silberkugel und beleuchtet hell das große weiße Holzkreuz. Zwei Namen stehen darauf: „Nokukanga — Ursula“. Die blutroten Rosen schlingen sich um diese Namen.

Die hier ruht, ist eine Jungfrau und Märtyrin. Von Leid und Schmerz erzählen sich die blutroten Rosen: Nur Leid und Schmerz und einen grausamen Tod hatte das Leben der jungen Schläferin da unten gebracht. Ihr heidnischer Name war „Nokukanga“ d. h. in der Zulusprache die Leuchtende, aber ihr Leben war von schaurigem Dunkel umhüllt; jedoch nach dem Tode schwebte eine leuchtende Doppelkrone über ihrer sterblichen Hülle.

Wann es war, welche Jahreszahl, kann sich wohl der alte Rosenstrauch nicht mehr genau erinnern, aber es muß 1903 auf 1904 gewesen sein, als dieses Grab gegraben und diese blutroten Rosen darauf von liebenden Händen für die arme Nokukanga gepflanzt wurden.

Erzähle, erzähle, neigen sich flüsternd die frischen Rosenknospen dem alten Stamme zu, und selbst die anderen Friedhofsblumen, ein nahes Grab, ganz bedeckt mit gelben Himmelschlüsseln, horchen andächtig der Leidensgeschichte dieser Jungfrau und Märtyrin.

Es war einmal, so fangen alle Geschichten an, ein schönes Zulumädchen; hoch und schlank gewachsen wie eine Edeltanne, stark und gesund, frisch wie ein sprudelnder Gebirgsquell, mit einem bronzefarbigem Gesicht, ziemlich hell, deshalb wohl nannten die Eltern das Kind Nokukanga, die „Leuchtende“. Sie hatte ein paar glänzende Augen, groß wie schwarze Sammetkirshen.

Geboren war sie im Basutoland, fern von hier, und als sie aus ihrer

Heimat entflohen war und hierher auf die Mission am Umzinkulu kam, hatte das arme Mädchen oft und viel geweint, denn unfägliches Heimweh nach den Heimatbergen, nach der lieben Mutter, hatten Nokukanga förmlich krank gemacht.

Ja, warum ist sie nicht zurückgekehrt, sind denn im Basutolande nicht auch schon katholische Missionen wie hier gewesen? — Ja, gewiß, aber Nokukanga entfloß einem traurigen Lose.

Ein mächtiger, alter Häuptling, der schon mehr als 40 Frauen hatte, wollte Nokukanga zum Weibe nehmen und hatte 25 Ochsen, 3 Pferde, 20 Ziegen und viele Schafe für sie ausgezahlt.

Nokukanga aber wollte nicht, ihr heidnischer wilder Bruder aber zwang sie gewaltsam dazu.

Eines Tages wurde Nokukanga gefesselt und von mehreren Burschen gewaltsam zu dem Häuptling gebracht und sollte bis zum Hochzeitsfeste in einer Hütte allein eingesperrt und festgebunden werden. Nokukanga wehrte sich, weinte und flehte die Burschen um Erbarmen an, diese aber mußten den Willen des Häuptlings vollführen, sonst hätte es ihnen das eigene Leben gekostet.

Ein Jüngling aber, mit welchem Nokukanga aufgewachsen war und welcher das Mädchen insgeheim liebte, hatte Erbarmen und lockerte ihr die Fesseln an Händen und Füßen, ohne daß es die anderen Burschen merkten, und so konnte sich Nokukanga mit ihren elfenbeinweißen Zähnen die Stricke leicht aufbeißen und sich von dem Pfosten, an dem sie in der Hütte angebunden war, losmachen. Wie aber aus der Hütte kommen? — Sie suchte nach einem Eisen, fand solches und machte sich ein Loch durch die Wand der Hütte; so entfloß sie bei finsterner Nacht und fand Zuflucht und Aufnahme auf der Missionsstation am Umzinkulu, weit, weit vom Basutoland entfernt. Nach ungefähr acht Tagen suchten sie ihre Verfolger, vom Häuptling ausgesandt, auch in der Mission hier. Nokukanga aber hielt sich gut verborgen, und der tatkräftige Pater Missionar, die Heiden nannten ihn Masastele, d. h. der tief in die Augen schaut, — denn er trug eine Brille —, jagte die wilden Männer, welche sehr großen Lärm schlugen, fort, mit der Drohung des Gerichtes usw. Sie gingen unverrichteter Sache heim, bekamen Nokukanga nicht zu sehen. Allem Anschein nach schien die Sache erledigt; der Häuptling war ja schon alt und war reich genug, sich wieder eine andere „Schöne“ zu kaufen.

Nokukanga war ein sehr braves, intelligentes Mädchen, lernte fleißig in der Schule und war geschickt in allen häuslichen Arbeiten, so daß sie alle Missionschwestern sehr liebten. Meist war sie in Küche und Haus auf der Station beschäftigt; man fürchtete, das Mädchen aufs Feld und in den Garten zu schicken, weil es ja zuweilen vorkam, daß solche, dem elterlichen Kraale entflohene Mädchen gewaltsam geraubt, oft geprügelt und so fortgetrieben wurden.

Nokukanga bereitete sich auf die hl. Taufe vor, zeigte ein großes Verlangen nach derselben, und da sie doch schon zwischen 18—20 Jahre alt war, sollte sie auch nicht zu lange auf dieselbe zu warten brauchen, versprach ihr der hochwürdige Pater Missionar.

So war fast ein volles Jahr in stillem Frieden für das Mädchen verfloßen. Nur Heimweh, hauptsächlich nach der Mutter, quälte sie und die gute Schwester, die Kinder nannten sie Ingelosi, d. h. Engel, tröstete sie dann immer recht liebevoll in der Schule.

Es nahte der Monat November, in welchem auf der Missionsstation, welche einen großen Obstgarten besaß, die Orangen reiften. Nahe der Kirche befand sich ein schönes Orangenwäldchen und tagtäglich ging eine Missionschwester mit den kleinen Schulmädchen dorthin, die reifen Orangen abzupflücken und heimzubringen.

Nokukanga, als die einzige Große, ging mit, um auf die Bäume zu klettern und für die Kleinen die Früchte herabzuwerfen, und half der Schwester bei dieser Arbeit. In Körben trugen dann die Kinder die reifen Orangen nach Hause. Es war das Wäldchen bloß 5 Minuten von der Missionsstation entfernt. Eine breite Straße führte durch dasselbe, und wurde viel begangen.

Tag für Tag ging die Schwester Gärtnerin mit den Kindern und Nokukanga dahin. Nach etwa 10 Tagen waren die Orangen alle sorgfältig abgepflückt. Sie waren eine Einnahmequelle für die Station und wurden verkauft. Eines Tages, am letzten Erntetag, ereignete sich etwas ganz Schreckliches.

Es war Mittagszeit. Um einhalb 12 Uhr kamen die Schwester und die kleinen Mädchen mit den Früchten heim. Nokukanga war nicht dabei. Auf die Frage ihrer Schulschwester, wo Nokukanga sei, sagten die Kleinen, sie sei etwas zurückgeblieben, müsse aber bald nachkommen. Als sie aber nicht so bald kam, sandte Schwester Lehrerin ein Mädchen zurück, nach ihr zu schauen.

Welch ein Schreck! Das nachgesandte Mädchen kam sofort zurück mit fast wahnsinnigem Entsetzen im Auge und brachte nur in unzusammenhängenden Worten heraus, daß Nokukanga mit abgeschnittenem Kopfe, der aber noch zum Teil fest hängt, in ihrem Blute liege, am Bachesrand im Orangenwäldchen nahe der offenen Straße. Sie hat sich selber den Hals abgeschnitten, sagte das Mädchen, denn sie habe ihr eigenes Taschenmesserchen neben ihr im Blute liegen gesehen. Ja, in ihrem Blute, wie blutrote Rosen, schien der Wind zu seufzen und dunkle Rosenblätter fielen hernieder. Ging's nicht wie ein Achzen durch die Natur. Wie herzlos, sagte der schlichte grüne Esen auf dem Nachbarshügel. Sie hatte doch ein gutes Herz und nie jemand etwas zuleide getan. Deshalb umranken wir auch dies alte Holzkreuz, das schon so lange keine Farbe mehr zeigt, und an dem der Regen den Namen abgewaschen hat.

Nun weiter, drängten die kleinen Knospen den alt-ehrwürdigen Rosenstock. Ein kühler Nachtwind wehte, der Mond versteckte sich für einen Augenblick, als verhülle er in stiller Trauer sein Angesicht.

(Schluß folgt.)

8

Ein Tag auf hoher See Ein Ausschnitt aus dem Reisebericht. Von einer Missionschwester erzählt

Sine stürmische Nacht. Die See ging hoch. . . Heulend brauste der Wind über die breiten Wassermassen dahin und peitschte die Wellen, daß sie mit lautem Getöse gegen die wetterfesten Schiffswände schlugen. Bald nach links, bald nach rechts, bald nach oben, bald nach unten — so kommandierten diese rohen Wassergefellen unser Schifflein zum größten Unwillen der vielen hundert Passagiere, die vergebens ihr Nachtlager aufgesucht hatten. Wie lang schien ihnen heute doch die Nacht! — Aber wie auf Regen Sonnenschein folgt,

so begrüßte uns nach dieser langen, bangen Nacht ein vielverheißender Sommertag. — Ehe der erste Sonnenstrahl uns erreichte, waren wir schon auf Deck, um dem Schöpfer unsern Morgengruß zu entbieten und uns aufs neue unter den Schutz der „*Maris Stella*“ zu stellen.

Allmählich färbte sich der östliche Himmel glutrot, und schon bald darauf hob sich der feurige Sonnenball über die endlosen, nun ruhig daliegenden Wassermassen empor. Wie ein mächtiger Riese stieg sie auf und übergieß die ganze Natur mit glitzerndem Gold. Jede kleine Wasserwelle bemühte sich förmlich, all ihren Glanz in sich aufzunehmen. Ein herrliches Naturschauspiel! — Oben tiefblauer Himmel, vor unseren Füßen ausgebreitet eine schillernde Goldfläche, darunter eine schwindelnde Tiefe. Unwillkürlich stieg aus unseren Herzen eine Dankeshymne zum Schöpfer empor, der sein Werk mit so verschwenderischer Schönheit bekleidete. So gestaltete sich diese Morgenstunde für uns zu einer würdigen Vorbereitung auf die heilige Handlung, die nun folgte.

Wir begaben uns ins Kinderzimmer. Dank den Bemühungen des Raffaels-Bereins, der für eine, den Verhältnissen angepasste Altareinrichtung reichlich sorgte, hatten wir das große Glück, auf dem Schiff dem heiligen Meßopfer beizuwohnen. Es war ein erhabener Augenblick, als der Schöpfer Himmels und der Erde bei der heiligen Wandlung auf den Altar herniederstieg. Es war das erste Mal auf diesem neuen Ozeandampfer und für uns, die wir tiefgläubig um den Altar knieten, sicher ein unvergeßliches Ereignis. Bei der heiligen Kommunion holten wir uns Kraft und Mut für den kommenden Tag und für die bevorstehende, opferreiche Missionsarbeit, die wir nun bald unter der heißen Afrikasonne beginnen sollten. Der Herzensfriede und das Glück, die uns beseelten, ließen uns den Abschied von der teuren Heimat und all die damit verbundenen Opfer vergessen.

Noch herrschte überall die große Ruhe der frühen Morgenstunden; plötzlich erklang ein helles Trompetensolo über das weite Meer und weckte all die müden Schläfer zu neuem Leben auf. Da wurde es bald munter auf dem Deck, und ein Begrüßen und Erzählen gab's, als hätte man sich seit Jahren nicht mehr gesehen. Unter demselben fröhlichen Geplauder nahmen die Passagiere das Frühstück ein, zu dem des Stewards Glöckchen mit überlautem, schrillum Ton einlud.

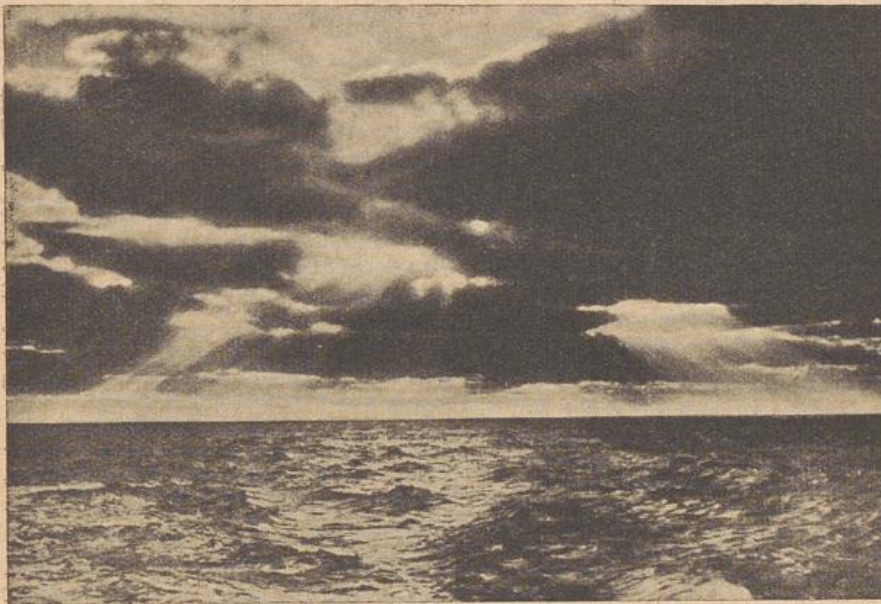
Immer höher stieg die Sonne, und wie goldene Feuerflämmchen trafen uns ihre Strahlen. Doch die rasende Geschwindigkeit des fahrenden Schiffes ließ uns durch den beständigen Luftzug die Hitze nur wenig fühlen. Dazu gab es heute manche Abwechslung. Die Kommandobrücke war zur Besichtigung frei.

Mit dem Stolz eines Seefahrers zeigte und erklärte uns der Kapitän die ganze Einrichtung der Brücke bis in die Einzelheiten hinein. So das Steuerrad; dasselbe wird jedoch nur selten gebraucht, da das Schiff durch einen elektrischen Magneten, ohne besondere Steuerung den einmal bestimmten Kurs einhält. Sollte es jedoch infolge von Sturm oder Meeresströmungen seine Richtung verlieren, dann wird vom Steuerrad Gebrauch gemacht. Am meisten interessierte uns eine ganz neuzeitliche Einrichtung, in der die Technik ihre höchste Entfaltung findet. Dringt einmal Wasser in einen bestimmten Raum des Schiffes oder bricht plötzlich irgendwo Feuer aus, so erhält der Steuermann hier oben durch ein elektrisches Signal und darauffolgendes Aufleuchten der Kammernummer in einem aufgestellten Apparat Kenntnis davon und

im selben Augenblick kann der betreffende Raum von oben aus wasserdicht abgeschlossen werden, so daß die anderen Räume verschont bleiben. Im Falle von Feuerausbruch wird Kohlenensäure an die Unglücksstelle geleitet und damit sofort weiterer Schaden verhindert.

Ganz befriedigt in unseren Erwartungen und mit vielen neuen, wissenschaftlichen Eindrücken bereichert, stiegen wir wieder im Gänsemarsch die schmale Treppe hinunter.

Eine große Menge Passagiere hatte sich auf Deck eingefunden, die alle nach einer Richtung ausschauten. Nach der Ursache fragend, erhielten wir die Antwort, daß in wenigen Minuten das deutsche Schwesterschiff „Pretoria“ passieren würde. Schon wurde am oberen Teil des Dampfes die deutsche Fahne gehißt und die Schiffskapelle stimmte einen Be-



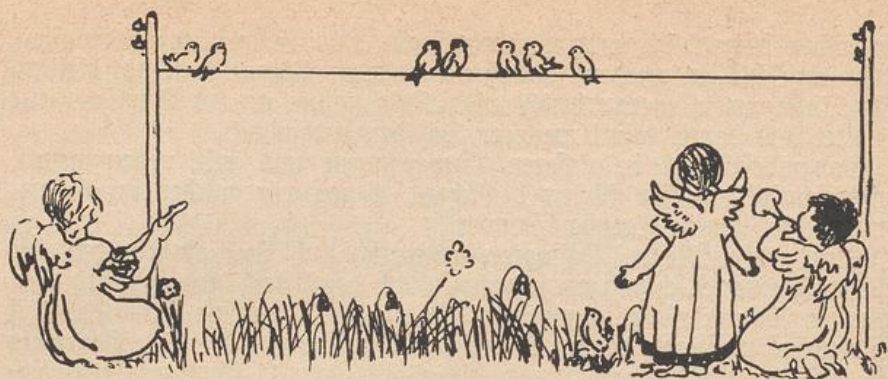
Ein Stimmungsbild: Sonnenuntergang auf der See

Photo: Archiv

grüßungsmarsch an. Da sahen wir auch schon das Schiff sich nähern. Ein Hallorufen und Grüßen hinüber und herüber. Ganze Ladungen Grüße für die Lieben in der deutschen Heimat wurden mitgeschickt. —

Auch dieser schöne Tag neigte sich dem Ende zu. Nicht weniger herrlich als der Sonnenaufgang am Morgen gestaltete sich der Sonnenuntergang. Im fernen Westen färbte sich der Himmel noch einmal glutrot. Leuchtend sank die Sonne ins Meer hinab und schon nach wenigen Minuten breitete die Nacht ihre Fittiche aus. Für den Nordländer, der an die stundenlange Dämmerung gewöhnt ist, ist dieses plötzliche Hereinbrechen der Dunkelheit sicher etwas Außerordentliches. Wir zogen uns still in einen Teil des Deckes zurück und betrachteten von dort aus die Wunder des tropischen Sternenhimmels. Zum ersten Male erblickten wir das viel besprochene „Kreuz des Südens“. — Mit einem innigen Dankgebet gegen Gott für diesen schönen Tag zogen wir uns in unsere Kabinen zurück.





F ü r d i e K i n d e r

Das zahme Rhinoceros und die treuen Büffel

Von Schw. M. Engelberta

Na, das ist aber wieder mal eine Aufschrift, ein vielversprechender Titel. Was die Afrikatante nicht alles weiß, werden unsere lieben Leser denken; ja freilich, man ist nicht umsonst so viele Jahre in Afrika, und wenn jemand eine Reise macht, dann kann er was erzählen. Also, nicht viel Umschweife machen, denn die kleinen Missionsfreunde sind neugierig, und ein so fettes, plumptes, gerade nicht so gescheites Rhinoceros ist doch wahrlich interessanter als dem Hansi sein Dackel, oder dem Toni sein Pudel, wenn er auch noch so gescheit ist und sogar in den Kaufladen mit dem Körbchen im Maul geschickt werden kann, um „Würste“ einzukaufen, ohne sie zu fressen. Freilich, das wäre schon ein hartes Kunststück für so einen armen Pudel, wenn er den angenehmen Duft der Würste in seiner feinen Hundsnase tragend, dieselben unverfehrt heimbrächte, wo ihm natürlich noch dazu alle Nachbars- und Straßenhunde nachliefen. — Na, das Bild muß man sich vorstellen, dann kann man sich's ausdenken — aber unser Rhinoceros ist der gescheite Pudel doch noch nicht, denn unser Kifaro, so ist sein Name, lief einem jeden nach, besonders aber seinem Herrn, dem Pater Missionar, wenn er ihm nur die große, volle Milchflasche vor die Nase hielt.

Der Pater hatte es aufgezogen; ein Eingeborener hatte es als winzig kleines Baby, es war erst so groß wie ein großes Kalb, in der Wildnis gänzlich verwaist gefunden und auf die Mission in Rombo gebracht, und da lebte es und wuchs unter den Kindern auf, lief auch der Schwester Lehrerin wie seiner Mutter nach und wurde natürlich mit der Milchflasche groß und immer größer.

Der Pater Missionar wollte von dem lieben Tierchen, war's doch schon so groß wie ein Riese, aber dumm wie ein Baby, auch einen Nutzen für die Mission haben und hat es an „Hagenbeck“, den berühmten Menageriebesitzer, verkauft.

Wie aber das Riesenbaby nach Tanga in die Hafenstadt bringen, das war eine andere Sache. Wenn Kifaro auch groß und wild aussah, so daß alle Passanten scheu zur Seite wichen, so war es doch ganz harmlos wie das unschuldigste Baby von der Welt. Die Sache des Transportes wurde gar nicht so schwer, wie es den Anschein hatte. Der hoch-

würdige Herr Pater setzte sich in sein Wägelchen, welches abwechselnd immer zwei Burschen fuhren, und der Pater hielt die Milchflasche hinter sich und siehe da, ganz wie selbstverständlich folgte ihm Kisaro schön nach, über Berg und Tal, durch Flüsse und Sümpfe, auf guten und schlechten Wegen, durch die wilde Steppe als auch auf luftigen Berg-
halden, bis sie wohlbehalten nach Tanga kamen, wo Kisaro glücklich eingeschifft wurde, samt seiner gewohnten Milchflasche, welche ihm nun ein Matrose vorhielt, und ihm hinter den zarten Ohren kratzte und mit seinem süßen Namen Kisaro, das heißt Rhinozeros, nannte. Soll glücklich angekommen sein, auf dem Schiffe viel Spaß gemacht haben, und ob ihn sein Herr Pater aus Kombo in Ostafrika bei seiner späteren Europareise bei Hagenbeck besucht hat, habe ich leider nicht in Erfahrung gebracht.

Nicht so fröhlich und harmlos wie das „zahme Rhinozeros“ ist die wahre Begebenheit der zwei treuen Büffel.

Auf einer Missionsstation in Ostafrika hatte man zwei kleine Büffel aufgezogen, und zwar waren dieselben sehr an eine junge mutige Schwester gewöhnt, welche furchtlos selbst des Nachts sich hinauswagte, wenn die Hunde anshlugen, die sehr böse waren. Ihr jedoch taten sie nichts zuleide, sondern liefen mit ihr. So auch die beiden Büffel, welche große, mächtige Tiere wurden und ihr gerne folgten und aus der Hand Futter nahmen.

Es kam die traurige Zeit des Weltkrieges und die Ausweisung der Deutschen aus Ostafrika. Auch mit den Missionaren und Missions-
schwestern konnte keine Ausnahme gemacht werden. Die englischen Soldaten standen da, und die Schwestern mußten sich bereit machen, ihnen zu folgen.

Als ob die klugen Tiere, die treuen Büffel, verstanden, um was es sich handle, gingen sie mit ihrer Pflegerin rechts und links von ihr, nahmen sie gleichsam wie schützend in ihre Mitte.

Es war ein ergreifender Anblick für alle, und es gelang niemand, die mächtigen Büffel, welche Miene machten, wild zu werden, von der Schwester wegzutreiben, nur ihr gehorchten sie willig, und es blieb ihr nichts anderes übrig, als sie an einen Ort zu führen, von wo aus es den Soldaten gelang, die beiden Büffel totzuschießen. Die gute Schwester jedoch sah mit blutendem Herzen ihre treuen Schützer fallen.

So kann man sehen, wie selbst so wilde, bössartige Tiere, wie die Büffel, von Natur aus sind, sich zähmen lassen, wie treu und dankbar sie sein können, und da sollten wir Menschen uns nicht dieser hochedlen Tugenden der Treue und Dankbarkeit beseßigen?!

Mit herzlichem Gruß

die Afrika-Tante.



Die beiden kleinen Betschwesterchen von Himmelberg

Zwei Jahre hatten wir die Heuschreckenplage und alles, was grün ausschaute, wurde bis zum Kumpf abgenagt. In einer Stunde wurden blühende Mais- und Bohnenfelder dem kahlen Erdboden gleichgemacht. Die Not war groß, da diese Tiere alles aufzehrten, und niemand konnte es ihnen wehren als der Allmächtige, der ihnen den Weg zeigte. Im dritten Jahre blieben sie aus; wohin sie gezogen, niemand weiß es, aber eine neue Sorge lastete auf der armen Bevölkerung. Es kam eine

große Trockenheit, so daß niemand pflügen und die Felder bestellen konnte. Sorgenvoll schauten wir zum Himmel und nach den Wolken, aber der ersehnte Regen blieb aus und die Pflügezeit war schon vorüber. Viele Kinder kamen zur Schule, wo sie doch noch satt zu essen bekamen. Vielen aber mußte man die Aufnahme verweigern, da die Mission selber Mangel litt. Die Not wurde immer drückender, die Zahl der Kinder mußte vermindert werden. Unsere zwei Sängsten wurden in die Kirche geschickt, um Regen zu erbeten, sonst müßte man sie auch heimschicken. Es war rührend anzuhören, wie die zwei Kleinen ihre Bitten dem lieben Gott vortrugen. So laut es nur ihre Stimmchen erlaubten, hallte es in der Kirche: „Unkulunkulu sicela imvula funa sigodukiswa.“ „Lieber Gott, wir bitten um Regen, sonst werden wir heimgeschickt.“ Ein und dasselbe Gebet, bis sie müde waren, zwei- bis dreimal während mehrerer Tage hindurch, brachte ihnen die Namen Betschwestern ein. Das Gebet der Kleinen jedoch drang durch die Wolken und der ersehnte Regen kam, wir bekamen noch eine gute Ernte und die Kinder konnten bei uns bleiben. Unsere zwei kleinen Betschwesterlein jedoch sind zwei liebe Persönchen. Ist irgendein dringendes Anliegen in der Gemeinde, so müssen diese beiden die Fürbitter beim lieben Gott sein, und sie bringen ihre Bitten mit kindlicher Einfalt dem lieben Heiland dar, denen er nicht widerstehen kann.

5

Plauderedchen

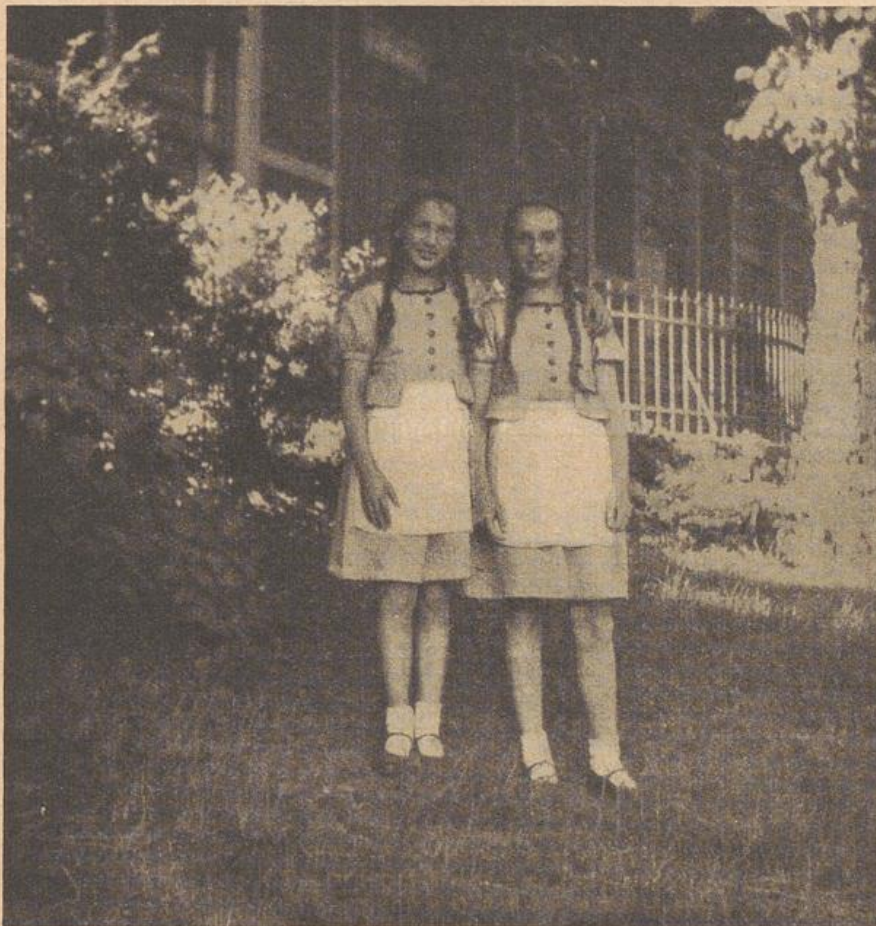
Heut gilt Euch lieben Zwillingen Else und Angela Göke aus Menden, Westf., unser erster Dankesgruß. Ihr habt uns viel Freude bereitet mit Euren schweren 10-Pfund-Paketen Silberpapier. Wie wir aus Euren Zeilen ersehen, wollt Ihr ja dadurch den Heidenkindern helfen. Vielleicht schenkt Euch der liebe Gott dafür auch die Gnade, eifrige Missionarinnen zu werden, wie Eure liebe Schwester Sr. M. Milburga, die schon im fernen Afrika weilt. — Über Euren Eifer, Ihr lieben Kinder aus Leuber, Schlesien, waren wir ebenso herzlich erfreut. Der liebe Gott mehre Eure Missionsbegeisterung und lohne Euer Bemühen. Der schönste Dank liegt ja in den Worten des Heilandes selbst: Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan! Möge es auch Ihnen, liebe Familie Argendorf aus Hannover-Linden, Familie Arb-Becker aus Limbach, Saar, Familie Krause aus Kostenblut, Schlesien, Familie Lenz, Frankfurt, ein immer erneuter Ansporn sein. Ein herzliches „Vergelt's Gott“ und Gebetsgedenken für Ihre wiederholten Sendungen.

Der kleine Franz Breuer, Winnekendonk, verdient noch ein besonderes Lob. Er ist nicht nur emsiger Beförderer der Caritasblüten, sondern auch tüchtiger Stanniolsammler. Ja, lieber Franz, wenn alle Kinder die Missionsarbeit so treu unterstützen würden wie Du, ginge sie sicher noch besser voran. — Thereschen, Margarethen und Emilie Weber aus Lügde sind recht bescheiden. Sie stellten bei ihrem letzten Besuch in Neuenbeken ihr Silberpaket an der Pforte nieder, ohne sich zu melden. Da muß ich Euch hiermit danken für Eure treuen Sammeldienste. Wenn Ihr wiederkommt, stellt Ihr Euch sicher einmal vor?! — In Brügge in Westfalen haben wir ebenfalls einige liebe Missionshelfer. Möge ihnen viel Segen vom Himmel beschieden sein und dereinst eine ganz schöne Himmelskrone!

Und nun will ich Euch noch etwas erzählen:

Klein Annele war ein rechter Wildfang. Klettern konnte es wie ein Bub', und wenn es der Mutter ausriß, konnte es laufen, daß man es

nicht mehr einholte. Es spielte so gern mit den Müllerskindern. Hinter dem Dorf war eine ganz alte Mühle mit einem großen, großen Rad. Das Wasser fiel rauschend von oben nieder und drehte das Rad immerzu. Der Mühle gegenüber stand auf der andern Seite des Baches die Holzschneidehalle mit der gewaltigen Säge. Damit der Müller in der Eile gleich vom Mahlraum zur Säge konnte, war von der einen Türöffnung zur andern ein schmales Brett über den Bach gelegt. Haus- hoch ging's vom Brett hinunter in den Mühlbach, wo auf grünen Steinplatten das Wasser spritzte und schäumte. Den Kindern war



**Die Geschwister (Zwillinge) Elise und Angela Goke aus Menden machen
Wettkampf im Silberpapiersammeln! Wer tut mit?** (Photo: Archiv)

streng verboten, über das Brett zu gehen. Aber gerade, weil es so gefährlich war, reizte das Probieren. Müllers Karl hatte kriechend und krabbelnd und tropfnaß gespriht das schwierige Werk schon fertig gebracht und Annele wollte es ihm eines Nachmittags, als niemand in der Nähe war, gleichtun. Beherzt stieg sie die hölzernen Stufen hinauf, schob sich auf Händen und Füßen auf dem glatten Brett vorwärts bis zur Mitte. Karl, der am Türchen der Mahlstube auf sie wartete, schrie aus Leibeskräften durchs Getöse: Setzt Vorsicht! — Aber da war es schon geschehen: Annele rutschte aus, fiel kopfüber aufs Mühlrad und wurde hinunter in den weißen Schaum auf die Steine geschleudert. Man hatte sie gar nicht schreien hören.

Im gleichen Augenblick kam der Müller in die Mahlstube. Er sah seinen Karl kreidebleich und verstört am Pförtlein stehen, dachte gleich an ein Unglück, sprang hin — und richtig —, da unten im Gischte war etwas Rotes — Anneles Kleid. Mit ein paar Sägen lief der Müller die Steintreppe hinunter in das Wasser, packte Annele, das gerade unter dem Mühlrad lag und sich nicht regte, als ob es schon tot sei; trug es in die Stube auf das nächste Bett. — Nach einigen Minuten niefte Annele ein paarmal recht fest und schlug dann die Augen auf. O, wie war da der Müller froh, und erst recht der Karl. Wenn Annele gestorben, wäre er schuld.

Und was es dem Annele getan? Gar nichts, wirklich nichts! Als seine Kleider trocken waren, führte es der Müller heim zu seiner Mutter. Die war schön erschrocken und weinte vor Freude und Schrecken über ihren kleinen Bösewicht.

Das Annele hat's nachher der Mutter gesagt: Wie ich gemerkt habe, daß ich hinunterfalle, hab' ich grad nochmal an den Schutzengel gedacht. Glaubst, Mutter, der hat mich beschützt. — Ja, klein Annele hat schon früh das „Heiliger Schutzengel mein“ gebetet, und nach dem Unglück hat es das Gebetchen noch viel öfter gesprochen und weit andächtiger als zuvor.

3

Herzlichen Dank

Allen lieben Abonnenten und Wohltätern, die im verflossenen Monat den Beitrag für die Caritasblüten einsandten, ein herzliches Vergelt's Gott mit dem Versprechen des Einschlusses in unsere und der Kinder Gebete.

Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom 15. September bis 15. Oktober gewinnen können: 1. Am Feste der sieben Schmerzen Mariä, am 15. September; 2. am Rosenkranzfest, am 7. Oktober.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft.

So wie der Purpur seinen Wert nicht von der Wolle, sondern von der Farbe hat, in die er getaucht worden ist, ebenso haben unsere Werke ihren Wert nicht von sich selbst, sondern vom Blute des Lammes Gottes. (Hl. Franz v. Sales.)

Gebetserhörung

In meiner langen Krankheit nahm ich meine Zuflucht zum kostbaren Blute unseres lieben Heilandes, zum hl. Josef, zur immerwährenden Hilfe, zum hl. Judas Thaddäus, zur hl. Theresia v. Kinde Jesu und fand Erhörung. Habe Veröffentlichung in den Caritasblüten versprochen. N. N.

Das Totenglöcklein

meldet das Hinscheiden unserer treuen Abonnenten Frau Maria Heinzmann, Frau Katharina Goldfuß, Massenbachhausen; Herrn Josef Temen, Neuhaus; Frau Maria Albert Hoffmann, Frau Anna Haffner-Gergen, Frau Maria Müller-Brust, Saarlautern; Fräulein Lina Stich, Worms, und des treuen Beförderers, Vater unserer lieben Sr. M. Corona, Herrn Bernhard Brieske, Freudensier, Grenzmark.

Zum hl. Schutzengel im Monat September:

Engel Gottes, der Du mein Beschützer bist, dem ich durch Gottes Vaterliebe bin anvertraut worden, erleuchte, beschütze, regiere und leite mich! Amen. (100 Tage Ablass.)

Caritasblüten

Nr. 10

Oktober

1937



Mein Lied dem König!

König bist Du aller Zeiten, aller Völker, aller Welt,
Du, der Schöpfer aller Dinge, hast den Erdkreis festgestellt!
König bist Du aller Himmel, König Du von Ewigkeit!
Dir, dem Herrscher aller Engel, Dir sei heut mein Lied geweiht,
Christus, meinem König!

König bist Du aller Zonen, König voller Majestät,
König aller Wind' und Meere! — Alles, was da wogt und weht,
Alle Ströme, die da rauschen, alle Wolken, die da ziehn,
Alle Sterne, die da funkeln, und dem Tageslicht entfliehn,
Alle Donner, die da rollen über Meer und über Land,
Alle Blitze, die da zucken — alles steht in Deiner Hand!
Jedes Fischlein in dem Wasser, jedes Vöglein in der Luft,
Jeder Käfer in dem Dickicht, jedes Blümlein voller Duft,
Alles preiset Dich, den König, seinen Schöpfer, seinen Herrn, —
Nur der Mensch, der Schöpfung Krone, ach, wie bleibt er Dir
oft fern!

König aller Menschenherzen, zieh sie alle zu Dir hin!
Herrscher über alle Seelen, lenke ihren Geist und Sinn!
König, Lob und Dank sei Dir,
Nimm mich ganz und gib mich Dir!

M. B.



Mutter M. Tertula, unsere Reiseberichterstatterin

Photo: Archiv

Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

(Fortsetzung)

Von Mutter M. Tertula

Der 15. Juni brachte uns ein freudiges Wiedersehen mit unsern Schwestern in Mariahilf. Der Weg dorthin führte uns durch unbekannte Auen; deshalb verirrten wir uns gewaltig. Mutter Provinzialin und unser schwarzer Chauffeur gingen auf die Suche nach dem rechten Weg. Würdige Mutter und meine Wenigkeit hüteten das Fahrzeug. Weit und breit war kein Lebewesen zu sehen. Nach geraumer Zeit überkam uns eine große Besorgnis wegen unserer beiden Kundschafter, die in einem Tale verschwunden waren. Wir spähten und spähten. Auf einmal sahen wir sie zu unserer großen Freude keuchend den Berg heraufkommen. Nun hatten sie den richtigen Weg ausfindig gemacht. Schleunigst traten wir den Rückweg an und erreichten noch bei Tageshelle unser vielgesuchtes Mariahilf. Der hochwürdige Pater Missionar hatte zuerst unsere Ankunft wahrgenommen. Er begrüßte uns schon beim Einfahrtstor der Missionsstation. Unsere drei Schwestern, die hier tätig sind, waren auch bald zur Stelle, und man freute sich gegenseitig über das frohe Wiedersehen. Nach einem kurzen Besuch im nahen Missionskirchlein gingen wir zum Schwesternhäuschen, wo die kleine Familie glücklich beisammenwohnt. Die Fußböden sind mit großen, holprigen Steinen gepflastert. — Wir

besichtigten die Missionsstation, die aus mehreren kleineren Lehm- und Blechhäuschen besteht, die der Ausübung des Missionsbetriebes dienen. An einem Lehmhäuschen angekommen, erklärte uns Schwester Oberin, daß hier die Büsserinnen wohnen. Es sind solche Frauen und Mädchen, die ihre Vergehen sühnen wollen und dafür einen Monat lang auf der Missionsstation unentgeltlich arbeiten. Der Bußeifer ist oft so groß, daß sie aus freien Stücken kommen und um Arbeit bitten. Der Missions- und Seeleneifer des 67jährigen Missionars spornt auch seine Pflegebefohlenen an; am Sonntag kommt er oft erst um 3— $\frac{1}{2}$ 4 Uhr zum Mittagstisch.

Am Fronleichnamfest ist das Kirchlein viel, viel zu klein. Fenster und Türen stehen offen, damit die Gläubigen, die draußen stehen, dem Gottesdienst in etwa folgen können. An diesem Tage ist ein zweiter Priester anwesend, der bei der Prozession das Allerheiligste trägt, während der sehr musikalische Missionar selbst mit seiner Trompete vor dem Baldachin einhergeht, gleichwie David vor der Bundeslade, und das Lob Gottes in die weite Welt hinausschmettert. Am Schlusse der Prozession, wenn dann alle Schäflein in und um das Kirch-



Missionsstation Mariahilf (Photo: Archiv)

lein versammelt sind, begleitet der ehrwürdige Priesterkreis, an der Kommunionbank stehend, mit seinen mächtigen Trompetentönen, vereint mit dem Glockengeläute und Schellengeklänge, das feierliche Te Deum. Müssen da nicht die Herzen mitgerissen werden und unwillkürlich höher schlagen? Soll man sich da noch wundern, wenn die guten Leute sich nicht dazu entschließen können, den Heimweg anzutreten? Unwillkürlich steigt in einem der Wunsch auf, das arme kleine Kirchlein, mit seinem holperigen Steinboden, in ein geräumiges, würdiges Gotteshaus umwandeln zu können. Leider kann dies für uns nur ein frommer Wunsch bleiben, dessen Ausführung wir edlen Wohltätern überlassen müssen. Möge der liebe Gott solche erwecken! —

Nun traten wir unsere Reise nach Otting an. Hier überraschten wir unsere lieben Schwestern tatsächlich; denn wir waren dort erst für Juli angemeldet. Trotzdem waren wir herzlich willkommen; es war nur die eine Sorge, daß die Vorbereitungen für den Empfang der Würdigen Mutter noch nicht alle getroffen waren. Nach dem Mittagstisch erschienen die beiden Lehrerinnen mit ihrer Schuljugend und brachten ihre Willkommensgrüße dar. Ein schwarzer Lehrer und eine eingeborene Kandidatin, welche unsere Schwestern in den Unterrichts- und Erziehungsarbeiten unterstützen, waren auch zugegen und leiteten das kleine Festspiel. Die Kinder waren voller Freude und Seligkeit, besonders darüber, daß Würdige Mutter ihnen persönlich etwas Süßes in das schwarze Händchen drückte. Später sagten sie zur Schwester Lehrerin: „Wenn du uns Sweets gibst, läßt du sie immer durch ein Kind ausgeben, die große Mutter von Europa hat uns aber alles selbst ausgeteilt!“ Schwester Sebastiana war ganz überrascht über das zarte, feine Empfinden ihrer Zöglinge. Es sind deren 146 in Otting. Die beiden Lehrschwestern sind mehr als 60 Jahre alt. Die Schule ist aber in solch tadelloser Ordnung, daß Herr Schulinspektor sagte: „Für mich sind die Schwestern 51 Jahre!“ Die Schwester Lehrerin ließ einen Aufsatz machen über diesen Festtag. Ein Kind schreibt wie folgt:

„Donnerstag ist uns ein lieber Tag gewesen, denn wir sahen die große Mutter von Europa, die unsere Schwestern besuchte. Wir sangen und spielten bis 2 Uhr, das war so angenehm und erfreulich, denn wir gingen erst um 2 Uhr zur Arbeit. Sonst müssen wir schon um 1 Uhr gehen. Dann hat die große Mutter von Europa Sweets und Medaillen ausgeteilt mit einem Herz voll Freude, was man an ihren Augen sehen konnte. Die große Mutter muß ungefähr so sein, wie die große heilige Theresia, von der wir unlängst im Geschichtsbuch gelernt haben. Selbe hat beinahe auch ein solches Gesicht auf der Photographie, besonders die Augen, wie die große Mutter von Europa. Die

Sweets haben wir freilich schnell gegessen; aber wenn wir nur der Großen Mutter noch sagen könnten, doch recht für uns Mädchen zu beten, weil wir später ein hartes Leben durchmachen müssen. Wir würden uns sehr freuen, mit der großen Mutter im Himmel wieder zusammenzukommen.“ — — — Die guten Kinder wissen, daß sie keiner rosigen Zukunft entgegengehen, und daß das Leben im heimatlichen Kraal, in der Umgebung von heidnischen Verwandten und Angehörigen mit vielen Gefahren für ihr Seelenheil verbunden ist. Und doch, die Gnade ist mächtig, und oft wunderbar in ihrer Wirkung.

Die Christengemeinde von Otting zählt ungefähr 3 500 Seelen. Die Missionskirche faßt die Herde nicht mehr; deshalb baute der Missionar zwei Seitenkapellen an, so daß sie jetzt eine schöne Kreuzkirche bildet. — Er muß auch auf fünf Außenstationen noch Gottesdienst halten, weil die Gläubigen zu weit auseinander wohnen.

Nicht weit von Otting ist das Mutterhaus der schwarzen Brüder, St. Joseph genannt. Dort ist der hochwürdige Pater Mansuet, der Bruder unserer verstorbenen Mutter Hilaria und der Schwester Anakleta, die in St. Michael's ist, Novizenmeister. Ein Franziskanerbruder macht den Schaffner. Wir machten dort einen kurzen Besuch, worüber sich der über 70jährige ehrwürdige Priestergreis recht freute. Eine gute Viertelstunde Autofahrt brachte uns zu der Missionsstation, die vom hochw. Pater Faulhaber und von schwarzen Schwestern betreut wird. Eigentlich wollten wir da nicht hingehen, weil unsere Zeit knapp bemessen war. Die Freude des hochwürdigen Herrn, sowie der guten Schwestern war groß. „O,“ sagte der Herr, „wie lange habe ich nicht mehr Deutsch gehört und meine Muttersprache gesprochen.“ Das Missionswerk ist hier äußerst schwierig wegen der vielen Winkel und Schluchten, wo sich die Kraale der Eingeborenen befinden.

Die schwarze Oberin machte einen sehr guten Eindruck. In recht bescheidener Weise sagte sie: „Ich kann Ihnen nur einen einfachen Tee anbieten.“ — Es braucht noch Jahrzehnte, bis die eingeborenen Brüder und Schwestern, die sehr gute Drdensleute sind, ihre Sache selbständig verwalten können.

Die Zeit mahnte zur Rückkehr nach Otting, und wir nahmen Abschied; aber als die Schulkinder dies merkten, stürmte die ganze Schar hinaus zum Auto. Mit Mühe und Not gelang es dem Chauffeur, die lärmenden Kinder so weit zu entfernen, daß kein Unglück geschehen konnte. Wir nahmen eine kranke Schwester mit und brachten sie in unser Sanatorium in Tzopo. Von da ging die Reise nach St. Michael. In aller Frühe wurde aufgebrochen und unser Fahrzeug störte mit seinem Getöse die weihewolle Morgenstille.



Missionsstation Otting (Photo: Archiv)

Gegen Mittag erreichten wir diese Missionsstation, zur größten Freude der Schwestern, die schon vier Tage vergebens auf uns gewartet hatten. Es wurde deshalb sofort festgelegt, daß wir nun auch vier Tage bleiben müßten. — St. Michael wurde schon im Jahre 1856 von den Oblatenpatres gegründet und im Jahre 1890 von den Mariannahiller Missionaren übernommen. Dieser Missionsposten hat zehn Außenstationen. Hier haben immer viele Zauberer gelebt, alles unsicher gemacht und die Missionierung sehr erschwert. Die Gegend ist unfruchtbar. Auf den Hügeln und Bergabhängen wächst zwischen den Felsen etwas Gestrüpp und Aloe. Die unzähligen roten Aloeblüten geben dem Ganzen ein romantisches Aussehen. — Die Bienen sind hier sehr fleißig bei der Arbeit, sie tragen den Honig sogar zum Friedhofskreuz und füllen den hohlen Korpus mit ihrer süßen Last. Sobald die Schwestern dieses bemerkten, legten sie ihnen das Handwerk, und stopften die Nagellöcher, durch die die fleißigen Tierchen ihren Eingang nahmen, fest zu.

In einer Talmulde liegt ein fruchtbarer Garten, der mit unendlicher Mühe von den ersten Pionieren angelegt worden ist. Die Station ist nicht in der Lage, eine größere Anzahl Schulkinder zu ernähren.

Einen lustigen Zwischenfall, den unser Besuch verursachte, kann ich nicht verschweigen.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde von der Ankunft der großen Mutter aus Europa verbreitet. Sofort waren auch einige alte Frauen da, um sie zu begrüßen, in der Meinung, es sei unsere gute Mutter Paula, die sie von früher noch gut gekannt hatten. Als nun die Provinzialin die große Mutter von Europa vorstellte, konnten sie ihre Enttäuschung nicht verbergen. Die Mutigste von allen ergriff das Wort und machte ihren Freundinnen klar, welche hohe Stelle die große Mutter aus Europa einnimmt. Sie erklärte, daß ihre 70 Jahre alte Oberin ihre Mutter sei, die Provinzialin sei ihre Großmutter und die Generaloberin die Urgroßmutter. Wir mußten herzlich lachen, und die enttäuschten Gesichter klärten sich durch unsere Heiterkeit wieder auf.

Wie überall, so schlug auch hier die Abschiedsstunde; aber einen Tag früher, als bestimmt war; und unser Auto steuerte nach Himmelberg. Auf das altbekannte Signal unsers schwarzen Chauffeurs waren die Schwestern gleich zur Stelle. Wie überall, so gab es auch hier ein endloses Fragen nach allen Bekannten in Europa. Die Schulkinder freuten sich, in der Begrüßung ihre Künste zeigen zu dürfen. Am gelungensten waren die beiden kleinen Betschwesterchen, von denen wir in der vorigen Nummer erzählt haben. Zur allgemeinen Freude sagten sie bei unserer Begrüßung in Deutsch folgendes Sprüchlein:



Missionsstation St. Michael (Photo: Archiv)

„Ich bin klein,
Mein Herz ist rein,
Mutter, du sollst glücklich sein!“

Die schwarzen Franziskanerinnen, die von unsern Schwestern zum Ordensstande herangebildet werden, haben hier ihr Mutterhaus. Es ist ein einfacher, geräumiger Bau, der fünf Minuten vom eigentlichen Missionsbetrieb entfernt liegt. Auch sie kamen herbei, uns zu begrüßen, und sangen unter anderm Willkommenliedchen in deutscher Sprache, dreimal das deutsche „Lebe hoch!“ Bei der Besichtigung der Missionsstation trafen wir den alten Bruder Zacharias, der früher in Rhodessa mit einem Leoparden in einen Zweikampf gekommen war. Er zeigte uns die großen Narben und seine verkrüppelten Hände, die ihm als Erinnerungszeichen geblieben waren. — Wohlgemut schieden wir von Himmelberg, wo sich unsere alten Schwestern so verdient gemacht haben. Wir steuerten Mariannahill zu. Links und rechts Berge, Hügel und Täler, alles in frischem Grün!

Die mehr als zweistündige Autofahrt führte uns durch großartige Zuckerrohrpflanzungen. Das Zuckerrohr kann erst nach drei Jahren geerntet werden. Die mehr als mannhohen Stengel werden abgemacht, die Blätter abgebrannt und dann in den Fabriken verarbeitet. Wenn ein Feld abgeerntet ist, werden alle Überbleibsel dem Feuer übergeben, um so den Boden für eine neue Pflanzung zu düngen. Es werden tiefe Furchen gezogen, ähnlich wie bei unsern Spargelfeldern. Die unübersehbaren Zuckerrohrfelder gehören europäischen und indischen Farmern.

Unser Weg führte uns an Umzinto, einem indischen Städtchen, vorbei. Wir besuchten die Missionarinnen Mariens. Der Konvent zählt nur zehn Schwestern, aus fünf oder sechs Nationen. Sie begrüßten uns mit einer Herzlichkeit, die uns überraschte. Eine der Schwestern kniet immer tief verschleiert vor dem ausgesetzten hochwürdigsten Gut und hält Anbetung. So verbringen sie den Tag in Gebet und Arbeit für die Mission.

Sie machten uns auf den Göztempel der Indier aufmerksam und erzählten uns, daß sie zu gewissen Zeiten ihre Hühner besonders hüten müßten; die Indier stehlen dieselben nämlich für ihr Gözenopfer. — Nach einem kleinen Stündchen fuhren wir wieder ab, wir wollten Mariannahill doch rechtzeitig erreichen. Unterwegs mußten wir noch einmal kurz halten und sahen auf einmal, wie uns ein paar große Löwenaugen entgegenleuchteten. Aber wir und auch der Löwe waren in Sicherheit. Elefanten grasen ruhig am Wegesrand. Ein Kamel lag angebunden da, so daß wir im ersten Moment glaubten, es sei tot. Es war aber nicht so!

Einen herrlichen Anblick bot die Mündung des großen Um-
kumass in den Indischen Ozean. Überhaupt ließ diese Reise
uns einen tiefen Einblick tun in die herrliche Schöpfung Gottes!

O du schöne, weite Welt,
Mit deinem blauen Himmelszelt
Und den Bergen, Tälern, Auen,
Herrlich sind sie anzuschauen.
Anbetend sink in deine Knie;
Denn ein Mensch erschuf dies nie!...

Bemerkung: Aus Versehen ist ein Teil der vorhergehenden Reisebe-
richte erst jetzt in die Hände der Schriftleitung gekommen. Um nun den
Faden der letzten laufenden Berichte nicht zu unterbrechen, bringen wir
die vorhergehenden in besonderen Mitteilungen der folgenden Hefte.

Die Schriftleitung.

5

Die Macht des Rosenkranzes Von Schw. M. Engelberta

S heute scheinen die Täubchen, die um mich herum-
schwirren und oft von mir gefüttert werden, neu-
gierig fragen zu wollen, was ich denn so lange zu
schreiben habe; denn schon weit über ein Stündchen
sitze ich da und schreibe an einer gar merkwürdigen
Geschichte. „An einer Geschichte?“ höre ich da meine geehrten
Leser fragen. „Geschichten hören wir alle gern, zumal solche
aus dem afrikanischen Missionsleben!“ — Nun, das trifft
sich gut! Gerade an einer solchen habe ich geschrieben, wußte
aber nicht recht, wie ich alles fein klar und deutlich zu Papier
bringen sollte. Da ist es wohl besser, ich lege die Feder weg
und erzähle euch alles frischweg, so wie ich es aus dem Munde
unseres alten Piwane, eines Neubekehrten in Centocow, wo
ich damals weilte, gehört habe.

Piwane, oder Gerard, wie er mit seinem christlichen Namen
hieß, war einer der ältesten Männer unserer Mission. Er war
früher eine stattliche Erscheinung, breitschulterig und hoch ge-
wachsen, eine wahre Hünengestalt. Zur Zeit, wo er mir alles
erzählte, ging er ziemlich gebeugt einher, und sein Angesicht
war voll tiefer, schwarzer Runzeln, die in eigentümlichem
Kontrast zu seinen schneeweißen Haaren standen. Sein genaues
Alter konnte wohl niemand angeben, doch mag er nicht mehr
allzuweit von seinem 90. Lebensjahre gewesen sein: Ein alter
Zulu; im Jahre 1909 ist das Taufwasser über sein Silberhaar
geflossen.

Ich begegnete ihm auf dem Wege zur Tagesschule. Wir
waren allein, und bald entwickelte sich zwischen uns beiden ein
eifriges Gespräch; hatte ich doch ein Thema angeschnitten, das

so ganz nach seinem Geschmack war. Wir sprachen nämlich von den ersten Zeiten unserer Mariannahiller Mission und der Gründung der Station Ezenstochau. Da war er nun ganz in seinem Fahrwasser und kramte aus dem Schatzkästlein seiner Erinnerungen eine Menge interessanter Dinge aus. Alles wußte er noch, und zwar klar und deutlich, als wäre es erst gestern geschehen. Er sprach von Pater Gerard, seinem geistlichen Vater, und dessen Gehilfen im Missionswerke, von seinen Freunden Leonard und Anton, die inzwischen das Zeitliche gesegnet, von der Ankunft der ersten Missionschwester, von der Feierlichkeit des Gottesdienstes, von den Predigten, Taufen und den damaligen Neubekehrten usw.

Plötzlich unterbrach ich ihn mit der Frage, wie es denn komme, daß er, einer der ältesten Männer der Gemeinde, der schon seit Jahrzehnten in Ezenstochau wohne und von Anfang an die Predigt der Missionare gehört, erst vor ein paar Jahren getauft worden sei?

Da neigte der gute Alte beschämt sein Haupt, blieb einen Augenblick stehen, zog den Rosenkranz, den er um den Hals geschlungen hatte, über den Kopf und hielt ihn mir unter die Augen mit den Worten: „Inkosazana (Schwester), daß ich überhaupt ein Christ geworden bin, das verdanke ich dem Rosenkranz hier; ohne ihn wäre ich heute noch ein Heide. O, ich wandelte böse Wege und stand in höchster Gefahr, auf ewig verlorenzugehen, da nahm sich die Königin des heiligen Rosenkranzes meiner an, und führte mich zu ihrem lieben Sohn zurück!“

Schweigend ging Gerard, wie ich ihn fortan nennen will, eine Weile neben mir her. Dann begann er wieder: „Schwester, du weißt es, ich war dem katholischen Glauben von Anfang an wohlgesinnt. Ich liebte die Missionare und gestattete allen meinen Söhnen, Töchtern und Enkelkindern, eure Schulen zu besuchen, wohnte auch selbst wiederholt den Unterrichten und Gottesdiensten bei; allein, ganz vermochte ich mich nicht von den Sitten und Gebräuchen meiner Väter freizumachen; ich war noch immer mehr Heide als Christ. War eben im Heidentume ergraut und konnte mich nur schwer in ein christliches Leben und Denken hineinfinden. Das Schwerste war mir die Trennung von meinen Frauen. Ich hatte deren drei. Am liebsten war mir die jüngste, die schöne große Nomakulu oder Luzia, wie sie jetzt heißt. Sie hatte mir erst ein Söhnchen geboren, das leider frühzeitig starb; dennoch willigte ich in die Trennung ein, als Nomakulu, vom Strahle der Gnade berührt, Christin werden wollte. Auch mein zweites Weib entließ ich und lebte fortan nur mit meinem Großweibe, das sich ebenfalls taufen ließ und jetzt, wie du weißt, den Namen Viktoria trägt. Alle diese vielen und schweren Opfer brachte ich, und

dennoch konnte ich mich nicht entschließen, Christ zu werden. Es wurde eine große und schöne Tauffeierlichkeit nach der andern in Ezenstochau abgehalten, viele meiner Freunde, Bekannten und nächsten Angehörigen hatten sich bekehrt und trugen jetzt christliche Namen, ich selbst aber war und blieb der alte Pivane.

So waren Jahre vergangen, da konnte ich es eines Tages einfach nicht länger aushalten; der Boden brannte mir förmlich unter den Füßen; denn ich war der einzige Heide im neuen Christendorfe und ich schämte mich, meinen alten Kameraden und Freunden noch länger unter die Augen zu treten. Kurz, ich machte mich auf, ließ Weib und Kind, meine Hütte und alles, was ich hatte, zurück und eilte fort, weit fort, ins ferne Pondoland hinein, wo kein Mensch mich kannte und wo es noch keine Christen gab. Ich hatte absichtlich jede Spur verwischt, und niemand wußte, wo ich war.

Mitgenommen hatte ich nichts als eine alte Bettdecke, ein paar Stöcke — und diesen meinen Rosenkranz. Du wunderst dich, Schwester, ich sehe es, und ich selbst wundere mich jetzt darüber am meisten. Was sollte ich mit dem Rosenkranz, diesem Zeichen des katholischen Glaubens, im fernen Heidenlande tun, der ich ja gerade deshalb die Heimat verließ, um mit dem ganzen Christentum nichts mehr zu schaffen zu haben? Es ist so, doch ich hatte ihn von unserm ersten Missionar, dem hochwürdigen Pater Gerard bekommen, und ich konnte mich nicht von ihm trennen. Ich hängte ihn mir um den Hals, verbarg ihn aber sorgfältig unter den Kleidern; denn niemand sollte erfahren, daß ich jemals in der Nähe von Christen gewesen war.

So lebte ich also ein Jährchen nach dem andern im fernen Pondoland. Meine ganze Umgebung war, wie gesagt, stockheidnisch. Hier hoffte ich, jeden Gedanken an das Christentum leicht ausschlagen zu können; doch ich weiß nicht, wie es kam, auch hier, mitten im nackten Heidentum, stieg immer und immer wieder die Erinnerung an die Predigt der Missionars in mir auf, und lebhafter als je standen vor meinem Geistesauge meine christlichen Freunde und Bekannten. Dazu erschreckten mich furchtbare Träume und eine geheimnisvolle Stimme machte mir schwere Vorwürfe ob meiner Flucht. Ungezählte Nächte saß ich schlaflos in meiner Hütte; mein Geist wanderte dann hinüber nach Natal und den trauten Bergeshöhen am Umzimkulu. Ich sah das Missionskirchlein, hörte liebliche Glockentöne und war Zeuge einer kirchlichen Feier, zu der in Massen die Neubekehrten strömten, während ich, der alte Heide, mich in erbärmlicher Schwäche fernhielt. Solche Gedanken nagten und fraßen tief in meiner Brust; mein Haupthaar wurde weiß, tiefe Runzeln bildeten sich in meinem

Gesicht, und all meine Kraft schwand dahin. Ich zürnte über mich selbst, betastete den Rosenkranz, den ich noch immer am Halse trug, und war mehr als einmal versucht, ihn wegzuwerten, doch ich vermochte es nicht, eine geheimnisvolle Gewalt hielt mich davon zurück.

Da kam ein tiefes Weh über mich. Ich fühlte mich namenlos unglücklich und wußte weder Rat noch Hilfe. Wer hätte im Heidenlande auch helfen können? Einmal — es war nach vielen langen Jahren — machte ich den leisen Versuch, wieder einmal den Rosenkranz zu beten. Es ging schwer, ich hatte eine geheimnisvolle Scheu davor; dazu hatte ich viel vergessen. Das Vaterunser und Ave Maria konnte ich noch; doch die Geheimnisse waren mir größtenteils entschwunden. Schließlich brachte ich aber doch noch einen Rosenkranz fertig; es war der schmerzhafteste, der vom Leiden Jesu handelt, und davon hatte ich immer gern erzählen hören. Ich glaube, ich habe die halbe Nacht an diesem Rosenkranz gebetet. Als ich ihn fertig hatte, kam es wie Versöhnung über mich. Das nagende Weh, das so lange in meiner Brust gefressen hatte, hörte auf, und ein stiller, nie gekannter Friede erfüllte mein Herz. Seit jener Stunde betete ich den Rosenkranz noch oft; bald war er mir das Liebste, was ich hatte. Ich sah in ihm meine beste Waffe, meinen treuesten Freund, den sichersten Schutz. Mit dem Beten des Rosenkranzes wurde ich auch innerlich ein anderer Mensch. Wie öde und verächtlich erschien mir nun das Heidentum, wie licht, schön, edel und herrlich dagegen die christliche Religion. Die Heimat, die ich so schnöde verlassen, wurde mir plötzlich zum Paradies, das ich zwar aus eigener Schuld verloren hatte, aber nun um jeglichen Preis wiedergewinnen wollte. Was sollte ich noch länger in der Fremde, mitten unter Heiden weilen? Würde ich da nicht in Bälde an Leib und Seele zugrunde gehen?... Nein, ich wollte wieder heim, heim zu den lieben Meinigen, zurück unter die alten christlichen Freunde, wollte nun selber ein Christ, ein wahrer frommer Katholik werden!...

In wenigen Stunden reifte mein Plan zur Tat. Ich machte mich auf und eilte der Heimat zu. Nichts, nichts konnte mich länger zurückhalten, weder die heidnischen Freunde, die ich im Pöndolande gewonnen, noch die Schwierigkeiten, womit man mich schrecken wollte; der weite Weg, meine körperliche Schwäche, Mangel eines Passes, den man damals wegen einer herrschenden Viehseuche an jeder Grenze mit doppelter Strenge forderte. Ich hatte nur einen Gedanken, und der lautete: „Heim, heim!“

Als ich etwa eine halbe Tagreise gewandert war, fühlte ich mich außerordentlich müde; dazu schwoll mir der eine Fuß hoch an; so daß ich mich genötigt sah, in einem Krале am

Wege um Herberge zu bitten. Ich begegnete mißtrauischen Blicken, denn man hielt mich armen Mann ob meines verwilderten Aussehens für einen Umtakati (Zauberer). Zuletzt gewährte man mir doch einen dunklen Winkel in der rauchgeschwärzten Hütte. Zu essen bekam ich fast nichts, und mein Fuß schmerzte mich sehr. In meiner Not griff ich wieder zu meinem lieben Rosenkranze und fand auch diesmal an ihm Trost und Hilfe. Schmerzen, Hunger und Not nahm ich nun willig an aus Gottes Hand, denn ich konnte dadurch meine Sünden abbüßen und meinem lieben Heiland ähnlich werden, der auch Hunger und Durst gelitten hat und aus Liebe zu uns Menschen mit wunden Füßen den Kreuzweg gegangen ist. Ueberdies vertraute ich auf die Hilfe der Himmelskönigin. Ihr war mein Rosenkranz geweiht und sie sollte mir zur Rückkehr in die christliche Heimat verhelfen.

So machte ich mich denn am nächsten Morgen trotz der Schmerzen in meinen Füßen wieder auf den Weg. Ich sprach mir selber Mut zu mit den Worten: „Frisch voran! Erhebe dich, mein Fuß, es gilt, die heimatliche Erde wieder aufzusuchen. Dort magst du ruhen; hier aber harre aus, und trage ruhig deine Schmerzen; jeder Schritt bringt dich der Heimat näher! In die Heimat —, in die Heimat! Dort winket mir das Glück!“

Stunde um Stunde schritt ich munter voran, ruhte auch öfters am Wege einige Augenblicke aus, bis ich endlich am späten Nachmittag an die Landesgrenze kam. Da fiel mir ein, ich habe keinen Paß, was werden die beiden Weißen sagen, die dort Wache halten? Werden sie mich wohl durchlassen? Schon hatten sie mich erblickt und geboten mir Halt und fragten, woher ich komme und wohin ich wolle. „Habt Erbarmen, gute Männer!“ sagte ich, „und laßt einen alten, kranken Mann ruhig seines Weges ziehen. Ich komme aus dem fernen Pondoland und will in meine christliche Heimat am Umzimkulu zurück. Ein Schreiben besitze ich nicht, doch dieses hier sei mein Paß!“ Bei diesen Worten nahm ich den Rosenkranz vom Halse und hielt ihn den Grenzwächtern entgegen. Diese sahen einander fragend an und ließen mich dann lächelnd die Grenze passieren. Wieder also war mir der Rosenkranz zum Helfer, zum mächtigen Schutzpanier geworden.

So kam ich der teuren Heimatstätte immer näher. Schon erblickte ich von ferne die gewaltige Mauerkrone, die in weitem Halbkreis die Höhe des Umschlabeni-Berges umgibt; noch eine Stunde oder zwei und ich war am Ziele. Die Sonne war schon untergegangen, da stand ich auf der steilen Bergeshöhe, welche das Ingwangwane-Tal von jenem des Umzimkulu trennt. In schwachem Schimmer leuchtete hoch auf dem Turme der Missionskirche das Kreuz. Ich sah die Waldanlagen,

welche die Trappistenbrüder zu beiden Seiten der Missionsstation angelegt, zu meinen Füßen aber lag das Christendorf, die traute Stätte, die ich in langer Wanderung so mühsam gesucht. Wie groß war es inzwischen geworden! Die Zahl der christlichen Ehepaare mußte während meiner Abwesenheit bedeutend gewachsen sein. Steht wohl meine eigene Hütte noch? Ich kann sie von dieser Höhe aus nicht sehen. Und wie steht es mit den lieben Meinigen? Leben sie wohl noch alle? Viktoria, meine teure Gattin, und die guten Kinder und Kindeskinde? Doch, was werden sie denken, was sagen, wenn ich so unerwartet wiederkomme? Werde ich harte Vorwürfe bekommen? Oder liebevolle Verzeihung finden? Tausenderlei Gedanken stürmten zu gleicher Zeit auf mich ein. Doch komme, was da mag, ich muß heim, heim!

Es war spät am Abend, als ich endlich ankam. Die Leute hielten mich für einen fremden Wanderer und die Kinder liefen ängstlich vor dem alten Mann davon, dessen Äußeres sie schreckte. Es wunderte mich nicht, hatte es gar nicht anders erwartet. Wo ist denn meine Hütte? Ich kannte mich kaum mehr aus zwischen den vielen Häusern, die man da gebaut. Sieh, hier ist das Dattelwäldchen, das ich vor Jahren persönlich angelegt habe; wie groß und stattlich sind inzwischen die Bäume geworden. Und hier, hier ist meine liebe, alte Hütte. Das stille, traute Heim, das ich mit Schmerzen gesucht. Gott sei Dank, ich bin daheim, daheim!

Ich trete ein. Am Boden brennt ein lustiges Feuerchen; Viktoria, meine Frau, ist eben mit Kochen beschäftigt und neben ihr sitzt das Weib meines zweitältesten Sohnes. Schweigend, wie es in unserm Lande bei einem fremden Wanderer üblich ist, nehme ich am Boden Platz. — Erstaunt sehen mich die beiden Frauen an. Viktoria erkennt mich sofort. Sie ist keines Wortes fähig. Was soll ich sagen, was zu meiner Entschuldigung alles vorbringen. Statt jeder Rede greife ich wieder zu meinem lieben Rosenkranz. Den halte ich ihr gleichsam als meinen Schild, als meine Verteidigungsschrift entgegen. Sie versteht mich, streckt mir liebevoll beide Hände entgegen und dann weinen wir beide zusammen, wie kleine Kinder.

Meine Schwiegertochter aber eilt fort und ruft meine Söhne und Enkelkinder zusammen. Bald füllt sich die ganze Hütte mit staunendem Volk; alles will mich sehen, jeder beeilt sich, mich, den Vater und Großvater, zu begrüßen, der nach jahrelanger Abwesenheit so unvermutet zurückgekommen. O, welche Freude erlebte ich an jenem Abende! Die herzliche, aufrichtige Liebe, die mir von allen Seiten zuteil wurde, tat mir noch wohler, als das warme Fußbad, das mir Viktoria herrichtete, und das Öl, womit sie meinen wunden Fuß salbte.

Wir nahmen zusammen ein kleines Nachtmahl ein und plau-

derten noch lange über dies und das, was sich während meiner Abwesenheit zugetragen hatte. Dann richtete man mir ein bequemes Nachtlager her, bot mir Weihwasser an und ließ mich allein. Nach einer Weile zog der Mond am Himmelsgewölbe herauf und goß sein Silberlicht in meine Hütte hinein. Weihevollle Stille herrschte ringsum, und in meinem Herzen war nun ein Frieden, eine Wonne und eine Seligkeit, wie ich sie in meinem Leben noch nie gekostet. Meine Seele jubelte laut auf und pries Gott in seinen Erbarmungen; und dabei hielt ich meinen Rosenkranz in der Hand und ließ Perle um Perle durch die Finger gleiten und dankte dabei der großen Himmelskönigin, die mich so wunderbar Heimat, Friede und Seelenruhe hatte finden lassen.

Das übrige, Schwester, weißt du selbst. Ich blieb meinen guten Vorsätzen treu und bin durch die heilige Taufe ein Kind Gottes geworden. Meine Tage sind gezählt. Oft bete ich mit den Jüngern, die nach Emmaus gingen: „Herr, bleib bei mir, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt!“ Bald werde ich die Wanderung in die ewige Heimat antreten müssen. Ich sehe ohne Bangen der Zukunft entgegen, denn meine Hoffnung, mein Stab und mein Reisepaß ist der heilige Rosenkranz. Tritt die hehre Gottesmutter für mich ein, so habe ich nichts zu fürchten!“ — — —

Es pranget mir ein Edelstein
In wunderbarer Glut
Wie Morgenrot sein Feuerschein,
Und voll die Farbenflut.
Ich hab ihn sicher aufbewahrt
In einem Schrein gar reich,
Und hab' ihn hingelegt so zart
Auf Rosen sanft und weich.
Verschlossen bleibe fest der Schrein,
Noch ist er unentweiht. —
M a r i a ist mein Edelstein,
Mein Herz voll Seligkeit!

~

**Aussprüche der heiligen Theresia vom Kinde Jesu,
deren Fest wir am 3. Oktober feiern**

Was den Herrn kränkt und seinem Herzen wehe tut, das ist der Mangel an Vertrauen.

*

Seelen, o Herr, wir brauchen Seelen! Ganz besonders Apostel- und Märtyrerseelen, damit wir durch sie die Menge der armen Sünder mit deiner Liebe entzünden.

An die Rosenkranzkönigin

Du hast mir einen Schatz gegeben,
Du himmlisch milde, holde Frau,
Ihn laß ich nicht mein ganzes Leben,
Er führt mich einst zur Himmelsau,
Das ist mein schlichter Rosenkranz,
So ohne Prunk und ohne Glanz.

Wenn er durch meine Finger gleitet,
Schau ich Dich dort in Nazareth.
Des Geistes Blick sich mächtig weitet!
Der Himmel schaut Dich im Gebet!
Du zarte Jungfrau, Du allein,
Du sollst die Mutter Gottes sein!

Ich sehe Dich im kalten Stalle
Mit Deinem Kindelein im Schoß,
Ich hör der Engel süßes Hallel,
O welch Geheimnis . . . Gott, so groß!
Ich seh', wie Du dann am Altar
Den Heiland bringst zum Opfer dar!

Dann schaue ich, was Du gelitten
Beim Leiden unsers liebsten Herrn.
Ich seh', wie er das Heil erstritten
Für uns, für alle, nah und fern!
Ich hör die harten Geißelstreiche,
Ich schau in Deinem Schoß die Leiche . . .

Und endlich sehe ich den Sieger
Allmächtig aus dem Grab erstehn,
Seh' ihn, den Todesüberwinder
So glorreich in des Himmels Höhn!
Und Gottes Geist erfüllt die Welt . . .
Trägt Dich hinauf ins Himmelszelt!

So zieht des Glaubens tieffste Wahrheit
In meine Seele sanft hinein.
Der Schatz, er bringt mir Licht und Klarheit,
Führt mich ins Gottesreich hinein.
Den Rosenkranz in meiner Hand,
Zieh ich ins ew'ge Heimatland! m. s.

Nachrichten aus dem Mutterhaus

1. Einkleidung und Professablegung

Der 15. August war wieder ein großer Fest- und Freudentag, besonders für die Glücklichen, die ihren Herzenswunsch erfüllt sahen. 23 Postulantinnen nämlich erhielten das Ordenskleid im Mutterhaus. 22 Novizinnen legten dort ihre ersten Gelübde ab; sechs Professoren gelobten für ewig die Treue (ihre Gefährtinnen taten es in Süd- und Ost-Afrika auf ihren Missionsposten).

Zwei Jubilarinnen, Schwester M. Lamberta und Schwester M. Electa, standen im Silberkranz am Altar, was die erhabene Feier krönte.

In Wernberg, unserm österreichischen Noviziat, erhielten sechs Postulantinnen das Ordenskleid und zwei Novizinnen machten ihre erste zeitliche Profess.

2. Abreise

Am 22. August fand in der Kapelle des Mutterhauses die ergreifende Abschiedsfeier von 20 jungen Missionarinnen statt, welcher auch der hochw. Pater Dr. Titus Brandsma, Professor der katholischen Universität in Nymwegen, mit großem Interesse bewohnte. Bei der anschließenden, gemütlichen Familienfeier drückte der hohe Gast seine besondere Freude darüber aus, daß unsere Genossenschaft ihre Fittiche auch nach Holländisch Indien ausbreitet. Die ersten fünf Pionierinnen schifften sich am 1. September in Amsterdam zur Fahrt nach Batavia ein, von wo aus dann die Weiterreise nach Soemenep-Madoera stattfindet. Am gleichen Tag reisten zwei Schwestern mit dem deutschen Dampfer Watussi von Rotterdam ab nach Rhodesia. Am 24. September treten fünf Schwestern von Antwerpen aus die Reise ins Kongoland an, während die übrigen im Dezember mit „Windhuk“ nach Süd- und Ost-Afrika steuern.

Wir werden später mehr von unsern lieben Reisenden hören und wünschen ihnen von Herzen Gottes Segen und eine glückliche Fahrt.

Einkleidung in Narle-Riztel, Missionskloster Hl. Blut.

14. August 1937.

Schw. Christoforis	Schw. Margret	Schw. Praxeda
„ Michael	„ Renilda	„ Alice
„ Theophara	„ Leonis	„ Mechtild
„ Philomene	„ Edelburga	„ Palmatia
„ Antonie	„ Padua	„ Sebastia
„ Lydia	„ Hermes	„ Urbana
„ Godeharda	„ Hadwig	„ Nicomedes
„ Isberga	„ Oliva	



Untere Reihe von links nach rechts: Schw. M. Suvernia Mulder, Helenis Holt, Luise Becker, Gunthildis Wübbe, Wifriede Heijmans, Jakobä Denteneer.
 Mittlere Reihe: Schw. M. Margia Matthys, Herbertis Häsin, Francis Kaiser, Germina Müdden, Adelinda Seidl, Antonis Stellberg, Gerlach Durrinch,
 Guillelme Winkels. — Obere Reihe: Schw. M. Amara Sommer, Adelfonfis Meyer, Engelburga Oberlau, Annja Güegen, Wifrieda Koll, Bertilla Mayer.

In Wernberg, Osterreich:

Schw. Ignatis	Schw. Bertholdis
" Adelmaris	" Edelgardis
" Irmunda	" Salutaris.

Erste Geliibdeablegung, Wernberg, 15. August 1937:

Schw. Marga	Schw. Martha.
-------------	---------------

Erste Profef, am 15. August, in Hl. Blut (22 Schwestern):

Schw. Friedeburga	Schw. Lotharis	Schw. Antonis
" Gertraud	" Engelburga	" Gunthera
" Francis	" Anyfia	" Gerwina
" Pientia	" Winfrieda	" Adelinda
" Emelina	" Barnaba	" Augustinis
" Ethelreda	" Ingfrieda	" Amara
" Dietberga	" Gonsalva	" Bertilia.
	" Burkharda	

Ewige Profef im Mutterhaus 1937:

Schw. Manfreda	Schw. Veritas	Schw. Theodoris
" Relinda	" Barat	" Diomedes.

Silber-Jubiläum in Hl. Blut:

Schw. Lamberta	Schw. Electa.
----------------	---------------

Am 1. September ab Amsterdam mit „Johan De Witt“ über Batavia=Soerabaja nach Soemenep (Madoera):

Schw. M. Louise Becker	Schw. M. Gunthildis Wübbe
" " Helenis Holt	" " Juventia Mulder
	Schw. M. Wilfriede Heijmans.

Am 1. September per S. S. Watussi ab Rotterdam nach Kapstadt=Bulwaja:

Schw. M. Alexia Mattheis	Schw. M. Herbertis Häslin.
--------------------------	----------------------------

Am 24. September ab Antwerpen nach Belg. Kongo:

Schw. M. Jakoba Denteneer (das zweitemal)	
Schw. M. Gerlache Duurink	Schw. M. Gulielme Winkels.

Am 2. Dezember per S. S. Ubena ab Antwerpen:

Schw. M. Adelinda Seidl nach Tanga (Kilema)	
Schw. M. Gerwina Mücken und Schw. M. Antonia Stellberg	
nach Daresalam (Morogoro)	
Schw. M. Francis Kaiser nach Beira (Rhodesia).	

Am 7. Dezember ab Rotterdam per S. S. Windhuk nach Durban-Mariannahill:

Schw. M. Engelburga Oberlau	Schw. M. Ildefonsis Meyer
" " Anyfia Görden	" " Amara Sommer
" " Winfrieda Koll	" " Bertilia Mayer.

Blutrote Rosen oder Jungfrau und Martyrin

(Schluß)

Von Schw. M. Engelberta

Ja, hub der Erzähler an, es war so, wie das Mägdlein sagte. Nokukanga lag in ihrem Blute, aber sie hatte sich nicht selber den Hals durchschnitten, wie das Kind meinte, und sie lebte auch noch, als der Pater Missionar herangeeilt kam, ihr tief in die Augen schaute, ja bis zum Grunde ihrer Seele. Die Arme, welche von zwei bösen Menschen überfallen worden war, sich aber tapfer zur Wehr setzte, taufte er rasch auf den schönen Namen der hl. Martyrin Ursula.

Auch die beiden Schulschwestern waren schnell zur Stelle. Das arme Mädchen lag mit vom Leibe gerissenen Kleidern, mit halb durchschnittenem Halse am Bachesrand. Die Stimmbänder waren ihr durchschnitten und so konnte Ursula nicht mehr sprechen, nur ein bißchen flüstern, und deshalb schrieb sie mit einem Bleistift den Vorgang auf den Stärkekragen ihrer Lehrerin.

Zwei ihr ganz Unbekannte waren es, Heiden, wilde Bestien, welche sie überfielen, und zuletzt, da sie sich so tapfer wehrte, dieselben kratzte und biß, mit ihrem eigenen stumpfen Taschenmesser ihr den Hals durchschnitten. Plötzlich aber ließen sie ihr Opfer fallen und ergriffen die Flucht.

Da lag nun Nokukanga in ihrem Blute, das in den Bach rann und das Wasser rot färbte. Sie aber leuchtete jetzt, von der hl. Taufgnade bestrahlt, als Kind Gottes, wie in himmlischem Lichte. Sie hatte eine Doppelkrone errungen als Jungfrau und Martyrin. Die Sonne warf ihren Schein auf das arme, so grausam hingeschlachtete Opfer. Es war 1 Uhr mittags. Männer brachten eine Tragbahre und Ursula, das Schmerzenskind, wurde behutsam darauf gebettet.

Noch war sie nicht tot, und doch glich der Zug schon einem Leichenbegängnis. Vorne zwei Priester betend, an ihrer Seite zwei Missionsschwestern still weinend, hinter ihr laut schluchzende Schulkinder, Frauen und sonstige herbeigeeilte Personen, so zogen sie zur Missionsstation. Ruhig und gefaßt lag das arme Opfer auf der Bahre, mit vollem Bewußtsein, zum Himmel emporblickend.

Schauerlich sah der nur noch zum Teil am Nacken hängende Kopf aus. Fortwährend floß Blut, dunkelrotes Blut aus der klaffenden Wunde. Ihr halb herabgerissenes Hemd war voll dunkelroter Rosen, voll Blut. — In der Krankenhütte hatte indessen die gute Schwester schon ein Bett für Ursula hergerichtet. Weinend legte Schwester Caritas, die barmherzige Samariterin, Ursula in weiße, weiche Kissen.

„Notando“, d. h. Liebe, nannte das Volk jene liebevolle Krankenkürterin. Die Eingeborenen haben gute Augen und treffen meist den richtig passenden Namen für die Europäer.

Auch die Schwester Oberin, unsere hochbetagte Mutter Cäcilia, eilte weinend und wehklagend dem unglücklichen Mädchen entgegen, und half sie voll Erbarmen auf ihr Schmerzenslager betten.

„nNkulunkulu wami!“ (mein Gott!). War das ein entsetzliches Jammerbild. Weinen, Schluchzen, lautes Beten, sinnloses Hin- und Herlaufen auf der Veranda ertönte rings um die Krankenhütte. Die arme Ursula aber hatte einen Erstickungsanfall nach dem andern. Zwei Personen mußten sie festhalten, weil sie die Erstickungsnot emporriß. Dann folgte jedesmal ein Blutstrahl in weitem Bogen aus der Halswunde.

Telegraphisch wurde ein Europäer-Arzt herbeigerufen. Gerichtspersonen und weiße Polizisten kamen und nahmen den Tatbestand auf. Eine furchtbare Aufregung herrschte unter dem Christenvolk, welches sich in Scharen auf der Station versammelt hatte. Der weiße Arzt versuchte die Halswunde zuzunähen, mußte sie aber sofort wieder auftrennen, denn die Arme drohte ihm zu ersticken. Alles mußte Ursula in vollem Bewußtsein an sich geschehen lassen; denn sie war sonst immer gesund und stark. Tränen flossen aus ihren Augen. In ruhigen Momenten schrieb sie auf eine Schultafel, die Fragen der Polizisten beantwortend. Sie schrieb auch darauf: „Rache, Rache, Rache, aber ich verzeihe ihnen!“ Einer der Herren verlangte, sie solle einen Namen nennen, doch Ursula blickte aufs Kreuz und flüsterte abwehrend: „Nein“. — Später schrieb sie noch die Worte darauf: „Meine arme Mutter!“

Bis 1 Uhr in der Nacht, also volle 12 Stunden, dauerte ihr Martyrium. Sie hatte noch einmal eine große Atemnot, wurde dann stiller und stiller und hatte sich schließlich vollständig verblutet. Der Pater Missionar, der sie mittags taufte, bereitete sie auf den Tod vor und stand ihr auch im letzten Augenblick liebevoll bei. Ihre Klassenlehrerin wurde von dem Unglück so angegriffen, daß sie in Weinkrämpfe verfiel und krank wurde.

Das Leichenbegängnis war ein großartiges geworden. Die Krankenschwester hatte Ursula wunderschön aufgebahrt. Im schneeweißen langen Kleide lag sie im Sarge, ein Kränzchen im Haare, eine Lilie in der Hand und dazu ein Kreuz. Weiße und blutrote Rosen rings um sie herum lagen im Sarge. So wurde Ursula bestattet. Weißgekleidete Schulschwestern mit brennenden Kerzen folgten dem Sarge. Zwölf große erwachsene Marienhausmädchen trugen abwechselnd den Sarg auf ihren Schultern. Die Kinder sollten auch singen, doch es mußte unterlassen werden. Weinen und Schluchzen und das Geschrei der Klageweiber ließ es nicht so weit kommen. Den nächsten Tag brachte der fromme Bruder, welcher den Gottesacker besorgte, ein großes, weißgestrichenes Holzkreuz. Die gute Schwester Ingelosi, manchmal nannte man sie auch Imnyoni (Böglein), schrieb oder malte ihre Namen „Nokukanga-Ursula“, darauf und dann kam auch ihre Klassenlehrerin, Schwester Mahleka, d. h. die lustig Lachende, und die beiden Schwestern pflanzten mich, den jetzt alten, ergrauten Rosenstock auf ihr Grab.

Damals freilich, war ich noch jung, frisch und voll Triebkraft. Aus Liebe und Mitleid mit der stillen Schläferin, die unter mir lag, brachte ich schnell die schönsten blutroten Rosen in Menge hervor, um gleichsam auch den lieben Schwestern ihre Mühe zu lohnen, denn sie kamen fast alle Tage nach ihrem Schulunterricht zum Grabe, brachten Wasser, mich zu begießen und beteten hier. Die gute Schwester Mahleka, sonst immer so lustig lachend, war aber noch lange sehr traurig um ihre liebe Schülerin Nokukanga. Ich schließe nun, sagte ernst und feierlich der alte Rosenstrauch an der Kirchhofsmauer, und die Blumen all, die so aufmerksam zugehört, neigten dankend ihre Blütenkelche. Die gelben Himmelschlüssel strahlten förmlich mit den leuchtenden Auglein zum Himmel empor. „Sie ruhen in Frieden“ ließ sich plötzlich eine ganz ernste Stimme vernehmen; sie kam von einem herrlich blühenden Oleanderstrauch. Aber meine lieben Friedhofsblumen, laßt euch sagen, mit Ursulas Tode war all der Kummer und die Unruhe noch lange nicht zu Ende.

Ein junger, sehr kluger Pater Missionar, allbeliebt beim Volke, hatte insgeheim einen Verdacht auf jemand geäußert und deshalb gerieten die Verwandten in große Wut, und wollten diesen Pater vergiften.

An einem späten Sommerabend wollte ein Heide, eine ganz verummte Gestalt, ein Attentat auf den Herrn Pater, den Höchsten der Station, Mafastele, ausführen. Doch Gottes Schutz war mit ihm. Mit seiner Donnerstimme verscheuchte er den feigen Mörder, welcher mit gezücktem Messer entfloh.

Sogar auf die erwachsenen Marienhausmädchen hatten es die Mörder oder deren Helfershelfer abgesehen; sie versuchten Gift in den Wassertank hineinzuschütten, wurden aber von den Fenstern aus gesehen und in die Flucht gejagt. Wochen-, monate- und jahrelanges Suchen nach den beiden Mördern blieb gänzlich erfolglos. Zuletzt vermutete man die Täter im Basutoland. — Dem war aber nicht so, sie waren in nächster Nähe. Die Missionare hatten recht in ihren Vermutungen.

So sprach der alte Oleanderbusch und schüttelte seine duftenden Blüten auf Ursulas Grab. Die immergrünen Äste neigen sich zum Bilde des Gekreuzigten und halten Zwiesprache mit ihm von der großen Liebe und der Treue. „Wer an mich glaubt, wird leben in Ewigkeit!“



Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom 15. September bis 15. Oktober gewinnen können: 1. Am Rosenkranzfest oder in der Oktav; 2. an einem beliebigen Tag des Monates; 3. Ablass von einem Jahr, so oft man, auf was für eine Weise es auch sei, die Andacht zum kostbaren Blut zu verbreiten sich bemüht.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft.

„Glaube sicherlich, daß du in der ruhigen Ertragung der Kreuze, die die Hand Gottes dir auf die Schulter legt, dem kostbaren Blute das herrlichste Loblied singest!“

P. Jos. Schneider.

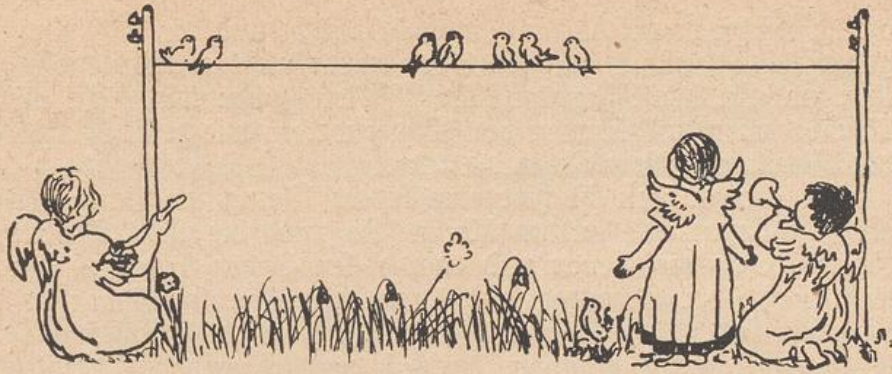
Gebetserhörnung

Der kleinen heiligen Theresia, dem heiligen Antonius, dem heiligen Bruder Konrad herzlichen Dank für Hilfe in schweren Anliegen. Veröffentlichung war versprochen. Altenerge.

Dem heiligen Joseph Dank für Hilfe im Examen. Veröffentlichung war versprochen. Sr. M. K.

Das Totenglöcklein

meldet das Hinscheiden unserer treuen Abonnenten und Wohltäter hochw. Herrn Stud.-Rat Schultheis, Hammelburg; Frau Elif. Schröder, Buer-Scholven; hochw. Herrn Pfarrer Joh. Kölfing, Recklinghausen; Frau Anna Becker, Fr. Marg. Müller, Fr. Katharina Gerard. Wir bitten um ein inniges Memento für diese lieben Verstorbenen beim heiligen Messopfer. R. i. p.



F ü r d i e K i n d e r

Mit kleinem fängt man an . . .

Liebe kleine Leser und Leserinnen der Caritasblüten! Heute mal extra aufgepaßt! Es kommt etwas für euch gradewegs aus Afrika! Hört eine kleine Erzählung, einen guten Rat und einen großen Vorschlag. Die Erzählung wird vor allem die vielen Marienkinder erfreuen und jene, die es werden wollen. Der gute Rat ist sehr leicht zu befolgen, und wenn wenigstens die meisten ihn befolgen, so ist aus dem Kleinen von selbst etwas Großes geworden! Also spitzt die Ohren und macht euch bereit auf das Neueste aus dem fernsten Winkel des Erdteiles, wo 130 Millionen Schwarze und Farbige wohnen und wo die Schwestern vom kostbaren Blute der Mission dienen . . .

Ihr wißt, daß die liebe Gottesmutter Maria in Palästina, also in Asien, gewohnt und gelebt hat. Nach Europa soll sie einmal noch zu Lebzeiten gekommen sein, als sie Spanien besuchte und Saragossa, wo man jetzt noch die Säule aufbewahrt, auf der die Königin des Himmels bei der Erscheinung gestanden hat. Eine große, herrliche Kirche ist darüber gebaut und diese uralte Stätte der allerersten Marienerscheinung ist im jetzigen schrecklichen Kriege wunderbar erhalten geblieben. Als die roten Feinde schwere Bomben auf die Kirche warfen, ging keine derselben los, und das Heiligtum steht heute noch. Betet auch ihr für die Spanier!

Nach Afrika ist die Mutter Maria ebenfalls gekommen und nach der Überlieferung sogar gegen sieben Jahre geblieben. Als sie nämlich mit dem lieben Jesuskinde und dem heiligen Joseph nach Ägypten fliehen mußte. Zum Andenken daran wird die heiligste Mutter unter diesem Geheimnisse als Patronin von Afrika verehrt. Am meisten zeichnen sich Abessinien, Uganda und Basutoland in der Muttergottesverehrung aus. Davon könnte sehr viel erzählt werden. Aber auch bei uns in Süd-

afrika wächst die Liebe zur Himmelskönigin und die Zahl ihrer guten Kinder nimmt mit jeder neuen katholischen Missionsstation zu. In der Mariannahiller Mission haben wir mehr als 25 Stationen mit Namen von Marienorten, wie z. B. Maria-tal, Revelaer, Einsiedeln und Otting.

Seit einiger Zeit ist hier eine kleine Übung im Gang, wo auch ihr sogar alle mittun könnt. Es wird die liebe Mutter Gottes besonders freuen und euch vielen Segen bringen. Ihr wißt, daß jeder Samstag nach ihrem Wunsche ein Marien-tag sein soll. Daß sie an diesem Tage besondere Gnaden aus- teilen will, wenn man sie kindlich verehrt und ihr liebstes Gebet, das „Ave Maria“, andächtig spricht. Nun hat man an- gefangen, jeden Samstag wenigstens mit einem besonderen frommen Ave Maria die liebste Gottesmutter zu grüßen, und zwar in einer bestimmten Meinung, die dem Heiligen Vater sehr am Herzen liegt. Später hört ihr mehr davon. Aber schon heute der gute Rat, gleich am nächsten Samstag auch damit anzufangen! Dann habt ihr schon bald Anteil an der sehr guten Sache, um die es sich handelt. Wenn alle Caritasblüten-Leser und -Leserinnen es tun, so ist es eine große Hilfe für den sehr ernstesten und wichtigen Zweck, den ihr später verstehen werdet. Die Kinder vieler Länder sind schon durch eine gedruckte Einladung dazu aufgefordert worden. Heute ladet euch das Blättchen aus Afrika zu dieser marianischen Mission des allsamstäglichen Ave Maria ein. Wenn immer möglich, betet es vor einem Marienaltare oder Muttergottesbilde, wäre es auch nur eines in eurem Gebetbüchlein. Aber vergeßt es keinen Samstag. Meldet es gelegentlich an die Schriftleitung der Caritasblüten im Missionshaus in Neuenbeken bei Paderborn. Wenn wenigstens hundert das tun, folgt noch mehr und Schöneres auf den heutigen kleinen Anfang!

Recht herzliche Extragrüße an alle! Ein Südafrikaner.

3

Herzlichen Dank

Allen lieben Wohltätern und Abonnenten, die im verflossenen Monat den Beitrag für die Caritasblüten einsandten, ein herzliches „Vergelt's Gott“ mit dem Versprechen des Einschlusses in unserer und der Kinder Gebete.

„Es segne sie mit ihrem Kind die allerseligste Jungfrau Maria, die Rosenkranzkönigin.“

Rosenkränze, Millionen,
Aus der Erde weiten Zonen,
Zieren nun der Jungfrau Thron.
„Heil dir, voll des Himmelsglanzes,
Königin des Rosenkranzes!“
Tönt's empor im Jubelton.

Mit der Väter frommen Ave
Weih'n wir jede Liebesgabe
Unserer Gönner, Mutter, Dir!
Schütze sie auf ihren Wegen,
Deines Sohnes Segen
Spende ihnen für und für.

Caritasblüten

Nr. 11

November

1937

Maria, Hilfe der Christen

O öffne uns dein Mutterherz,
Du mildeste der Frauen,
Du kennst ja jeden bitteren Schmerz,
Auf dich wir fest vertrauen.

Voll Inbrunst flehen wir zu dir,
Für Sünder, Arme, Kranke,
Für alle, die auf Erden hier
Im wahren Glauben wanken. -

Wir bitten für die Armen all,
Die im Gefängnis schmachten.
Wir flehen auch für jene all,
Die deinen Sohn verachten.

O wirf auch einen Mutterblick
Ins Flammenmeer der Deinen,
Sie schmachten nach dem Himmelsglück,
O hör' ihr Flehn und Weinen!

O Mutter der Barmherzigkeit,
Denk aller deiner Kinder.
Du bist die Hilf' der Christenheit,
Die Zuflucht aller Sünder! m. s.

„Die Gabe der Liebe“ / Von Erzbischof Celso Costantini,
Sekretär der Propagandakongregation
und Präsident des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung

Der heilige Paulus bezeichnet die Missionsliebbestätigkeit als eine ganz besondere Gabe der Liebe. Es handelt sich bei ihr nicht um eine gewöhnliche Liebesäußerung. Sie ist eine besonders heilige Art von christlicher Karitas, die in den Tiefen unseres heiligen Glaubens ihre Wurzeln hat.

Der Weltmissionssonntag ruft uns auch in diesem Jahr zu dieser besonderen Gabe der Liebe für die Missionen der Kirche auf. Es ist ein heiliger Appell. Niemand darf ihn überhören. Es ist ein Aufruf an die ganze Welt, ein Weckruf der Kirche Christi. Sie hat ihn immer in die Welt gerufen, in allen Jahrhunderten, in allen Sprachen, an allen Orten, in den größten Städten, in den fernsten, einsamsten Dörfern. Er wurde immer gehört. Er wird auch in diesem Jahre die reichsten Früchte echter Liebe bringen. Gibt ein jeder nur sein Scherflein, so wird die Liebe aller, in eins zusammenfließend, überwältigend sein.

Am Fronleichnamfest dieses Jahres machte unser Heiliger Vater Pius XI. dem Bischof der Nordpolländer einen Kelch zum Geschenk, den er selbst am Morgen beim heiligen Opfer benutzt hatte. Der Kelch trug die schöne Inschrift: „Pius XI., Christi Vicarius Christi praeconibus — Pius XI., der Statthalter Christi den Herolden Christi.“ Das feinsinnige Geschenk des Heiligen Vaters läßt göttliches Licht auf den wahren Geist echter Missionstätigkeit der Gesamtkirche fallen. Sie muß stehen unter dem Motto: Alle Gläubigen für alle Nichtgläubigen!

Seit uralten Zeiten war so das Opfer der Christen für die Missionen das Band der Liebe zwischen Gläubigen und Nichtgläubigen. Es war und ist noch mehr. Es ist die Grundlage und der Sauerteig für die Ausbreitung des Reiches Christi auf Erden.

Unerwartet nach Christus schrieb ein griechischer Kirchenschriftsteller an die Römer: „Seit den Ursprüngen unseres Glaubens war es bei Euch üblich, allen Brüdern auf jegliche Weise zu Hilfe zu kommen und den vielen Kirchen, die allenthalben in den verschiedensten Städten ein zerstreutes Dasein führen, das Lebensnotwendige zukommen zu lassen. So mildert ihr das Los der Armen und schickt auch jenen, die in Bergwerken arbeiten, Unterstützung.“ (Dionysius von Korinth; aus dem Brief an die Römer; Eusebius Kirchengeschichte II, 25, 3).

Diese Liebe war in der Kirche ununterbrochen wirksam. Vor stark 100 Jahren fand sie ihren heutigen organisatorischen Ausdruck durch die Gründung des Werkes der Glaubensverbreitung. Der grundlegende Gedanke dieser Organisation ist einfach, klar und fruchtbar: die Mitglieder schließen sich innerhalb der Pfarreien zu Zehnergruppen zusammen. Ein jeder

spendet jede Woche seine fünf Pfennige. So fließen die Gaben zusammen aus kleinen Pfennigstücken, so wie das Wasser des Meeres aus einzelnen Tropfen besteht.

Erinnern wir kurz an die Geburtsstunde des Werkes der Glaubensverbreitung: An einem winterlichen Sonntagmorgen des Jahres 1820 kommen fünf Frauen aus dem Volke nach Anhören der heiligen Messe zu Lyon im Hause der Pauline Jaricot zusammen. Die Jungfrau spricht zu diesen Frauen in glühender Begeisterung von den Missionen und der Pflicht eines jeden Katholiken, der äußersten Not der Missionare zu steuern, auf daß sie leben, arbeiten und viele Seelen für Christus gewinnen können. Ihre Worte finden bereite Herzen. „Ich bin zwar arm“, sagte eine der Frauen, „aber auch ich will meine Pflicht tun. Ich trage auf dem Kopfe eine weiße Haube und muß wöchentlich für das Waschen und Bügeln dieser Haube einen Sou ausgeben. Von jetzt an trage ich eine schwarze Haube. So spare ich den Sou und gebe ihn dem Werk der Glaubensverbreitung.“ So legten die sechs Frauen an jenem Sonntag das Samenkorn in die Erde für den Baum der Glaubensverbreitung, der später so mächtig wurde und jetzt mit seinen Zweigen die ganze Erde überschattet.

Der Weltmissionssonntag soll sein Wachstum fördern. Er soll die tätige Missionsliebe überall wecken. Darum ist er auch in den Missionen unter den Neuchristen eingeführt. Sie, die mit eigenen Augen die Bedürfnisse der Missionen und die Früchte der Liebestätigkeit sehen, bringen wirkliche Opfer, um ihrerseits ihren Pfennig spenden zu können. Ein Bischof schreibt mir aus China: „Der Missionssonntag wurde im verflorbenen Jahr trotz der äußerst schwierigen Lage des Vikariates überall mit besonderen Gebeten für die Ausbreitung des Glaubens und mit der Einsammlung einer kleinen Gabe gefeiert. Das Ergebnis war bei der äußersten Notlage unserer Christen gering: 155 Dollar. Doch ist diese kleine Gabe nicht ohne tiefere Bedeutung. Ich erwähne nur eine Tatsache: „In einer kleinen, aus 40 Familien bestehenden Christengemeinde hatte der Missionar die Bedeutung des Tages erklärt. Jetzt ergriff der Katechist des Ortes das Wort in der Versammlung: „Unsere Notlage gestattet uns nicht, große materielle Opfer für die Ausbreitung unseres heiligen Glaubens zu bringen. Aber dennoch müssen wir auf irgendeine Weise dem Wunsche des Papstes entsprechen und freiwillig opfern für die Bekehrung der Seelen, die das Gnadengeschenk des Glaubens noch nicht haben. Wir werden also heute den ganzen Tag fasten und das Wenige, was wir sonst für den Lebensunterhalt ausgeben, für die Ausbreitung des Glaubens spenden.“ An jenem Sonntag brannte in der ganzen Christengemeinde kein Herdfeuer, und es wurden 10 Dollar eingesammelt.“ „Unser Herr-

gott“, so schließt der Bischof seinen Bericht, „möge auf das Herz dieser guten, einfachen, christlichen Bergbewohner schauen und ihre heiligen Absichten segnen.“

So möge Gott mit seiner Gnade das Herz aller Gläubigen auf dem Erdenrund rühren, auf daß sie Gebete und Gaben für das große heilige Werk der Glaubensverbreitung zum Opfer bringen.

Es wird nicht verlangt, daß sie fasten wie jene chinesischen Christen, aber es wird verlangt, daß sie wenigstens ein kleines Opfer zu bringen verstehen, daß sie gerne spenden, was sie spenden können.

Die Missionare und die Neuchristen beten täglich zum Herrn, auf daß er hundertfältig mit seinen himmlischen Segnungen diese Gabe der Missionsliebbestätigkeit vergelte.

3

Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

(Fortsetzung)

Von Mutter M. Tertula

Seute will ich etwas erzählen von der Bischofsweihe in Mariannahill und der Einweihung und Eröffnung unseres Krankenhauses in Tzopo. — Bei unserer Rückkehr von der Visitationsreise herrschte in Mariannahill reges Leben. Alles war mit den Vorbereitungsarbeiten zu diesem seltenen Hochfeste beschäftigt. Hier bewährte sich wieder der Kernspruch unseres Vater Stifters selig: „Einigkeit macht stark!“ Man fühlte wieder so recht, daß wir eine Gottesfamilie sind. Die hochwürdigen Patres, die Brüder, unsere Schwestern und ihre Schülerinnen, alle arbeiteten harmonisch zusammen. Die Ehrenpforten wurden mit passenden, sinnvollen Inschriften versehen, die Fahnen gehißt, die Wege für den neu erwählten Bischof, Msgr. H a n i s c h, von Amtata, geebnet und geziert. 12—14 Bischöfe und Präfekten, ungefähr 60 Priester und 14 Ordensschwestern aus anderen Genossenschaften bildeten eine ansehnliche Schar von Festgästen. Unter den hohen Würdenträgern befand sich auch der päpstliche Delegat Msgr. S i j l s w i j k.

Die eigentliche Festfeier wurde am Vorabend durch Böllerschüsse eingeleitet. — Am Feste Peter und Paul sollte unserer heiligen Kirche der neue Apostel zugeführt werden.

In früher Morgenstunde begannen schon die heiligen Messen. Um halb 9 Uhr versammelte sich die Schwesterngemeinde und zog in Prozession zur Wohnung des hochwürdigsten Herrn Bischof Fleischer. Hier versammelten sich alle Festteilnehmer, um den hochwürdigen Herrn Präfekten H a n i s c h zur Vaterskirche

zu führen. Als treues Mitglied seiner Genossenschaft, war es sein ausgesprochener Wunsch, in der hiesigen Paterskirche die Weihe zu empfangen. — Zur festgesetzten Zeit bewegte sich der Zug in gehobener, feierlicher Stimmung zum festlich geschmückten Gotteshaus.

Vor dem Kloster der hochwürdigen Patres und ehrwürdigen Brüder stand die Mariannahiller Musikkapelle, deren begeisterte Trompetentöne durch die Luft schmetterten. Dazwischen dröhnten die Böllerschüsse.



Die hohen kirchlichen Oberhirten bei der Bischofsweihe in Mariannahill
29. Juni 1937

1. Päpstl. Delegat Msgr. Gijlswijk, 2. Msgr. Hanisch, der neugeweihte Bischof,
3. Msgr. Fleischer, Bischof von Mariannahill (Photo: Archiv)

Wir Schwestern durften im Mittelschiff der Kirche Platz nehmen, um der hohen Feier besser folgen zu können. — Der neu zu Weihende Bischof zelebrierte mit dem päpstlichen Delegaten. Es würde zu weit führen, wenn ich die ergreifenden Zeremonien alle schildern wollte. Stab und Kreuz erhielt der neue Bischof aus dem Nachlaß unseres Vater Stifters selig. Es war dies eine große Gunst und eine besondere Auszeichnung für den dritten Bischof der Mariannahiller Genossenschaft. Gegen Mittag war die herrliche Festfeier beendet. Darauf zog Msgr. Hanisch in seinem bischöflichen Ornat durch die Klosterkirche und erteilte allen Festteilnehmern den ersten bischöflichen Segen.

Überwältigt von der Feier des Tages verließ die Menge das traute Gotteshaus und begleitete den neuen Oberhirten zu seiner Wohnung. Unsere Gäste waren die Kreuzschwestern, die

Dominikanerinnen, die Marienschwestern, Benediktinerinnen, Solanuschwestern und die schwarzen Franziskanerinnen. Der Festtag schloß mit einer feierlichen Segensandacht in unserm Schwesternkloster. Zur festgesetzten Zeit kam der neue Bischof mit den andern Bischöfen und Präsekten und ein begeistertes „Ecce sacerdos“ vom Schwesternchor begrüßte die hohen Gäste in der Kapelle. Die schönsten lateinischen und deutschen Lieder erschallten während der Andacht, die mit einem feierlichen „Tedeum“ geschlossen wurde. Beim Verlassen der Kapelle wurden die hohen Festgäste überrascht durch eine entsprechende Beleuchtung der bescheidenen Lourdesgrotte.

Am folgenden Tag brachten die Schüler und Schülerinnen des Kollegs in der schön gezierten Festhalle dem neuen Oberhirten ihre Glückwünsche dar. Unsere Schwester Juliana hatte ein Drama aus der ersten Christenzeit in die Zulusprache übersetzt und mit den Schülern und Schülerinnen aufs vortrefflichste eingeübt. Die wohlgelungene Aufführung dieses Spieles erhöhte die Festesfreude.

Die Lehrer und Lehrerinnen von Ezenstochau und Umgebung boten dem neuen Bischof, ihrem früheren Missionar, ein schön gesticktes Messgewand als Festgeschenk an. — Katholiken aus Durban und Umgebung, der Magistrat von Pinetown und noch andere hohe Gäste, ehrten den Bischof durch ihre Anwesenheit. Ein Auto nach dem andern kam angefaßt, mit derselben Schnelligkeit trugen sie aber die Festgäste auch wieder fort. Und im trauten Mariannahill konnte das Alltagsleben wieder beginnen.

Für uns hieß es jetzt Vorbereitungen treffen für die Visitationsreise nach Transkei. Die Post wurde noch nach Möglichkeit erledigt, wozu uns das Kerzenlicht seine Dienste leisten mußte; denn elektrisches Licht gibt es hier nur auf der Centrale in Mariannahill.

Der Weg nach Transkei führte wieder über Tzopo, wo wir der Feier der Einweihung und Eröffnung unseres dortigen neuen Krankenhauses beiwohnen konnten. Der hochwürdigste Herr Bischof Fleischer erschien am frühen Morgen des 8. Juli mit einem Assistenten auf dem Festplatz. Verschiedene Gäste, darunter auch Dr. Mac Muterie, der Chefarzt des dortigen Krankenhauses. Vor dem Hauptportal hielt Se. Excellenz eine ergreifende Ansprache. Er schilderte die Verdienste der Missionschwestern vom kostbaren Blut und hob besonders hervor, daß sie echte Missionarinnen seien. Das hiesige, seit mehreren Jahren bestehende Sanatorium ist der Ruheplatz für hochbetagte und abgearbeitete Kräfte. — An der einen Seite dieser gottgeweihten Stätte entstand bald eine blühende Schule für Halbweisse und nun an der andern Seite das Hospital, eine Heil- und Linderungsstätte für die arme, leidende Menschheit,

die nicht nur in leiblicher Not, sondern oft noch in viel größerer Seelennot ist.

Der hohe Kirchenfürst nahm dann die Weihe des Hauses vor. Gegen 11 Uhr erschien der Magistrat und ein Eingeborener vom Departement von Maritzburg. Beide hielten eine treffende Ansprache über das Unternehmen und bezeigten den Schwestern ihre volle Anerkennung und wohlwollende Gesinnung. — Inzwischen waren auch die Ärzte von Tzopo angekommen und andere Gönner und Freunde.

Der Regierungsbeamte von Maritzburg öffnete nun die geschlossene Tür des Krankenhauses, worauf alle Festteilnehmer zur Besichtigung einzogen. Dem Bauleiter, dem ehrwürdigen Bruder Bonaventura, wurde allgemeines Lob gespendet für die praktischen und nett eingerichteten Räumlichkeiten des sonst so bescheidenen Baues. Schon am Tage der Einweihung erschienen Patienten. Möge Gott der Herr doch das Werk unserer Schwestern dort segnen.

Mit dem Segen des eucharistischen Heilandes, der bei unsern alten Missionarinnen täglich feierlich ausgesetzt wird, verließen wir noch am Nachmittag des Einweihungstages diese liebe Stätte und fuhren nach Emmaus. Die Fahrt dorthin dauerte etwa zwei Stunden. Stellenweise geht es ziemlich steil bergan, so daß das Kühlwasser des Motors kochte. Ein Missionar aus dem Vikariat Umtata lenkte dieses Mal das Auto und sagte scherzend: „So, nun können wir Kaffee kochen!“ Wir zogen es aber vor, nach einer Abkühlung des Motors weiter zu fahren, damit wir unser Ziel noch rechtzeitig erreichten. — In der taufrischen Morgenstille des 9. Juli, der hiesigen Winterszeit, trug uns unser Fahrzeug schon wieder in die weite Ferne. Emmaus, die letzte Heimstätte unseres Stifters selig, war bald unserm Auge entschwunden; es änderte sich das ganze Landschaftsbild. Wir hatten Natal, das Weihnachtsland, mit seinen herrlichen wellenartigen Gebirgen verlassen. Jetzt kamen wir in eine Gegend, die uns lebhaft an die Schweiz erinnerte. Die hohen Felsen mit schwindelnden Abgründen haben ja auch ihre Reize und zeigen uns die Allmacht und Größe Gottes. Dann kamen wieder weite, endlose Steppen, wo Ochsen, Kühe, Kinder, Schafe und eine Herde langhaariger Ziegen weideten. Es ist für den Chauffeur keine Kleinigkeit, das Auto richtig zu lenken, weil das neugierige Vieh den Weg gern versperrt. Abzäunungen, wie in Natal, gibt es hier nicht. Der Reichtum des Pondovolkes besteht in einem reichen Viehbestand. Doch müssen diese armen Tiere des üppigen Futters entbehren, wenn der Regen lange ausbleibt. Als Stall für das Melkvieh dient ein mit einer Kaktushecke umpflanzter Platz. Die Stacheln der 1—2 Meter hohen Kaktuspflanze dienen als Schutz gegen Eindringlinge. Kommt man in

die Nähe eines Kraals, so sieht man bei dem eben erwähnten Vieh noch Pferde, Schweine, Esel, Gänse, Hühner und Hunde. Alles läuft frei herum, und der Chauffeur muß nur auf der Hut sein, um keine Veranlassung zu einem ungewollten Braten zu geben.

Gegen Mittag nahmen wir eine kleine Rast bei einem englischen Geschäftsmann, der uns sehr gastfreundlich eine erquickende Tasse Tee anbot. Das Haus war von Eingeborenen umlagert, die uns bei unserer Ankunft mit großen Augen anstarrten. All die Schmucksachen, die der Schwarze benötigt, sowie alles, was man sonst im Haushalt braucht, war hier zu haben. Bei Mangel an Geld bezahlt der Käufer die Ware mit einem Huhn oder mit Mais.

Nach der angenehmen Rast ging die Reise wieder besser vonstatten. Bald waren wir in eine Gegend versetzt, wo die runden Kraale gleich unzähligen Bienenkörben vor unseren Augen auftauchten. Viele waren sogar noch von außen schön verziert. Hier arbeiten die englische Hochkirche und andere Glaubenssekten. Auf geeigneten Plätzen errichten sie Schulen, und zwar nach dem vom Gesetz vorgeschriebenen Abstand von fünf Meilen. Es ist sehr schwer, hier eine katholische Schule zu errichten, die dann auch staatlich besoldet wird. Wir fanden hier nett gebaute und verzierte Wohnhäuschen. — In der Betrachtung über Land und Volk versunken, sahen wir auf einmal bei hereinbrechender Dunkelheit vor uns im Tal ein kleines Städtchen, es ist Umtata, die Residenz des neugeweihten Bischofs Hanisch. Eine Menge Lichtlein entbot uns den Willkommgruß. St. Patrick, unser Reiseziel, ist nicht mehr fern! Man vermutet uns nicht in der Nähe. Wir kommen ganz unerwartet; aber es muß vorsichtig gefahren werden, damit wir den Pfahl finden, der uns als Wegweiser dient. Auf der Station sahen sie ein Auto kommen, vermuteten aber nicht, daß wir die Insassen seien. Der scharfe Wind, der heute im offenen Auto sein Spiel mit uns getrieben hatte, gab Veranlassung, daß wir uns in Tücher und Decken gehüllt hatten. Da war denn die Freude und die Überraschung um so größer, als sie merkten, daß es keine fremden Gäste, sondern die langerwarteten sind. Im Nu waren die eingeborenen Postulantinnen und Kandidatinnen zur Stelle und begrüßten ihre Mutter aus Europa. Die Wiedersehensfreude unserer guten Schwestern war groß, und der hochwürdige Pater Missionar teilte dieselbe mit seinen Schäflein. Aus der nahen Kirche grüßte uns das ewige Lichtlein, und wir dankten Gott für seinen gütigen Schutz auf der langen Reise.

Am folgenden Morgen machten wir nach Verrichtung unserer Pflichtgebete einen Rundgang auf der Missionsstation. Wir lenkten unsere Schritte zuerst auf den Friedhof, wo unsere gute Schwester Gebharda, die erste Oberin von St. Patrick, im

Mai zur ewigen Ruhe gebettet wurde. Wie viele Mühen und Opfer hat sie für diese Station gebracht, die ja auch die Zentralstätte für unsere eingeborenen Missionschwwestern vom kostbaren Blut werden soll. — Mit einem armseligen Hüttchen wurde hier der Anfang gemacht. Nun hat St. Patrick ein Kirchlein mit Lehmwänden. Auch ein kleines, praktisches Schwesternklösterchen, Noviziat und Schule wurden gebaut. Aber der Verlust unserer Oberin, Schwester Gebharda, ist noch immer fühlbar und hart, denn sie war allseits sehr beliebt.



Eiselsfuhrwerk beim Wasserholen in St. Patrick
(Photo: Archiv)

Unsere vier Postulantinnen und sechs Aspirantinnen haben in ihrem Lehmhäuschen reichlich Platz, so Gott will werden im Januar oder Februar die vier Postulantinnen unser Ordenskleid empfangen. Gerne hätten sie dasselbe aus der Hand unserer lieben Würdigen Mutter, aber... Eine unserer Postulantinnen unterrichtete in der nahen Schule. Hier besteht das Gesetz, daß Weiße von Weißen, Halbweiße von Halbweißen und Schwarze von Schwarzen unterrichtet werden müssen. Wenn schwarze Ordensleute in ihrer einflußreichen Stellung als Erzieher in den Schulen ihrer Landsleute wirken, so kann das nur von großem Nutzen für unsere katholische Kirche sein.

Hier müssen wir noch ein Dankeswort dem hochwürdigen Pater Missionar widmen, der seine ganzen Fachkenntnisse und Kräfte in den Dienst der guten Sache gestellt hat, sonst wäre St. Patrick nicht das, was es heute ist.

Weil diese Missionsstation die Pflanzstätte unseres hiesigen Nachwuchses ist, hielten wir uns etwas länger auf. Zudem

konnten wir den eigentlichen Missionsbetrieb hier besser kennen-
lernen. Würdige Mutter und meine Wenigkeit besuchten hier
verschiedene Kraals. Ich mußte sogar meine erste Reitkunst
versuchen und begleitete unsere Katechetin zu den Kranken. Die
Erlebnisse meiner Reiterei erzähle ich im nächsten Brief.

3

Wir bauen eine Grotte

Von einer Missionschülerin aus Neuenbeken

Maria und die Jugend gehören nun einmal zusammen
wie Mutter und Kind. Darum wollten wir ihr
ein kleines Heiligtum errichten, und zwar im Gar-
ten unserer Missionschule, die mehr als 80 junge
Schülerinnen zählt. Schon jahrelang war eine
Lourdesgrotte unser stiller Wunsch, und wir sollten ihn in die-
sem Jahre erfüllt sehen. In begeisterter Freude waren alle be-
reit, mit Hand anzulegen, um unserer lieben Frau eine Grotte
zu erbauen.

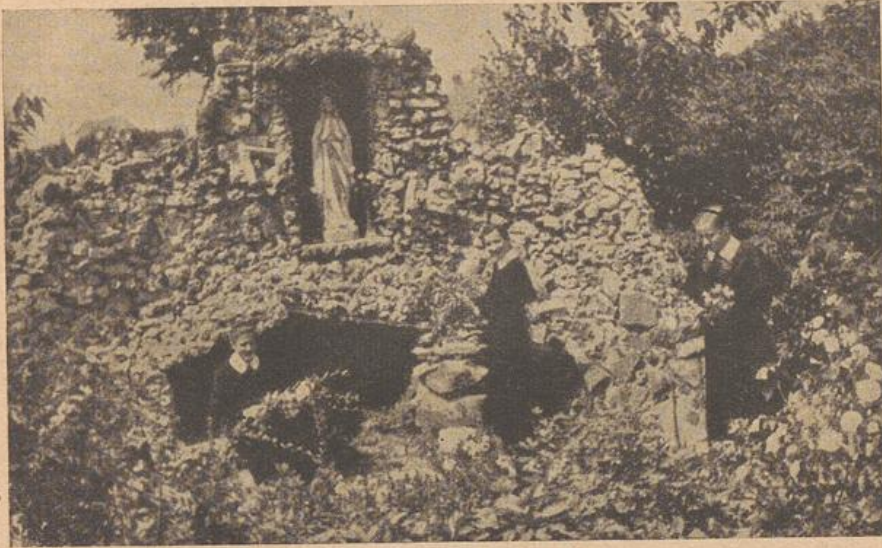
Noch war es kalter Winter, als die ersten Vorbereitungen
dazu getroffen wurden. Schnee bedeckte noch zum Teil Berg
und Tal, als wir zum ersten Male nach passenden Steinen
Ausschau hielten. Vom Spaziergang brachte dann jede von uns
einen Stein mit, ein nettes Bild, die reinste Steinewanderung!
Aber diese Steine reichten noch längst nicht aus. Zu viere
führen wir mit einem Handwägelchen zu unserem „Kongo“.
Unser „Kongo“ ist ein munteres Bächlein, das sich durch die
Wiesen Neuenbemens dahinschlängelt, es heißt eigentlich die
„Beke“. Der ganze „Kongo“ wurde abgesucht und all seiner
schönen Steine beraubt. Dann „voll geladen schwankt der
Wagen“ und „doch das Unglück schreitet schnell“. Kaum waren
wir ein paar Schritte weit gefahren — und das Unglück war
geschehen. Ein Ruck und die Schülerin lag mit der Deichsel am
Boden. Doch eine sorgfältige Untersuchung ergab, daß kein
schmerzlicher Unfall vorlag.

„Wir standen allein auf weiter Flur
Mit einer gebrochenen Schraube nur,
und Stille nah und fern.“ —

Zunächst wurde nun überlegt, wie aus dieser schwierigen
Lage herauszukommen ist. Da es gewöhnlich unter mehreren
Schülerinnen eine schlaue gibt, so hatte diesmal eine von uns
den klugen Einfall, die gebrochene Schraube durch ein starkes
Weidenstöckchen zu ersetzen. Gedacht — getan! Vorläufig war
nun der Schaden behoben, aber es bestand doch große Gefahr,
daß das Stöckchen bricht und das „Pferdchen“ wieder zu
Falle kommt. Wiederholt wurde das Stöckchen durch ein neues

ersetzt. So landeten wir denn glücklich mit Wagen und Steinen in unserem Garten. Tag für Tag ging es erneut auf die Suche nach neuen Steinen, und auf jeder Fahrt erlebten wir neue Abenteuer, und wenn es auch nur ein Absatz war, den eine von uns verlor und darum hinterherhinken mußte. —

Unterdessen war der Frühling ins Land gezogen. Da wir nun genug Steine hatten, konnten wir unseren Bau beginnen. Allein ging es nun doch nicht, da noch keine von uns mit Kelle und Mörtel umgegangen war. Darum mußte ein Maurer-



Die Grotte in Neuenbeken

(Photo: Haase)

meister kommen, dem wir als Handlanger halfen, wenn auch anfangs etwas ungeschickt. Manchmal wurde es uns recht heiß, besonders dann, wenn die warme Maisonne den ganzen Tag uns zuschaute. Aber was tat's, es war ja für unsere liebe himmlische Mutter, für die uns keine Arbeit zuviel war. Nach etlichen Tagen war die Grotte im Rohbau fertig. Es fehlte aber noch der Verputz, dafür wurde die Sakristanin zu Kate gezogen, und mit deren Hilfe war die Grotte bald ganz fertig. Zur Verschönerung wurde vor derselben auch noch ein Blumenbeet angelegt. —

Am nächsten Abend konnte dann die Einweihung stattfinden. Am Nachmittag wurden die Vorbereitungen dazu getroffen. Der Garten wurde beslaggt und die Grotte mit Blumen geschmückt. Nach einer Ansprache unseres hochwürdigen Herrn Rektors brachten wir der lieben Gottesmutter in entsprechenden Liedern den ersten Gruß in ihrem neuen Heim dar. Die Freude aller an diesem Tage war übergroß; denn nun sahen sie ihren langgehegten Wunsch erfüllt.

Nun haben wir endlich ein trautes Plätzchen Unserer Lieben Frau. Täglich, aber ganz besonders an Sonn- und Festtagen, eilen wir zu unserer himmlischen Mutter, um ihr unseren kindlichen Gruß zu bringen und ihr unsere kleinen Freuden und Sorgen zu erzählen. —

So hat Maria ein neues Heim bei uns gefunden, inmitten ihrer Blumen und Kinder. —

3

Der fluge Einfall

Alphonso, König von Arragonien, besichtigte eines Tages in Begleitung mehrerer Höflinge die Schätze eines Juweliers. Kaum war er hinausgetreten, so stürzte der Händler ihm nach und beklagte sich bitter über einen Diebstahl, da ihm soeben ein wertvoller Diamant abhanden gekommen sei. Kurz entschlossen trat der König wieder ein und ließ ein großes Gefäß mit Kleie gefüllt herbeibringen. Alsdann nötigte er seine Umgebung, in dasselbe mit geschlossenen Händen hineinzufahren und sie geöffnet zurückzuziehen; er selbst machte den Anfang. Nachdem dies beendet war, befahl er dem Juwelier, das Gefäß auf einem Tisch umzuschütten, und der Diamant zeigte sich ebenfalls. So fiel auf niemand ein entehrender Verdacht und einer peinlichen Skandalgeschichte war vorgebeugt.

3

Der Indianer

Ein Indianer, welcher einst in den Wäldern Virginiens jagte, um für Frau und Kind ein Stück Wild zu schießen, verirrte sich und wurde von der Nacht und einem Gewitter überfallen. Ganz erschöpft kam er endlich an das Haus eines Pflanzers und bat ihn mit demütiger Gebärde um ein Obdach. Mit harten Worten wies ihn der weiße Mann zurück. Beinahe verschmachtend vor Hunger und Durst flehte der arme Wilde nun um ein Stück Brot und einen Trunk Wasser; aber auch dies schlug ihm der Unmensch ab. „Nein,“ sagte er, „nichts sollst du haben! Fort mit dir, Hund von einem Indianer!“ Traurig suchte der Wilde den Weg nach der Hütte.

Nun trug es sich zu, daß einige Zeit nachher eben dieser harteherzige Pflanze sich auf der Jagd verirrte und nach einem langen Tagesmarsche die armselige Hütte eines Indianers erreichte, wo man ihn willkommen hieß. Auf seine Frage nach dem Wege und nach der Entfernung von den Häusern der Weißen, sagte ihm der Indianer, daß er sie nicht mehr in der Nacht erreichen könne, und da man ihm freundlich ein Nachtlager, Speise und Trank anbot, so nahm er dieses mit frohem Herzen an, aß in der Hütte des Wilden und schlief auf seinem Bett. Mit Tagesanbruch führte ihn sein Wirt durch den

Urwald, bis sie nahe an den Wohnungen der Weißen waren. Als der Indianer von dem Pflanzer Abschied nahm, schaute er ihm ernsthaft ins Gesicht und fragte ihn, ob er ihn nicht kenne. Wie ein Blitz dachte jetzt der Pflanzer, daß der Wilde, welcher mit Pfeil und Bogen und Tomahawk vor ihm stand, derselbe sei, den er so hart verjagt hatte. Von Scham und Furcht



Die Eltern unserer Schw. Eucheria und Rosalia, † 20. 5. 27,
und Onkel und Tante von Schw. Narcissa; Herr und Frau
Bücher feierten am 20. Oktober ihre goldene Hochzeit.
Heil dem rüstigen Jubelpaar!

(Photo: Schönebeck)

ergriffen, sich in der Gewalt dieses schwer gekränkten Mannes zu wissen, brachte er mit zitternder Stimme Entschuldigungen vor und bat um Verzeihung. Aber der Indianer unterbrach ihn bald mit den Worten: „Wenn wieder einmal einer von den armen Rothhäuten, meinen Brüdern, an deiner Türe um einen Trunk Wasser bitten sollte, so sage nicht wieder: Fort mit dir, Hund von einem Indianer!“ Dann wendete er sich von ihm ab, trat seinen Heimweg an und ließ den Weißen beschämt stehen.

REQUIESCANT IN PACE!



Unsere verstorbenen Mitschwwestern Nov. 1936 bis Nov. 1937

Schwester M. Henrika, Christina Pötters, geboren am 22. Juni 1871 in Krefeld, Rheinland; Eintritt: 4. Oktober 1901.

Schwester Henrika, die im 66. Lebensjahr am 28. September im Hospital von Mariannahill ruhig und sanft ihre Seele aushauchte, war gebürtig aus Krefeld. Im Oktober 1901 trat sie in unsere Genossenschaft ein und kam 1903 in die Südafrikanische Mission. Immer schwächlich und vielfach kränklich, hat sich die gute Schwester redlich bemüht, während ihres fast 35jährigen Ordenslebens der Mission möglichst zu nützen. Wo immer der Gehorsam sie hinstellte, hielt sie mit der Gnade Gottes durch. Am Vorabende des Festes des heiligen Michael starb sie ganz ruhig unter dem Beistand zweier Priester und ihrer betenden Mitschwwestern. Am Begräbnis beteiligte sich der hochwürdigste Herr Bischof und der bereits 80jährige hochw. Vater Abt Gerard. Die ehrw. Brüder verschönten die Begräbnisfeier durch ein mehrstimmiges deutsches Lied. Möge liebe Schwester Henrika uns recht viele Berufe erleben, welche die durch den Tod gerissenen Lücken der opfermutigen Schwestern wieder ausfüllen.

Schwester M. Bonaventura, Crescentia Gutschmidl, geboren am 3. Februar 1862 in Waldkirchen, Bayern; Eintritt: 22. Oktober 1888.

Im schönen Allerheiligenmonat hat im Herz-Jesu-Heim bei Tropa die 74jährige Schwester Bonaventura ihren Flug zum Himmel genommen. Ihren ersten Wirkungskreis fand sie in Mariannahill, dann für zwei Jahre in Maria Thal und vom Jahre 1907 bis 1931 als regsame Krankenschwester in Maria Trost. Wo immer sie tätig war, gab sie das Beispiel einer ruhigen, still arbeitenden Ordensschwester, die nicht viel Aufhebens von sich machte. Bei den Eingeborenen war sie sehr beliebt, und hatte deren vollstes Vertrauen gewonnen. Nur schwer trennte sich Schwester Bonaventura im Jahre 1931 von ihrem so lieb gewordenen Wirkungskreis in Maria Trost, um wegen eines Nervenleidens ins Sanatorium überzusiedeln. Still und ergeben ertrug sie die vielen Opferchen, die ein solches Leiden mit sich bringt, und suchte stets, ihrer Umgebung nichts zu ertragen zu geben. Am 12. Nov. 1936 erlöste ein sanfter, ruhiger Tod unsere liebe Mitschwester von ihren Leiden.

Schwester M. Lidwina, Maria Löwen, geboren am 7. Januar 1853 in Wienekendonk, Rheinland; Eintritt: 17. Dezember 1886.

Schwester Lidwina, eine unserer ältesten Pionierinnen, beschloß am 27. Januar 1937 im 85. Lebensjahr ihre irdische Pilgerschaft im Sanatorium bei Tropa, Natal. Es war ihr das große Glück zuteil geworden, volle 50 Jahre in der Mission zu arbeiten, zu beten und zu leiden. Ihre erste Wirksamkeit fand Schwester Lidwina als Krankenpflegerin in Mariannahill; dann war sie bis in ihr hohes Alter auf verschiedenen

Missionsstationen in der Näherei tätig, bis ihre Kräfte zusehends abnahmen. Sie war eine der ersten Schwestern, die das Sanatorium bezogen. Auch hier machte sie sich noch manches Jahr durch Handarbeiten nützlich, bis das Augenlicht für diese Arbeit nicht mehr hinreichend war. Geduldig und ergeben litt sie, freudig jede kleine Aufmerksamkeit der Schwestern mit kindlichem Lächeln annehmend. Noch am Tage vor ihrem Sterben versicherte sie der Schwester Oberin, daß sie gar nichts mehr beunruhige. Sie starb eines ruhigen Todes, im Beisein des Priesters und ihrer Mitschwestern am 27. Januar 1937, mittags 2.30 Uhr.

Schwester M. Oliva, Helena Theis, geboren am 9. April 1897 in Duisburg, Rheinland; Eintritt: 5. April 1918 in Diefflen, Saar.

Während sich die Exerzitiantinnen am Schlusse der Einkehrtage morgens bei der heiligen Messe zum neuen Lebenskampf den Segen erflehten, rüstete sich in der nahen Krankenzelle unsere Schwester Oliva zum letzten, schwersten Kampfe, der entscheidet über eine lange Ewigkeit. Kurz vor 6 Uhr war ihr der göttliche Heiland noch als Wegzehrung gebracht worden, und bald darauf begann auch schon der Todeskampf. Aus der Kapelle drangen verloren die Klänge der Singmesse in das Sterbezimmer:

„Näher, noch näher, fest an Dein Herz,
Ziehe mich, Jesus, in Freude und Schmerz...“

Hier bei unserer Mitschwester, die ihre Kräfte ganz der Betreuung unterernährter Kinder in Deutschland widmete, wurden diese Worte greifbare Wirklichkeit. Jeder Atemzug, der sich mühsam der kranken Brust entrang, trug die Gottesbraut dem Herzen ihres Heilandes näher, an dem sie bald ausruhen sollte von allem Erden Schmerz. Am Abend wurden die Atemzüge immer flüchtiger und als man eben zum „Engel des Herrn“ läuten wollte, flog ihre Seele heim.

„Ich möcht' beim Ave-Läuten
Einst steh'n vor Gottes Thron...“

Es war wirklich ein seltsames Sterben.

Schwester M. Opportuna, Luise Gilbacher, geboren am 17. Oktober 1885 in Großheubach, Bayern; Eintritt: 8. Oktober 1913.

Seit vielen Jahren herzleidend, hat sie durch ihre Kränklichkeit stille und fruchtbare Missionstätigkeit in Leiden, Gebet und ungekannten Opfern ausgeübt. Fast unvermerkt ging Schwester Opportuna ohne jeden Todeskampf unter dem Gebet der Umstehenden in die Ewigkeit ein. Es war am Feste Mariä Lichtmess, $\frac{1}{4}$ nach 10 Uhr abends. Welch schönes Sterben eines Marienkindes, einer Braut Christi! Konnte man hier nicht das Evangelium des Tages nachsprechen: „Nun entlässest Du, o Herr, Deine Dienerin in Frieden!“ Wir hoffen, daß auch der zweite Teil des Lobgesanges an unserer lieben Mitschwester in Erfüllung gegangen ist, und ihre Augen schon das Heil Israels schauen dürfen, unverhüllt, im Glanze des ewigen Lichtes.

Schwester M. Urbana, Barbara Luger, geboren am 6. Oktober 1874 in Pizling bei Cham, Bayern; Eintritt: 20. Februar 1902.

Schwester Urbana hat 33 Jahre lang ihre Kräfte in den Dienst der Mission gestellt. Aus Mariannahill gingen uns folgende Mitteilungen über ihr Hinscheiden zu. Am 21. April, morgens vor der heiligen Messe, ging unsere liebe Schwester Urbana ins bessere Jenseits hinüber. Vieles hat die Gute hienieden gelitten und geopfert. Ein langwieriges Lungenleiden hat ihr die Tätigkeit sehr erschwert und manch schlaflose Nacht verursacht und endlich auch das Lebenslichtlein ausgelöscht. Jeden Morgen opferte sie sich aufs neue als willenlose Opfergabe für die Interessen Jesu auf. — Schwester Urbana arbeitete als

eifrige Missionarin auf verschiedenen Missionsstationen; zuletzt war sie in Maria Einsiedeln. Immer zeichnete sie sich durch große Opferwilligkeit und Treue in ihren Pflichten aus. Als ihre Kräfte versagten, wurde sie ins Krankenhaus nach Mariannhill gebracht, wo sie noch sechs Monate unter der liebevollen Pflege der treuen Mitschwester verbrachte, bis ein sanfter Tod die geläuterte Seele von dem zu einem Skelett abgemagerten Körper erlöste.

Schwester M. Bertranda, Anna Czoch, geboren am 25. Januar 1901 in Oberburg-Runzendorf; Eintritt: 28. Mai 1923 in Hammelburg.

Auch unser Mutterhaus opferte eine ihrer guten Arbeitskräfte, unsere Schwester M. Bertranda, welche im April 1935 von Paderborn nach Hl. Blut zurückkehrte. Sie besorgte die Waschküche; weil sie aber bereits kränkelte, konnte sie diesen Posten nur ein Jahr lang versehen, und zwar bis April 1936. Sie hatte sich eine schwere Erkältung zugezogen, von deren Folgen sie nicht mehr genesen konnte. Die Kranke hat viel gelitten, aber auch viel gebetet und war ein erbauendes Beispiel für alle, die sie besuchten. Mit Freuden wartete sie in den letzten Tagen auf die Stunde, da sie heimgehen durfte, bis dann der liebe Gott am Samstag, dem 24. April 1937, ihren Wunsch erfüllte. Im Beisein ihrer Vorgesetzten und der Krankenschwester hauchte sie ruhig, ohne jeden Todeskampf, morgens halb 6 Uhr ihre Seele aus.

Schwester M. Gebharda, Delphina Klüg, geboren am 16. April 1888 in Creussenheim, Bayern; Eintritt: 26. April 1910.

Am 16. Mai verschied in Südafrika unsere Schwester Gebharda, Oberin von der armen Missionsstation St. Patrick. Ihre untergebenen Schwestern meldeten folgendes an das Mutterhaus: „Noch selten hat ein Todesfall in einer Gemeinde so tiefen Trennungsschmerz verursacht, wie jener unserer so vielgeliebten Oberin, Schwester Gebharda. Wenn wir ihr einen kleinen Nachruf widmen, so geschieht es auf Kosten ihrer verzehrenden Liebe, da es ihr letzter Wunsch war, nach ihrem Tode weder besprochen noch beschrieben zu werden. Unbeachtet, wie sie gelebt, wollte sie auch im Grabe ruhen. Die Schmerzen ihrer Krankheit wußte sie so lange wie möglich zu verbergen. Leider schlugen alle Mittel fehl, die mit liebender Sorge für ihr teures Leben angewendet wurden. Ehe wir es ahnten, am Pfingstsonntag abend 7 $\frac{1}{2}$ Uhr hatte sie ausgelitten. Am Pfingstmontag früh 10 Uhr, während das Totenglöcklein dumpf über die Station klang und unsere schwarze Umgebung von unserem traurigen Schicksal in Kenntnis setzte, wurde sie in der Kirche aufgebahrt. Nachmittags um 4 Uhr wurde sie zu Grabe getragen. Viele Leidtragende hatten sich eingefunden, und der Leichenzug glich einem wahren Triumphzug. Ein Bischof und sieben Priester, etwa 20 Schwestern aus drei verschiedenen Kongregationen, eine Anzahl Weißer aus Umtata, der nahen Stadt, Halbweiße und Schwarze folgten traurig der Bahre, die von unseren eingeborenen Kandidatinnen getragen wurde. Durch ihre selbstlose Bescheidenheit und Einfachheit, welche der Grundzug ihres Charakters war, hatte Schwester M. Gebharda alle, alle an sich gezogen. In kranken Tagen, deren sie so viele hatte, war sie ein Muster von Geduld, und in gesunden Tagen war sie voll und ganz eine vorbildliche Missionschwester vom kostbaren Blut.“

Schwester M. Wenzeslawa, Anna Keller, geboren am 17. März 1883 in Eichig b. Bamberg, Bayern; Eintritt: 13. April 1904.

Tieferschüttert traf uns die Nachricht von dem plötzlichen Tod unserer Schwester Wenzeslawa in Kivungilo, Ost-Afrika. Lassen wir Näheres unsere Schwester Engelberta erzählen: „Dieses Mal kommt eine ganz traurige Nachricht aus unserem trauten Kivungilo. Frisch, fröhlich und kerngesund trat unsere gute Schwester Wenzeslawa, mit Neg und Fischangel in den Händen, aus dem Hause, und lachend sagte sie uns:

„Heute aber bringe ich einen großen Fisch.“ — Es war am 28. ds. Js. gegen 3 Uhr nachmittags, als sie den Berg hinunter wanderte in die Drangenpflanzen, kaum fünf Minuten von unserem Hause entfernt. Kurz darauf kam auch schon ein Bursche, welcher mit noch anderen dort arbeitete, atemlos daher mit der Schreckensbotschaft, daß Schwester Wenzeslawa gefallen sei. Wir dachten, sie sei im Fluß ertrunken; dem war aber nicht so, sondern die arme Schwester traf plötzlich ein Gehirnschlag. Der hochwürdige Pater, Schwester Oberin, mehrere Schwestern und alle Arbeiter versammelten sich sogleich an der Unglücksstelle, und es wurden Wiederbelebungsversuche gemacht. Aber leider alles umsonst. Die so plötzlich Dahinsterbende empfing noch die heilige Dlung und Generalabsolution, worauf man sie dann als Leiche auf der Bahre nach Hause trug. Der Leichenzug war für unsere Verhältnisse ein sehr feierlicher. Die Schwarzen wollten sich am Grabe von ihrer vielgeliebten Krankenschwester nicht trennen.

Erwähnt sei noch hier, daß Schwester Wenzeslawa zu jenen Schwestern zählte, welche 1920 ausgewiesen wurden und nach Mariannhill reisten. Sie kehrte dann mit den ersten Schwestern 1924/25 wieder nach Ost-Afrika zurück.

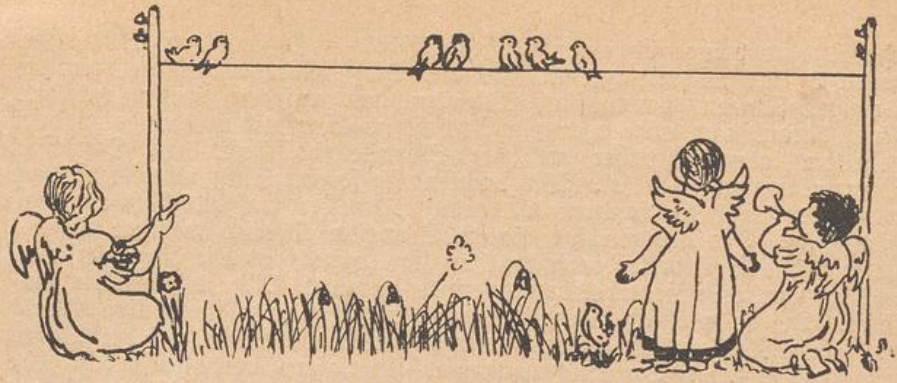
Schwester M. Lydia, Helena van den Hagen, geboren am 3. Januar 1864 in Krefeld; Eintritt: 19. März 1890.

Wiederum ist im Heiligtum des Herz-Jesu-Heims bei Tzopo, Natal, Süd-Afrika, eine lebendige Kerze erloschen. Schwester Lydia war ihr ganzes Ordensleben hindurch eine treue und vorbildliche Ordensschwester, hat stets am liebsten die niedrigsten und beschwerlichsten Arbeiten verrichtet. Dabei war sie bei allen gemeinschaftlichen Übungen, bis zur letzten Woche und hielt auch stets treu ihre Anbetungsstunde, wobei sie in der letzten Zeit fast zusammensinken schien. Nur einige Tage war sie zu Bett. Anspruchlos war sie im Leben und so auch in ihrer kurzen Krankheit. Sie wollte keine Nachtwache, sondern hieß die Schwestern, die gerne bei ihr Wache gehalten hätten, zu Bett gehen. Zu klagen verstand sie nicht. Sie hielt allen Schmerz für selbstverständlich. Während der Priester die Sterbegebete verrichtete, eilte am Herz-Jesu-Fest die Seele unserer teuren Mitschwester heim zum Herzen ihres himmlischen Bräutigams, und zwar ohne jeglichen Todeskampf. Die Beerdigung erfolgte erst am zweiten Tage und eigenartig, es war kein Todesgeruch bei ihr wahrzunehmen, und von allen Lippen kamen die gleichen Worte: „Eine heiligmäßige Seele ist von uns geschieden.“ Ihr Leben war ein einziger ununterbrochener Liebesakt.

Schwester M. Eustachia, Margareta Plum, geboren am 25. März 1892 in Neuß; Eintritt: 25. April 1914 in Hl. Blut, gestorben 28. September 1937.

Schwester Eustachia wirkte erst in Dänemark auf der Insel Bornholm, ferner in unserm Krankenhaus in Paderborn und in unserm Antoniusstift in Horst in Holland mit großer Liebe in der Krankenpflege, bis eine heimtückische Krankheit sie selbst aufs Leidenslager warf, wo sie sieben Jahre gelähmt und hilfsbedürftig wie ein Kind ein wahres Martyrium erlitt. Ein hoher Würdenträger, der dem Mutterhaus einen Besuch abstattete und dabei auch den Kranken den Segen spenden wollte, sagte: „Ich besann mich, wie ich eine jugendliche Kranke, die schon einige Jahre vollständig gelähmt ist, trösten und ermutigen kann; statt dessen fand ich eine so heitere und liebevolle Leidensgestalt, daß ich keine Trostesworte zu suchen brauchte, sondern sehr erbaut und selbst ermutigt die Krankenzelle verließ.“

Vollständig ausgezehrt, immer lächelnd, wenn man sie besuchte und dabei sich sehnd, bald mit Jesus vereinigt zu sein, hauchte sie still und ohne Todeskampf ihre schöne Seele aus. R. i. p. Forts. folgt.



F ü r d i e K i n d e r

Etwas Tröstliches vom Tode

Plauderstündchen von Schw. Engelberta, Ost-Afrika

Was fällt denn heute der alten Afrikatante da ein, — für Kinder etwas vom Tode zu schreiben?! — Warum auch nicht? Was ist denn eigentlich der Tod? Nichts anderes als der allerbeste Freund, der uns das Himmelstor öffnet, uns endlich ins richtige Heim führt. — — — Tod ist der Bruder der Liebe, ihr Zwillingbruder, nur ernster schauet er aus... Tod ist Befreiung nur, ist stummes Erbarmen. Dem Anschein nach ist der Tod immer bitter, aber nicht für den guten, gläubigen Christen. Dunkel ist er ja, er bläst alle Lichter aus, aber im Herzen zündet er ein Licht an, da wird's hell und die Seele sieht viel, sehr viel. Lieblich ist das Bild eines Gärtners, der die Menschenblumen in den Himmelsgarten verpflanzt. Wie schön ist auch das Bild: Der Tod als Schnitter mit der Sense im goldenen reifen Ahrenfelde. Rechts und links fallen die Garben und mit ihnen die schönen blauen Kornblümlein und hochroten Mohnblumen, die Klatschrosen. Reif zur Ernte, sammelt sie der Tod, führt sie in die himmlische Scheune, ins Paradies! — Nun will ich euch, liebe Kinder, ein schönes, kurzes Geschichtchen erzählen, eine wahre Begebenheit.

Also es war einmal eine gar liebe, alte Oma, sagt man heutzutage, und das Wort „Großmutter“ hat doch gewiß einen guten Klang in Kinderherzen.

Es war dies eine geistreiche, gebildete, alte Frau, die Gattin eines Schullehrers im schönen Osterreich. Sie hatte 15 Kinder großgezogen. Unter diesen liebte sie am meisten den „braven Fridolin“, und zwar deshalb, weil er unter allen der Schwächlichste und am wenigsten Begabteste war. Ihm fiel das Lernen sehr schwer, er machte dadurch seinem Vater viel Kummer. Aber brav war Fridolin immer, und beim Herrn Pfarrer des Ortes

war er der beliebteste, aufmerksamste Ministrant, nur eines tat er nicht gerne, den Herrn Pfarrer bei den Versetzgängen begleiten, er fürchtete so sehr den Tod. Es kam dem weicherzigen Knaben zu traurig vor, die Sterbenden zu sehen und deren weinende Leidtragenden. Doch die kluge Großmutter mußte ihren Lieben zu kurieren.

Nachbars Mariederl, des Försters 12jähriges blondes Töchterlein, ein an Leib und Seele engelgleiches Kind, kam zum Sterben. Schon lange war es krank und lag in seinem schneeweißen Bettchen mit roten Bäckchen, beständig lächelnd, und wartete wohlberichtet, ja freudig auf den Tod. Der Herr Pfarrer kam alle Tage zu ihr, und der brave Fridolin mußte ihn begleiten. Auch die anderen Lehrerskinder und hie und da die ganze Schulklasse kamen zu Mariederl, und diese bat die Kinder, sie sollten singen und musizieren. Sie selber wählte die Lieder, welche sie singen und spielen sollten. Auch die Großmutter kam oft zu ihr, und sie sprach vom Tode, der als Freund zu ihr kommen wird und sie ins himmlische Paradies führen werde. Die weise Großmutter, welche sehr belesen war, zitierte Schillers Gedicht von Maria Stuart, die den Tod als ihren liebsten Freund begrüßte. Und sie erzählte den Kindern, welche recht traurig um die kranke Mariederl herumstanden, von dem sterbenden, lustigen Spielmann, ein Geigerlein, welcher mit seiner Geige spielend und heilige Lieder singend dem Tod entgegen sah und so lustig starb. —

Fridolin hörte aufmerksam zu, und er ward geheilt von seiner Furcht vor dem Tode. Als dann bald darauf Mariederl selber leise mitsingend starb, und sie dann dalag wie ein lichter Engel, fürchtete er sich nie mehr vor Versetzgängen, im Gegenteil, sie waren ihm die liebsten. Auch die Bilder vom Tode in dem uralten Bilderbuch der Großmutter verstand er jetzt besser und sie kamen ihm schön und sinnvoll vor.

Wenn man Fridolin fragte, was er werden wolle, wenn er groß ist, so sagte er Metzner (Kirchendiener) und Totengräber; da wollte er die Gräber reichlich mit Blumen bepflanzen und zieren. Der Vater natürlich wollte, daß er studiere, wie die älteren Brüder, oder er sollte doch zum mindesten ein Schullehrer werden, wie der allbeliebte Vater in seiner Heimat war. So wollte es auch die Großmutter, aber Fridolin, zwar gehorsam wie immer, begann seine Studien nur mit Widerwillen, er ahnte, daß er durchfallen würde, und so kam es auch. Zweimal versuchte er's auf Geheiß des strengen Vaters, aber zuletzt nahm er doch zu einem einfachen Handwerk seine Zuflucht, er wurde Zimmermann, und zwar brachte er's darin zu großer Geschicklichkeit. Die kluge Großmutter war zufrieden und tröstete ihn, wenn sie sah, daß ihn die Geschwister des einfachen Standes wegen etwas geringschätzten. Fridolin allein

blieb von allen Geschwistern im Heimatdorfe und baute sich in der Nähe des Lehrerhauses ein einfaches aber schmuckes Holzhäuschen, die andern alle trieb es in die Großstadt, und obwohl es allen gut ging und sie gute Anstellungen hatten, so erlebte doch die Großmutter die größte Freude im Kreise der Familie ihres braven Fridolin, er lebte mit den Seinen ganz und gar nach ihren Grundsätzen und Lehren christlich-fromm. Auch eine seiner älteren Schwestern besuchte ihn mit Vorliebe, und besonders ein kleines Mädchen aus der Großstadt brachte gerne ihre Ferien bei Onkel Fridolin zu. Das nette Häuschen mit den geschnitzten Holzbalken, den vielen Blumenstöcken an den Fensterlein, die weißen flatternden Tauben auf dem roten Dache und das schnurrende Miezchen auf der Treppe sitzend, gefiel ihr viel besser als das hohe Stadthaus mit den prächtigen Gemächern. Es war so schön auf dem Lande, die grünen Wiesen und weidenden Lämmer, und wie viele liebe Erinnerungen gab es da im nahen Lehrershäuschen zu sehen von der lieben, guten Großmutter, die schon längst im Grabe ruhte. Da war noch die alte Kommode, das Nähkörbchen, der Stuhl, worin sie saß vor ihrem Spinnrade, alles hatte ihr „braver Fridolin“ hoch in Ehren gehalten, ihm war nichts zu altmodisch geworden, im Geiste sah er sie noch da sitzen und hörte ihre weisen Lehren und Aussprüche, und erzählte dieselben auch seinen Kindern und der kleinen Nichte aus Wien, die sich nicht müde hören konnte.

Auch ein großes, schönes Familienbild hing im sogenannten besten Zimmer des guten Onkels Fridolin, und an besonderen Familiengedenktagen, da befestigte er einen Kranz von Rosmarin um dasselbe, und am Sterbetag eines dieser zahlreichen Familienmitglieder, da brannte ein rotes Lichtlein vor dem Bilde.

O ja, der gute Onkel Fridolin, er war der getreue Enkel dieser weisen Großmutter, er war auch sehr klug und poetisch, obwohl er bei seinen Studien einigemal durchgefallen war, und selbst oft darüber lachte, wenn er manchmal zu sagen pflegte: „Ich kann halt keine dummen Leut' nicht leiden!“ Dies geschah, wenn er bei irgendeiner Abendunterhaltung dumme Witze machen hörte. Seine Kinder wurden brav. Sein Sohn, er hieß ebenfalls der brave Fridolin, arbeitete sich empor, wurde angesehenener Bürgermeister in seiner Heimat.

Viele Jahre sind ja seitdem, wo diese liebe Großmutter lebte, vergangen, es war ja noch in die alten „Biedermeierzeit“, wo wir unsere Reisen in Osterreich noch mit dem „schwarzgelb gestrichenen Postwagen“ machten, wo der „Postillon“ lustig in sein Horn blies, wo es noch langsam und gemütlich auf den Poststationen, wo die 4—6 müden Pferde gewechselt wurden, zuing. „Das war einmal!“ —

Doch, wo bin ich alte Tante jetzt auf einmal hingeraten —

siße im Geiste in der Postkutsche — und war doch angefangen, etwas vom Tode zu schreiben. Also wieder ins richtige Fahrwasser. Vom Mariechen, welches so schön singend gestorben ist, habt ihr, liebe junge Leser, gehört, nun muß ich euch auch ein wahres Geschichtchen von einem lieben, schokoladebraunen Negermägdelein erzählen. Es war mein liebes, braves Schulkind seinerzeit in Süd-Afrika.

Roswitha, diesen schönen Namen hatte das kleine Negermägdelein in der heiligen Taufe erhalten. Roswitha, weiße



Allerheiligensfest und Allerseelestag.
Unsere Schwestern am Grabe vom hochseligen Vater Stifter
(Photo: Archiv)

Rose, und so lag das etwa zehnjährige Kind auf seinem Sterbebette, noch angetan mit dem weißen Taufkleide, wie eine weiße Rose, und harrete des Engels, der sie wohl schon bald ins himmlische Paradies führen sollte.

Das Krankenzimmer war schön geschmückt; Blumen dufteten und ein rotes Öllichtchen flackerte zu Füßen einer kleinen Marienstatue. Der feierliche Akt der Taufe war vorüber und der hochwürdige Vater Missionar hatte das Kind soeben, nochmals segnend, verlassen. Die Schulkinder waren hinausgegangen und jetzt lag Roswitha sanft schlummernd auf dem Krankenbette. Neben ihr saß, noch in einem Buche betend, ihre geliebte Lehrerin und Katechistin, welche sie so sorgsam auf die heilige Taufe vorbereitet und unterrichtet hatte, und die denselben Namen führte, den dies schwarze Mägdelein soeben empfangen hatte.

Vor der heiligen Taufe hieß das Mägdlein Nomafastele, d. h. die mit den tieffehenden Augen wie Fenster; denn in der Tat, das Kind hatte auffallend schöne, große, klare Augensterne. Deshalb hatten ihr wohl die heidnischen Eltern den Namen Nomafastele gegeben. Jetzt waren die schönen Augensterne geschlossen, und Roswitha schien wirklich zu schlafen. Da wollte sich die gute Schwester leise entfernen. Doch siehe da, jetzt erwachte das Kind plötzlich wieder, erhob sich von selber in sitzende Stellung, streckte die Arme aus und rief die Schwester mit sanfter, bittender Stimme bei ihrem Namen: „O bleibe bei mir, ich habe was Schönes gesehen, ich, ich,“ doch die Schwester legte die Kranke zurück in die Kissen und sagte: „Mein Kind (mtanami), die Glocke ruft mich zum Gebete; die Krankenschwester Canetana, deine sorgsame Pflegerin, kommt jetzt und löst mich ab. Doch Roswitha gab keine Ruhe, sie wollte um jeden Preis reden, und so hörte die Schwester R. auch gerne ihr Erlebnis an, setzte sich zu ihr, um die Kleine zu beruhigen. Mit leuchtenden Augen, fliegendem Atem und jetzt vor Erregung fast rosigem bronzefarbenem Gesichtchen, erzählte das todkranke Mägdlein: „Ich, ich war soeben im Himmel. Ein großer, schlanker Engel, er hatte ein Gesicht und so sanfte Augen wie Schwester Roswitha hat. Er führte mich über eine blühende Wiese, an eine liebliche Quelle, mitten ins Paradies hinein. O, o, es war so schön, so schön! Jetzt möchte ich sterben, gleich sterben! Heute noch —, nein, ich will nichts mehr essen und trinken, keine Medizin mehr nehmen, nur sterben, sterben will ich, und ins himmlische Paradies an der Hand meines Engels wallen, hinauf, hinauf zu dir Nkulunkulu wami (mein Gott!).“ Ein Blutstrahl ergoß sich plötzlich über ihre Lippen, und Roswitha, die weiße Rose, lag unter blutroten Rosen auf ihrem Totenbettlein.

War das nicht ein schönes Sterben?! Kam da nicht der Tod wie ein liebender Freund?! — Die Eingeborenen im allgemeinen sterben alle leicht, sie fürchten den Tod nicht so wie die Weißen. Wir sind viel empfindsamer und anhänglicher ans irdische Leben. Der Schwarze sagt viel leichter: es ist der Wille Gottes (intando ka Nkulunkulu)! Ja, meine lieben, jungen Leser, nun aber muß ich zum Schluß euch noch etwas sagen, und zwar von einem plötzlichen, unvorhergesehenen, schnellen Tod hier in unserm lieben Kivungilo.

Unsere liebe Mitschwester, noch in den besten, tatkräftigen Jahren, die gute Schwester Wenzeslawa, ging am hellen Mittag frisch und gesund, ja freudig lachend ins Orangenwäldchen zum Fluß hinab, nur fünf Minuten von unserm Heim entfernt, fiel sie ohnmächtig nieder und war auch sofort tot. Alle Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos. Der hochwürdige Herr Pater Spiritual von Kivungilo lief schnell hinab, spendete ihr die

heilige Ölung und Absolution. Unsere schwarzen Arbeiter brachten sie tief traurig auf einer Bahre zu uns herauf und da lag dann die allbeliebte Missionarin, schön aufgebahrt unter Lilien, Rosen und Palmblättern, und sah aus, als würde sie nur schlafen. Unsere Kinder knieten um sie herum, ganz nahe, denn der Raum war enge, und beteten wie Engel laut und deutlich, und zum Schlusse sagten diese Kleinen zu unserer Verwunderung: „O Schwester Wenzeslawa, mdakatifu utu ombee (O Schwester Wenzeslawa, heilige, bitte für uns). Wir können es noch gar nicht glauben, daß unsre gute Schwester so schnell von uns geschieden ist. Die gute, einfache Seele, sie besaß die fünf goldenen fffff = fromm, friedlich, freundlich, fröhlich, fleißig.

„Ja, mitten im Leben sind wir vom Tode umgeben.

„Und wenn sich unsre Tage enden,
Mach uns, o Herr, des Todes Nahen süß,
Und führe uns an Engelshänden
Hinein zum Himmelsparadies.“



Herzlichen Dank

allen lieben Wohltätern und Abonnenten, welche im verfloffenen Monat den Beitrag für die Caritasblüten einsandten, ein herzliches „Vergelt's Gott“ mit dem Versprechen des Einschlusses in unsere und der Kinder Gebete.

Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom 15. Oktober bis 15. November unter den gewöhnlichen Bedingungen gewinnen können: 1. Am Fest des allerheiligsten Erlösers, dem 23. Oktober; 2. am Fest Allerheiligen; 3. am Allerseelestage oder in der Oktav desselben.

Goldkorn:

„Sei begierig, die Blutstropfen Christi auf dem Kreuzweg zu sammeln und sie den armen Seelen zu schenken. O kostbarer Weg! Ein Weg der Reinigung, der Erleuchtung, der Einigung mit Gott für dich, meine Seele! ein Weg des Trostes und der Erquickung für die leidenden Seelen! Liebe ihn, diesen Weg, und denke, daß du deinen verstorbenen Freunden und Anverwandten außer der Aufopferung des hl. Opfers und der hl. Kommunion keine größere Wohlthat erweisen kannst, als wenn du zu ihren Gunsten den blutigen Fußstapfen des Erlösers folgest.“

P. J. Schneider.

Gebetserhörnung

Dem heiligsten Herzen Jesu und dem heiligen Antonius herzlichen Dank für Erhörnung in einem großen Anliegen. Er. L.

Innigster Dank dem heiligen Bruder Konrad für Bewahrung vor der Heuschreckenplage. Auch wurden wir auf seine Anrufung hin mehrmals vor Hagel bewahrt. Veröffentlichung wurde versprochen.

Sr. M. G., Missionschwester vom kostbaren Blut.

Das Totenglöcklein

meldet das Hinscheiden unseres langjährigen, eifrigen Förderers und Abonnenten unserer Caritasblüten, Vater unserer lieben Schwester M. Verona, Herr August Batt aus Merzhausen, Baden, und Herr Josef Schneider, langjähriger Abonnent und eifriger Missionsfreund. Mögen den teuren Verstorbenen ihre guten Werke im Dienste des großen Missionsapostolates reichen Ewigkeitslohn bringen und den Himmel erschließen! Wir bitten um ein inniges Memento für diese lieben Toten beim heiligen Messopfer. R. i. p.

„O, wer das erhabene Schauspiel mit Augen sehen könnte, das zur Zeit des Messopfers die armen Seelen aufführen! Wie sie die Güte des blutenden Gottmenschen loben und preisen, und auch den Menschen danken, die ihnen diese allergrößte Wohlthat des kostbaren Blutes zuwenden!!!“
P. Schneider.

*

Empfehlenswerte Bücher

Der Vater der Neger. — Der heilige Petrus Claver S. J. Herausgegeben von der St.-Petrus-Claver-Sodalität. 96 Seiten Kleinoktav mit einem Titelbild und 13 Textbildern. Preis 70 g, 2,80 Kē. Bezugsadressen: **St.-Petrus-Claver-Sodalität, Wien I, Bäckerstr. 18 — Salzburg, Claverianum — in Maastricht, Bouillonstr. 4.**

Das Büchlein schildert in zwanzig spannenden Kapiteln das Heldenleben eines großen Negerapostels. Petrus Claver aus der Gesellschaft Jesu war einer der größten Heidenmissionare und er verdiente es, daß ihm das Zeitalter der Missionen mehr Verehrung entgegenbrächte. Das schlichte Büchlein möchte denn auch den Heiligen dem katholischen Volke näherbringen. Es enthält im Anhang die Messe vom Fest (9. September) sowie eine Litanei und Fürbittgebete.

Jugend-Missionskalender 1938. Dreißigster Jahrgang. Herausgegeben von der St.-Petrus-Claver-Sodalität. 64 Seiten Kleinoktav mit einer hübschen Bilderbeilage. Preis 40 g, 2 Kē.

Bezugsadressen: **St.-Petrus-Claver-Sodalität, Wien I, Bäckerstr. 18 — Salzburg, Claverianum — in Maastricht, Bouillonstr. 4.**

Ein einzig schönes Kalenderchen mit farbenfrohem Umschlag und einem allerliebsten Titelbild, das in einem wohl gelungenen Gedicht seine Erklärung findet. Bilder und Text sind vorzüglich gewählt. Es fehlt auch nicht ein spannendes Jagdabenteuer und ... das Preisrätsel! Knaben und Mädchen werden an dem Kalenderchen ihre helle Freude haben. Jugenderzieher werden es zu schätzen wissen.

Claver-Missionskalender 1938. Einunddreißigster Jahrgang. Herausgegeben von der St.-Petrus-Claver-Sodalität. 96 Seiten Großkalender. Preis 80 g, 4 Kē.

Bezugsadressen: **St.-Petrus-Claver-Sodalität, Wien I, Bäckerstr. 18 — Salzburg, Claverianum — in Maastricht, Bouillonstr. 4.**

Der altbekannte Claver-Kalender steht im Zeichen des Jubiläums der Heiligspredung des großen Negerapostels und präsentiert sich deshalb in einem neuen künstlerischen Umschlag in Kupfertiefdruck. Die Bildbeilage ist eine wohl gelungene Wiedergabe des berühmten Gemäldes aus dem Lateran-Missionsmuseum „Ein heiliger Lehrmeister und ein heiliger Schüler“. Inhalt und Bilder sind abwechslungsreich und fesselnd, so daß man den Kalender kaum aus der Hand legen mag, ehe er ausgelesen ist. Rätselfreunde werden an den Preisrätseln viel Freude erleben.

Caritasblüten

Nr. 12

Dezember

1937

An die Unbefleckte

Herrlichste der Frauen
In des Himmels Höh'n,
Laß mich Dich anschauen!
O, wie bist Du schön!

Strahlend, wie die Sonne,
Bist Du, Gottes Schrein!
Du des Höchsten Wonne!
O, wie bist Du rein!

Mutter voll Erbarmen,
Voll von Liebesglut,
Neigst Dich zu uns Armen!
O, wie bist Du gut!

Spendest Deine Gaben
Jeden Tag auf's neu,
Jungfrau hoherhaben,
O, wie bist Du treu!

Mutter ohne Fehle,
Makellos und rein,
Dein sei meine Seele!
Sieh' ich bin ganz Dein!

Du mein Lieb' und Leben,
Meine Herzensfreud',
Dir bin ich ergeben,
Dein in Ewigkeit!

m. s.

Visitationreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

(Fortsetzung)

Von Mutter M. Tertula

Von St. Patrick's aus besuchten wir Ewele, eine Missionsstation, wo seit einigen Jahren die Ursulinen tätig sind. Wir wurden sehr liebevoll aufgenommen. Weil das Hauskapellchen zu klein ist, muß am Sonntag eine Hütte als Gotteshaus dienen, damit alle Christen Platz finden. — Wie wir, so reiten auch die Ursulinen aus, um den Kranken und Sterbenden beizustehen. So unterstützen sie eifrig den Pater Missionar in seinen vielen Arbeiten.

Am 19. Juli reisten wir nach C o f i m - W a b a, wo vier von unsern Schwestern tätig sind. Die Station ist ein kleines Städtchen und bietet besonders vielen Halbweißen ein Heim. Die Wege führen meistens über eine große Ebene, wo eine Menge Vieh weidet. Die Regierung sorgt hier für Wege- und Brückenbau. Das Eingeborenen-Parlament, Bunga genannt, betreut unter Oberaufsicht der englischen Behörde die Bevölkerung in der Transkei. Trans heißt jenseits, und Kei heißt der Fluß; somit heißt Transkei: Das Land am jenseitigen Ufer des Kei. Zu Transkei gehört das Pondo-, das Tembo- und das Griqualand. Die Pondos bekleiden sich mit weißen Decken, die Frauen tragen weiße Röcke. — Die Nationaltracht der Tembos ist dieselbe, nur wählen sie statt der weißen die rote Farbe. Die Griquas wohnen meistens in kleinen Städtchen und haben europäische Kleider.

Unsere Gedanken weilten während der Fahrt bei den Lieben daheim, als unser Auto plötzlich mit einem gewaltigen Ruck zur Seite flog. Ein Pferd wollte gegen dasselbe springen; aber der sicheren, fachkundigen Hand des Autolenkers gelang es mit einem geschickten Griff, jedes Unglück zu vermeiden. Dem lieben Gott sei Dank. — Wir erreichten dann unser Ziel, welches dieses Mal Cofim-Waba war. Wir besichtigten die Missionsstation. Die Schulkinder veranstalteten eine schöne Willkommfeier mit sinnreichen Theaterstückchen, schönen Reigen und Liedern. Unsere Schwestern leiten hier eine Halbweißen-Schule. — Dann schlug auch hier wieder die Abschiedsstunde, und wir steuerten der Station St. G a b r i e l zu. Hier leisteten drei Schwestern dieselben Dienste, welche die heiligen Frauen den Aposteln widmeten.

Unsere Reise ging nun nicht durch die Ebene, sondern durch tiefe Täler, über Berge von schwindelnder Höhe, an gähnenden Abgründen vorbei. Die Wege waren oft nur so breit, daß unser Auto mit knapper Mühe passieren und sich nur schrittweise bewegen konnte. Wir waren öfters in einer Höhe von 3000 bis 4000 Fuß. Manch stiller Seufzer stieg zum Himmel. Wir hüllten uns fest in unsere Tücher, denn es machte sich eine recht empfindliche Kälte bemerkbar. Die gewaltigen Drakensberge mit ihrer schönen, weißen Schneehaube zeigten sich uns einmal; aber wir mußten feststellen, daß wir uns geirrt hatten; schnell wurde der Rückweg angetreten.

Noch einige scharfe Kurven, verschiedene steile Abgründe und holprige Wege, und nun öffnete sich eine herrliche Talmulde, in der die Missionsstation St. G a b r i e l wohlgeborgen liegt. Auch hier machte der Besuch unserer Würdigen Mutter große Freude. In der zweiten Nacht fiel ein wohlthuender, erquickender Regen; wir hofften, daß auch St.

Patrick's etwas mitbekommen würde, weil dort seit vier Monaten kein Tropfen Wasser mehr gefallen, und man ist dort ganz auf das Regenwasser angewiesen. Es wird sorgfältig für die Küche aufbewahrt. Alles andere Wasser muß täglich weit her mit einem Eselsfuhrwerk herbeigeschafft werden; in St. Gabriel dagegen hat man keine Wassernot. Der Boden ist sehr fruchtbar, so daß sogar alle europäischen Getreidearten, Gemüse und Obst vorzüglich gedeihen.

Der so sehr erwünschte Regen brachte uns aber anderseits auch in eine Besorgnis, weil die Flüsse dann gewöhnlich stark anschwellen. Wir mußten über den Cala-Fluß, das Auto stand am andern Ufer. Glücklicherweise war das Wasser noch nicht gestiegen, und gelangten wir unter Begleitung der guten Schwestern und der Kinder von St. Gabriel wohl-



Einer von den vielen Flüssen, die wir durchqueren mußten.
Würdige Mutter sitzt vorne im Auto, neben den Chauffeur.

(Photo: Archiv)

behalten ans andere Ufer. — In Cala besuchten wir die Dominikanerinnen. Mutter Cecilia, die frühere Generaloberin, ist hier Hausoberin. Überall wurden wir recht liebevoll aufgenommen. Unser eigentliches Reiseziel war jedoch wieder St. Patrick's; aber der Weg führte uns an Landsend vorbei, wo ebenfalls drei unserer Schwestern die Marthadienste versehen. Zu schnell verrannen die Stunden unseres Zusammenseins. Am Samstag, dem 24. Juli, erreichten wir endlich wieder St. Patrick's. Von ferne winkte uns ein Triumphbogen entgegen, den man zu Ehren des neuen Bischofs errichtet hatte, der Tags zuvor St. Patrick's mit seinem Besuch aufwartete.

In dem naheliegenden kleinen Städtchen Umtata fand die Inthronisation des neuen Bischofs statt. Die Kirche war bis zum letzten Platz gefüllt. Zuerst wurde den Gläubigen die päpstliche Ernennung vorgelesen, dann folgte die Weihe und die Überreichung der Mitra und des Bischofsstabes, worauf die Priester seines Vikariates dem neuen Oberhirten Treue und Gehorsam gelobten. Bischof Demont hielt eine er-

greifende Ansprache, worauf der neue Hirte an seine Herde liebevolle Worte des Dankes und der Freude richtete.

Am Fest der heiligen Anna durfte ich meinen ersten Reitversuch machen. Gegen 1 Uhr wurde der Schimmel gesattelt und vor die Treppe des Hauses geführt. Mit Not und Mühe und unter dem Beistand der guten Schwester Isidoris gelang der Aufstieg. Sie führte nun das Kößlein zum Gartentürchen hinaus und überließ mich meinem Schicksal. Schwester Hyazintha saß im Nu auf dem Rücken ihres Braunen und machte den Vorritt. Doch, o weh, mein Kößlein wollte nichts von mir wissen. Es war so höflich, mich nicht abzuwerfen; aber es blieb auf derselben Stelle stehen. Ich konnte machen, was ich wollte, der Gaul rührte sich nicht! In meiner Not rief ich um Hilfe. Schwester Hyazintha kehrte sofort um, nahm das Pferdchen beim Kopf und wollte es so neben sich führen. Auch dieser Versuch mißlang! Nun wurde ein Junge herbeigerufen, der das Pferd führen sollte. Er nahm es beim Zügel und zog und zog; aber o weh, ganz vergebens! Man schickte den Jungen wieder weg. Nach all den Mißerfolgen sank mein Mut in die Schuhe, und ich bekam Angst. Deshalb schlug ich meiner Mitschwester vor, sich nach einer anderen Begleiterin umzusehen, weil sie mit mir nicht ihr Ziel erreichen würde. Doch das gab's nicht! Kurz und entschieden sagte sie: „Nein, das machen wir anders! Wir wechseln die Pferde!“ Ich bekam nun den hochbeinigen Braunen, und sie bestieg meinen Schimmel. Langsam trottete der Braune mit mir fort. Doch des Trottelns müde, faßte ihn Schwester Hyazintha beim Kopf und führte ihn neben sich her. Das Pferd fühlte, daß es einen ungeschickten Reiter trug und ging recht vorsichtig, um mich nicht abzuwerfen.

Bald hatten wir den Abhang hinter uns, und es ging nun durch eine kleine Ebene und einen Bach. Nun mußten wir ziemlich steil bergan. Ich erhielt meine Anweisungen, die ich zu befolgen trachtete. Mein Brauner aber nahm eine schräge Richtung und stürzte sich gar nicht an den Schimmel. Ich sagte zu meiner Mitschwester: „Sehen Sie, das Pferd geht mit mir gerade hin, wo es will!“ Ich mußte die Geduld der guten Schwester bewundern; denn sie kam immer wieder herbeigeritten und faßte das Pferd beim Zügel. Auf Bergeshöhe angelangt, kamen wir dann auf ebenen Weg. Links und rechts weideten Pferde der Eingeborenen. Jetzt machte ich mich schon auf Sprünge gefaßt; doch nein, mein Brauner blieb zahm, wie ein Lamm. Nun kam aber ein ziemlich breiter Fluß. Wohl oder übel, wir mußten hindurch! Der Schimmel hatte bald das andere Ufer erreicht; aber mein Pferd blieb mitten im Wasser stehen. Ratlos saß ich auf seinem Rücken. Absteigen konnte ich nicht, denn das Wasser ging dem Pferd bis an die Knie. „Vielleicht will das Pferd trinken, lassen Sie die Zügel locker“, rief mir Schwester Hyazintha zu. Das Pferd schlürfte nun in großen Zügen das frische Flußwasser. Ich zog die Zügel wieder an und versuchte meine Kunst, das Pferd weiter zu bringen, aber ich richtete nichts aus. Nun versuchte Schwester Hyazintha, das Pferd mit Steinchen zu erreichen; leider vergebens! Eingeborene, die mit einem Fuhrwerk den Fluß passiert hatten, standen am anderen Ufer, und ein Junge ging mit einem Stöckchen hinter meinen eigensinnigen Braunen. Das hatte Erfolg, und in einigen Minuten war das kühle Naß durchquert. Jetzt hieß es, einen ziemlich hohen Berg hinaufreiten; lieber wäre ich zu Fuß gegangen. So gelangten wir auf die Bergeshöhe und ritten dann einen nicht zu steilen

Abhang hinab. An einer großen Kaktushecke in einer Steppe, wo man keinen Baum und keinen Strauch mehr fand, machten wir kurze Rast. Die Schwester des jungen Chies, der uns auf einem sonntäglichen Krankenbesuch begegnet war, kam eben vom Fluß her und hatte Wasser geholt. Sie begrüßte uns, und zeigte uns bereitwilligst die Richtung, in welcher wir die meisten Kranken finden würden. Schwester Hyazintha waltete nun ihres Amtes. Dann begaben wir uns schleunigst auf den Heimritt. Heimwärts geht es natürlich besser, denn die Pferde kennen den Weg. Mein Brauner wagte jedoch nicht, mit mir zu galoppieren; denn ich war ihm viel zu ungeschickt auf- und abgestiegen. Selbst die Kaffernhunde, deren 4—5 um ihn herum bellten, vermochten nicht, ihn aus seinem Tempo zu bringen. Bald winkte uns die Missionsstation,



Das neue Hospital in Teopo

(Photo: Archiv)

die uns wie eine Dase in der Einöde grüßte. Wir waren froh, daß wir nun wieder, nach beinahe dreistündigem Ritt, glücklich in unserm Heim landeten. Manch stiller Seufzer war für uns zum Himmel aufgestiegen. Selbst die Kinder hatten für uns gebetet, sie sagten zur Schwester: „Heute müssen wir aber beten, es ist eine Schwester ausgeritten, die saß auf dem Pferd wie ein Stock!“ Mithin hatte der kleine Schelm, der unser Pferd führen sollte, schon sein Erlebnis verraten. Mein Brauner schien sich aber auch seiner Leistung ganz bewußt zu sein, den ganzen Abend und auch am andern Morgen wieherte er, so laut er konnte, im Hof herum.

Schwester Hyazintha erzählte mir, daß das Pferd immer treu in ihrer Nähe weile, wenn sie Katechese gibt. Ab und zu komme es daan schauen, ob sie noch da sei. Einmal habe sie nicht auf die Zeit geachtet, weil sie mit einem Zauberer in ein Wortgefecht gekommen sei, da hätte das Pferd auf einmal seinen Kopf zur Tür des Kraals hereingesteckt und stark gewiehert. Sie habe auf die Uhr geschaut, und es sei wirklich die

höchste Zeit gewesen, heimzureiten. Im Galopp trug das Pferd sie dann nach Hause.

Eines Tages ritt sie mit einer Ordenskandidatin aus. Sie kamen zu einer Zauberin, bei der die Kandidatin den besten Eindruck hinterließ. Ganz naiv sagte die Frau zu der Schwester: „Wenn mein Sohn einmal heiratet, dann darf er nur eine Kandidatin nehmen, das sind ja brave und geschickte Mädchen, und dazu lernen sie noch so vieles auf der Missionsstation!“

Zum Schluß muß ich noch bemerken, daß das braune Pferd, Harras genannt, früher ein wildes Offizierpferd und an einen schneidigen Ritt gewöhnt war. Die vierjährige Klostererziehung hat es so geduldig und taktvoll gemacht.

So gerne wir auch in St. Patrick's waren, so schlug dennoch die Trennungsstunde. Am 29. Juli brachte uns der hochwürdige Pater Missionar mit seinem Auto nach Umtata, und von da aus ging es mit dem Autobus nach Mont Frère, wo drei unserer Schwestern stationiert sind. Sie freuten sich sehr, daß sie nun einige Tage unsere Würdige Mutter unter sich haben durften. Sie leiten hier eine Haushaltungsschule und besorgen die Kirche. Es gab hier allerlei zu überlegen, da in dem kleinen Städtchen auch ein bescheidenes Hospital errichtet werden soll. Diese Station untersteht Msgr. Kurt, dem apostolischen Präfekten von Kokstad. Die Bauangelegenheit mußte mit ihm persönlich besprochen werden, und so fuhren wir denn zur Residenz des hochwürdigen Herrn. Bei den guten Heilig-Kreuz-Schwestern fanden wir freundliche Aufnahme.

Da der Bau des Hospitals in derselben Weise ausgeführt werden soll, wie der in Tzopo, mußten wir dorthin zurück und erreichten dann auch bald Mariannahill, wo das Fest Mariä Himmelfahrt sehr feierlich begangen wurde. — Einige Tage später besuchte unsere Würdige Mutter mit Mutter Provinzialin unsere studierenden Schwestern in St. Marienburg. Dort traf sie zu ihrer großen Freude die hochbetagte ehrwürdige Mutter Silvana von den Schwestern von der heiligen Familie. Diese hat nämlich vor mehr als einem halben Jahrhundert unsere ersten Mariannahiller Missionspioniere bei ihrer Ankunft in Durban durch viele treue Dienste unterstützt. So erzählte sie, daß die Herren bei ihrem Besuch beim Bischof von diesem fast abgewiesen wurden, weil sie sich so schlecht verständigen konnten. Nun erinnerte sich Msgr. Solivet, daß bei den Schwestern von der heiligen Familie eine Deutsche sei. Er ließ sie rufen und erzählte ihr von dem sonderbaren Besuche der Mönche. Darauf habe sie dem hochwürdigen Herrn entschieden geraten, die guten Ordensmänner aufzunehmen, den größten Teil der Nacht hätten die eifrigen Missionspioniere im Gebet zugebracht. Des andern Morgens habe der Bischof die beiden rufen lassen, um ihnen seine Zusage zu geben. Diese Mitteilung aus uralter Zeit, die ja mit dem Ursprung unserer Genossenschaft in engster Verbindung steht, bot unserer Würdigen Mutter viel Trost und Freude.



**Ein Vorbild der Pflichterfüllung
ist der freiwillige Helfer
des Winterhilfswerkes.**

Wie kamen wir nach Indien?

(Brief von Msgr. Albers)

Malang, 4. Mai 1937.

Sehr ehrwürdige Mutter!

Mit einem herzlichen Deo gratias empfing ich die frohe Nachricht, daß Sie unseren schönen Missionen Java und Madura zu Hilfe kommen wollen. Lange schon haben wir darnach gestrebt, für Madura eine Schwesternkongregation zu bekommen, die den Unterricht und die Krankenpflege auf sich nehmen will. Viel wurde in diesem Anliegen gebetet. Als wir im Februar in Manilla beim 33. internationalen eucharistischen Kongreß waren, haben wir in diesen Tagen besonders viel in dieser Meinung gebetet, um so mehr, als wir davon überzeugt waren, daß diese Tage von reichem Segen für die Missionen im Osten seien. In der Nacht vom 4. zum 5. Februar, in der Mitternachtsmesse für Männer und bei der nächtlichen Anbetung haben wir dieses Anliegen ganz besonders dem Herrn empfohlen und es ist, als ob Gott unser Vertrauen direkt belohnen wollte. Als ich von Manilla nach Hause kam, fand ich einen Brief von Pater Verbeek, in welchem er mir mitteilte, daß er am 5. Februar bei Ihnen im Mutterhaus diese Angelegenheit besprochen hat und die Sache sozusagen beschlossen ist. Als ich das las, dachte ich: „O, gerade der Tag von der Mitternachtsmesse und der nächtlichen Anbetung vom ersten Freitag im Februar!“ Nachdem ich Gott für diese Gnade gedankt habe, beeile ich mich, auch Ihnen meinen allerherzlichsten Dank zu bezeigen. Setzt wird auch für Madura, das hoffen wir, die Stunde der Gnade schlagen; denn überall, wo sich Schwestern niederlassen, und die Hand an den Pflug legen, findet Gottes Gnade sehr schnell den Weg zu vielen Herzen. Mit großer Freude begrüße ich daher ihre Genossenschaft in unserer Mission und heiße die Schwestern aufs herzlichste willkommen! Möge Ihre Kongregation in unserer Mission einer großen Blütezeit entgegengehen. Ich selbst und auch unsere Patres werden sich alle Mühe geben, Ihnen darin behilflich zu sein.

Darf ich Ihnen nun eben das künftige Missionsgebiet vorstellen? Die Insel Madura hat eine Oberfläche von 5.471 Quadratkilometer, mit mehr als zwei Millionen Einwohnern. Diese dicht bevölkerte Insel muß für den Katholizismus erst urbar gemacht werden. Unter diesem Millionenvolk gibt es vollauf Arbeit, und wenn Gottes wohlthuender Gnadensegens einmal über Madura gefallen ist, wird es ein durch und durch katholisches Volk.

Die Maduresen haben einen sehr edlen Charakter, ein feuriges Temperament, sind aber ehrlich und aufrichtig. Ein Madurese wird nicht heucheln oder sich verstellen; sondern er wird ehrlich und aufrichtig sagen, wie es steht und offene Karte spielen. — Viele Maduresen kommen nach Java, um Arbeit zu suchen, und mehrere Male habe ich aus dem Munde der Administratoren größerer Werke gehört, daß sie die Maduresen sehr gern als Arbeitsvolk haben, weil sie sich auf dieselben verlassen können.

Augenblicklich haben wir auf der Insel Madura zwei holländisch-chinesische Schulen, eine in Soemenep und eine in Pamekasan. Die Schule in Soemenep ist die größte, mit den meisten Schülern und dem besten Schulsystem. Zudem wohnen in Soemenep die meisten Katho-

liken, und ganz in der Nähe sind die großen Gouvernements-Salzwerke, wo viele Europäer und auch Katholiken beschäftigt sind.

Nach reiflicher Beratung und Besprechung mit meinem Konsultoren und mit dem Pfarrer von Madura schien es uns daher am besten, erst in Soemenep anzufangen. Sehr schön wäre es, wenn unter den fünf Schwestern eine wäre, die etwas von der Krankenpflege weiß. Ohne viele Kosten würden die Schwestern dann gleich mit einer täglichen Polyklinik anfangen können, was den Kontakt mit den Chinesen und Einheimischen am schnellsten befördern würde. Die Erfahrung hat uns hier in Java gelehrt, daß allein schon durch das tägliche Halten der Polyklinik das Vertrauen der einheimischen Bevölkerung zu den Katholiken sehr zunimmt. Dieses Vertrauen ist oft der erste Stoß zu ihrer Bekehrung. Sagen sie bitte den für Indien bestimmten Schwestern, daß ich sie herzlich willkommen heiße und ihnen schon jetzt meinen bischöflichen Segen gebe.

A. E. J. Albers, O. Carm.
Apost. Präfekt von Malang.

3

Ein Sonntag auf der Missionsstation

Von Mutter Tertula

Der erste Sonntag, den wir in St. Patrick's verbringen! Gegen halb 10 Uhr beginnt der Gottesdienst, eher können die Christen kaum auf der Station sein. Vorher ist Beichtgelegenheit und nach dem Hochamt Predigt und sakramentaler Segen. Der Mütterverein bekommt noch im Schullokal einen Bibelunterricht von unserer Schwester Hyazintha. Dann ist noch für allerlei leibliche Bedürfnisse zu sorgen; denn bald schlägt die Mittagsstunde. Der Pater Missionar sowie die Schwestern müssen für alle und für alles da sein. Das schwarze Volk hat Zutrauen zu ihnen und weiß, daß geholfen wird, wenn es nur eben geht. Der Zeiger der Uhr macht allzu schnell die Runde. Nachmittags wird noch einer Kranken die heilige Taufe gespendet; ich gehe mit, und zwar auf Schusters Rappen. In einsamer Flur, kein Baum oder Strauch ist zu sehen, in endloser Steppe liegen die Kraale. Bald ist die Hütte erreicht. Wir treten ein und finden die schwerkranke Frau auf einer Strohmatte am Boden liegen. Als Kopfkissen dient ein kleines, niederes Holzschemelchen. Das Auge muß sich hier erst an die Dunkelheit gewöhnen; denn ein Fenster findet man nicht, die Tür ist die einzigste Öffnung. Jetzt können wir bald die andern Gegenstände in der Hütte unterscheiden. Auf einmal bewegt sich ein kleiner Lumpenhaufen. Wir heben die schmutzigen Decken auf und finden noch zwei schwerkranke Kinder, ebenfalls auf einer Strohmatte liegend. Arme Geschöpfe auf hartem Lager, und was für eine Pflege! An stilles Leiden und Dulden gewöhnt, als Sklavin des Mannes darin geübt, findet die arme Frau alles selbstverständlich und gut. Ihr Mann, ein Heide, dessen zweite Frau sie ist, sitzt in der Nähe. Mit der Spendung der Taufe für Frau und Kinder ist er ganz einverstanden; aber vorsichtshalber tauft der Pater Missionar nur die sich in Lebensgefahr befindende Frau. Ein kleines Schemelchen, kaum 15 Zentimeter breit und 20 Zentimeter hoch, dient als Verstehtisch und wird mit einem weißen Tüchlein bedeckt. Ein winzig kleines Stehkreuz

und zwei Leuchter mit Kerzlein werden aufgestellt. Die heilige Handlung beginnt. Die Heiden staunen mit weit aufgerissenen Augen und harren der Dinge, die nun kommen sollen. Der Priester betet noch mit der Kranken, und dann fließt das Wasser der heiligen Taufe über ihr Haupt. Wieder ein Gotteskind mehr auf der Erde! Dann spendet ihr der Pater Missionar die heilige Ölung. Noch einige tröstende Worte folgen darauf und wir verabreichen eine kleine, mitgebrachte Erquickung.

Wir verabschieden uns und besuchen nun die nächste Hütte. Vor dem Kraal ist der reinste Viehmarkt. Kälber, Schweine, Hühner, Hunde alles läuft bunt durcheinander. Wir verschaffen uns Platz und kommen zu der sogenannten Haustiir. Die Insassen, auf einer Matte sitzend, be-



(Photo: Archiv)

grüßen uns freundlich. Im Hintergrund brütet ein Huhn in einer alten, weißen Emailleschüssel. Daneben liegt ein Kürbis, ein Leckerbissen für die Eingeborenen. Auch Mais und einige Kochgeschirre liegen am Boden. An Schränke, Tische und Stühle ist gar nicht zu denken. Der Pater Missionar erkundigt sich nach ihrer Gesundheit und spricht mit den Leuten einige freundliche Worte. Die Uhr mahnt uns, den Rückzug anzutreten. Mit eiligen Schritten steuern wir der Missionsstation zu. Doch sieh! Da kommt eine ganze Schar Reiter herangesprengt. Sie kommen immer näher und näher, machen halt und stehen uns gegenüber. Es ist der junge König des hiesigen Volksstammes, mit seinem ganzen Gefolge reitet er zu einer Versammlung. Hoch und majestätisch sitzt er zu Roß, seiner Würde sich ganz bewußt. „Kommen Sie,“ sagt der Pater Missionar zu mir, „ich stelle Sie vor, wir müssen ihn begrüßen.“ „Aber, was soll ich sagen? Er versteht ja kein Deutsch!“ „Uja pile“, kam rasch die Antwort. Ich reichte dem Chief die Hand und sagte: „Uja pile?“, ohne zu wissen, was es hieß. Nun wurde ihm klargelegt, daß ich über das große Meer von Europa gekommen sei, um unsere Schwestern und die Leute hier im Lande zu besuchen. Das

fanden die Herren sehr schön und freuten sich darüber. Als wir sagten, daß wir gern ein Foto nehmen würden, waren sie sofort damit einverstanden. Stramm setzte sich der stattliche Chief in den Sattel, und Mutter Provinzialin waltete ihres Amtes als Fotograf. Der Chief und auch die meisten Imdunas (Rats Herrn) waren in feiner europäischer Kleidung, die andern in rot- und schwarzblumige Decken gehüllt. Nachdem das Foto genommen, grüßten wir dankend, und die Köpfelein trugen die Herren in munterem Galopp davon.



Unsere verstorbenen Mitschwwestern Nov. 1936 bis Nov. 1937

Schwester M. Seraphina, Katharina Meindorfer, geboren am 10. Juli 1861 in Englmars, Bayern, trat am 26. Juli 1888 in unsere Genossenschaft ein.

Am 6. September d. J. nahm sie in Lourdes in Südafrika während des Angelusläutens ihren Flug ins bessere Jenseits. Sie hat ungefähr 49 Jahre ihre Kräfte dem Dienste der Mission gewidmet. Ihre Hauptaufgabe war die Betreuung der Kleinen. Dabei war sie auch mit in der Krankenpflege tätig. Vor allem hatte sie eine außerordentliche Kenntnis von Kräutern und Wurzeln, welche sie mit großer Mühe im Urwald sammelte für die Bereitung von Medikamenten. Die letzten fünf Wochen ihres Lebens waren schwere Leidenstage; doch war sie so gefaßt und mit dem Willen Gottes vereinigt, daß sie selbst bei Verrichtung der Sterbgebete dem Priester die Antworten gab, bis der letzte Atemzug ihre Seele vom Leibe befreite. Von den umstehenden Priestern und Schwestern sagte jeder: „So schön möchte ich auch sterben!“

Schwester M. Gualberta, Walburga Kordeuter, geb. 3. März 1875 in Itobel, Württemberg, trat am 15. Oktober 1897 in die Genossenschaft ein.

Diese schlichte Gottesbraut starb am Vorabend des Festes Mariä Geburt im St.-Marys-Hospital in Mariannahill. Sie war wohlverbereitet, da ihr ganzes Leben dem Dienste Gottes galt. 1899 kam sie nach Mariannahill, 1901 nach Ostafrika und 1920, bei der Ausweisung der deutschen Schwestern, kehrte sie wieder nach Südafrika zurück. Vielfach von körperlichen Leiden heimgesucht, wußte sie sich noch immer nützlich zu machen, bis sie infolge einer schweren Lungenentzündung nach Mariannahill ins Hospital verbracht wurde. Sie war äußerst dankbar für die liebevolle Pflege, die sie dort von ihren Mitschwwestern genießen konnte, und gab ihre Seele unter dem Beistand des Priesters dem lieben Gott zurück.

Schwester M. Gottfriedis, Marga Schwalm, geboren am 6. Okt. 1910 in Großbüllesheim, Rhld., gestorben am 16. September 1937 in Tzopo, Natal, trat am 3. März 1928 in Neuenbeken in unsere Missionschule ein.

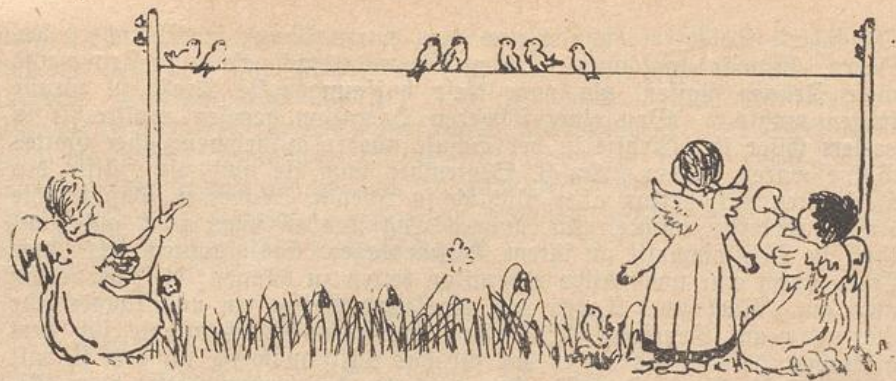
Die scharfe Totensense schnitt eine ganz junge Blume im Weinberg des Herrn. Es war ein schwerer Schlag für unsere Schwestern in Tzopo und viele Tränen flossen, als man diese hoffnungsvolle Kraft zu Grabe tragen mußte. — Von einer schweren Operation genesen, wollte sie in vollem Eifer ihre Arbeit in der Schule wieder aufnehmen; aber Gottes Pläne waren anders. Am 3. September sang sie noch die Hälfte des Hochamtes mit, bekam aber plötzlich so rasende Schmerzen, daß sie die Kirche verlassen mußte. Am andern Tag standen schon zwei gute, katholische Missionsärzte an ihrem Krankenlager. Sie glaubten, das junge Leben durch eine nochmalige Operation retten zu können; dieselbe verlief auch gut. Nach zwei Tagen trat eine neue Krisis ein und raubte jede Hoffnung auf Genesung. Schwester Gottfriedis selbst brachte sich dem göttlichen Heiland als Opfer dar für das Missionswerk, an dem sie mit ganzer Seele hing. Drei Priester, darunter der hochwürdigste Herr Bischof Fleischer, standen an ihrem Sterbebett und versahen sie mit den Segnungen unserer heiligen Kirche. Ihr Begräbnis war nach afrikanischen Verhältnissen herrlich! Die Kinder vermiffen ihre teure Lehrerin und bringen für sie ihre Sparpfennige für heilige Messen.

Schwester M. Laurentine, Anna Thomas, geboren am 27. Februar 1911 in Profekturhof, Rhld., trat am 1. Januar 1934 in unsere Genossenschaft ein und starb am 12. Oktober d. J. in Daressalam, Ost-Afrika.

Eine andere ganz unerwartete Todesnachricht brachte die Flugpost aus Morogoro ins Mutterhaus. Unsere junge Schwester M. Laurentine bestieg mit großer Begeisterung und jugendlichem Eifer im Mai d. J. den deutschen Dampfer Niassa, um in Afrika ihre Kräfte und ihr Leben dem Missionswerk zu widmen. Der Mensch denkt, und Gott lenkt! Am 8. Oktober erkrankte sie plötzlich. Der Arzt fand erst noch keine Gefahr; aber die Krankheit machte so rasche Fortschritte, daß er den Befehl gab: Direkt nach Daressalam, und zwar auf dem schnellsten Wege. Das Flugzeug wurde bestellt. Schwester Alfonsis bot sich an, mitzufahren, und in einer Stunde war das Ziel erreicht. Schwester Laurentine war aber auch an ihrem letzten Ziel angekommen. Bevor der Arzt zur Stelle war, hauchte sie ihre Seele aus auf freiem Feld im Flugzeug! Der hochwürdigste Bischof von Daressalam kam selbst auf den Flugplatz und erteilte ihr noch die letzte Absolution. Tief ergriffen klagt die Oberin über den schweren Verlust. — Nähere Nachrichten sind noch nicht eingetroffen. Der Heimgang der guten Schwester Laurentine ist ein schwerer Schlag für die Mission.

Schwester M. Sara, Gertrud Dühme, geboren am 21. Januar 1868 in Wadersloh, Westf. Am 10. April 1890 trat sie in unsere Genossenschaft ein und starb am 3. Oktober d. J.

Bei Tagesanbruch des Festes der kleinen heiligen Theresia nahm unsere Schwester Sara unerwartet rasch ihren Flug zur himmlischen Heimat. Sie stand im 70. Lebensjahr und im 48. ihres Ordenslebens. — Ein hervorragender Charakterzug war ihr kindliches Gemüt. Noch auf dem Schmerzenslager dichtete sie vor Freude über den Besuch unserer Würdigen Mutter und brachte ihre Verslein mit heiserer Stimme aber großer Begeisterung vor. Ihr größter Trost im Angesichte des Todes waren die Liebesdienste, die sie im Kreise der kleinen Ordensfamilie Gott zulieb verrichtet hatte. Sie waren immer von freundlicher Miene begleitet; dabei zeigte sie aber stets einen regen Eifer für ihre Pflichterfüllung. Die letzten Lebensjahre brachte sie auf der Missionsstation Telgte zu, bis sie infolge ihrer Krankheit in das Herz-Jesu-Sanatorium nach Tzopo gebracht wurde. Mit großem Opfermut trug sie klaglos die vielen Schmerzen, bis die kleine heilige Theresia ihre treue Freundin heimholte.



F ü r d i e K i n d e r

Das Jesuskind und die dankbaren kleinen Schwarzen

Von Schw. M. Engelberta C. P. S.

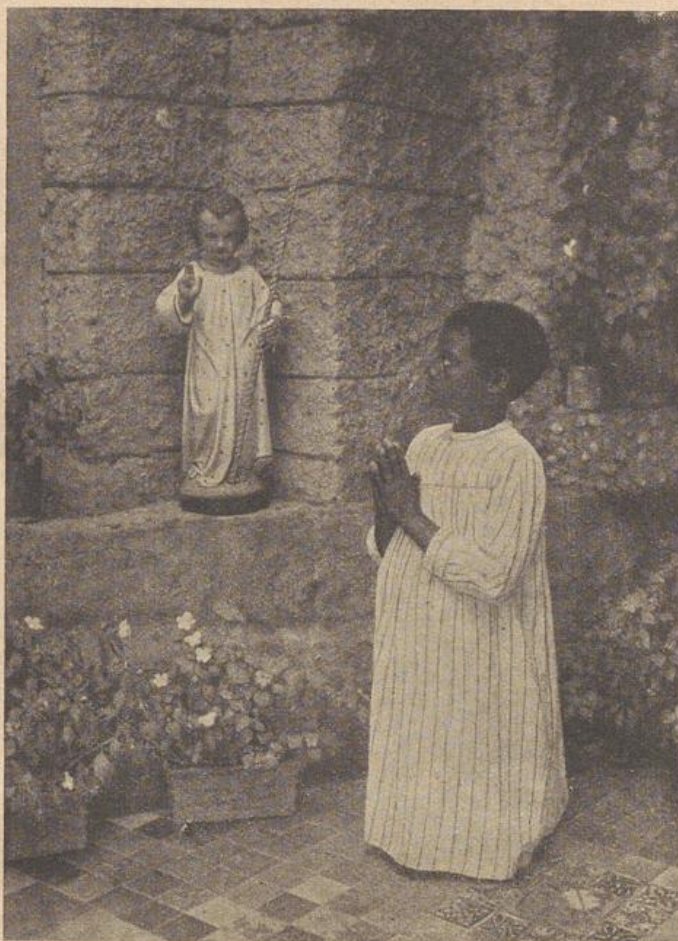
In der Knabenschule unserer Missionsstation Ezenstochau, wo ich früher war, ist ein Altärchen aufgestellt. Es thronet gar majestätisch der kleine Jesusknabe mit der Weltkugel in der Hand und blickt so liebevoll und mild auf die kleinen Schwarzen herab, die sich ungeheißt, ganz aus freien Stücken, um ihn sammeln.

Eines Tages nun — Weihnachten war nahe — sehe ich beim Vorübergehen an der Schule das Altärchen hell erleuchtet, und durch die weitgeöffneten Fenster dringen helle Knabenstimmen an mein Ohr. Unwillkürlich bleibe ich stehen und sehe auf die kleine, fromme Veterschar. Ganz vorne kniet der kleine Josef; leuchtenden Auges blickt er gar treuherzig mit schöngefalteten Händen zum lieben Jesuskind empor; ringsherum knien seine Kameraden, und aus dem Munde der Kleinen steigen Gebete auf, so innig und fromm, so aus dem innersten Herzen heraus, wie eben nur ein reines gläubiges Kinderherz beten kann.

Ich warte bis zum Schlusse der Privatandacht; denn eine solche war es offenbar, und fragte dann die fröhlich heraushüpfenden Knaben, weshalb sie denn gerade so schön gebetet hätten und ob es ihnen wohl ihr Lehrer befohlen habe? — „Nein,“ lautete die Antwort, „wir haben selber eine Novene angefangen aufs heilige Weihnachtsfest. Der Umfundisi (Herr Katechet) hat uns so viel Schönes und Gutes vom lieben Jesuskind erzählt, daß wir glauben, jetzt vor Weihnachten jeden Tag etwas vor dem Altärchen beten zu müssen.“

Da kommt noch ein kleiner Nachzügler aus der Schule heraus. Es ist der kleine Josef, den wir soeben kennengelernt haben. Er hat offenbar dem Jesuskind noch etwas Besonderes sagen müssen und war deshalb ein paar Minuten länger knien geblieben als die andern. Jetzt stand er vor mir und blickte mich mit seinem immer lächelnden Gesicht gar freundlich und unschuldig an. „Josef,“ fragte ich, „was hast du denn dem lieben Jesuskind noch Schönes zu sagen gehabt, daß du so lange geblieben bist?“ „Ich, ich,“ begann er mit sichtlich Verlegenheit, „ich, habe dem lieben Jesuskind gedankt, daß es aus Liebe zu uns ein schwaches Kindlein geworden und für uns auf die Welt gekommen ist; auch habe ich ihm gedankt, daß es uns einen so guten Baba (Vater; er meinte den Herrn Katecheten) gegeben hat.“

Wahrlich, die Dankbarkeit dieses lieben, schwarzen, kaum zehn Jahre alten Knaben rührte mich tief. Man kann zuweilen lesen, die Schwarzen seien undankbar, und es lohne sich nicht, das Geld und die Mühe, die man auf ihre Erziehung verwendet. Ich kann im Gegenteil versichern: Ich bin seit mehr als 50 Jahren mit dem Unterricht und der Erziehung schwarzer Kinder beschäftigt; Hunderte von Knaben und Mädchen waren mir anvertraut, und ich habe viele Freude an ihnen erlebt.



(Photo: Archiv)

Die meisten von ihnen sind inzwischen gute, brave Christen geworden und sind mir bis zur Stunde treu und dankbar geblieben. Jetzt gehen schon ihre Kinder bei uns zur Schule.

Wie bereitet denn ihr, liebe Kinder, euch auf das heilige Weihnachtsfest vor? Wenn ihr jetzt in den trauten Adventstagen schon jeden Tag dem Jesulein einen Gruß zuschickt und auch manch kleines Opferchen bringt, dann bringt das Christkindchen auch euch viele Gaben und liebt euch ganz besonders. Sagt ihm doch jeden Tag so recht kindlich:

Jesukindlein, komm zu mir; Mein Herz ist klein,
Mach ein frommes Kind aus mir! Kann niemand hinein
Als du, mein liebes Jesulein!

Und wer von euch hat jeden Samstag ein „Gegrüßet, seist du, Maria“ gebetet? Maria ist die liebe Mutter des Jesuleins, und sie wird euch ihr Kindlein zeigen. Über das Samstags-Ave-Maria nächstes Mal mehr.

3

Plaudereckchen

Unsere lieben, kleinen und großen Missionsfreunde! Ihr werdet sagen „Lang, lang ist es her!“ und Eure Klage ist berechtigt. Doch dafür laden wir Euch heute alle zu einem traulichen Plauderstündchen beim heimlichen Schein der Adventskerzen ein.

Doch zuerst ein herzliches „Vergelt's Gott“, meine kleine Elly aus Westbevern, wie leuchten Deine Augen so hell, Du hast sicher schon das Christkind gesehen? Und da unser „Heinz“elmännchen aus Elgermühle, Deine Augen strahlen schon vor lauter Glück, daß Du bald den König des Himmels und der Erde in Deinem Herzen beherbergen darfst; sicher wollen wir Dir gerne helfen, betend Deine Seele für Jesus zu bereiten. Und wer kommt denn da? Eine ganze Schar kleiner Leutchen aus dem Kindergarten Neumünster. Eure Augen funkeln ja silberhell, noch heller als die Silber- und Stanniolkugeln, die Ihr uns gesandt habt. Euch allen, unseren kleinen Aposteln, nochmals herzlichen Dank für Euren gutgemeinten Eifer und euere Mühe. Das Christkind wird Euch sicher ganz besonders dafür segnen. Auch unsern lieben Stanniolfreunden aus Elbing, Dypeln, Leuber, Aschaffenburg, Frankfurt, Zeholting, Düren, Rheine, Eppelborn und Paderborn, sei heute an dieser Stelle ein dankfrohes „Gott vergelt's“ gewidmet. Gottes reichster Segen sei der unverlierbare Lohn all Eurer Mühe. Fast hätte ich ja vergessen, Klärchen und Elsbeth aus Herne und Klein-Marianne aus Bever zu danken, doch nun kommt alle herein ins lichterhelle, trautwarme Stübchen. Auch Du, unsere neue, kleine Mitarbeiterin Margretchen aus Warendorf, bist herzlich eingeladen in unsern frohen Zirkel. Was wollen wir aber jetzt tun? Was wollen wir spielen? Nichts von alledem! Wir machen heute eine weite, weite Reise in ein fernes, fernes Land, ahnt Ihr wohin? Wir fahren ins Heilige Land, nach Palästina! Da treffen wir unterwegs schon unsere liebe Mutter Maria, die wir im stillen Häuschen von Nazareth besuchen wollen. Wo geht sie nur hin, die stille bleiche Frau auf dem armen Eslein? und Sankt Josef, der sorglich das kleine Grattier mit seiner süßen Last führt, gibt uns zur Antwort: „Nach Bethlehem!“

„Wollt Ihr aber, liebe Kinder, mit nach Bethlehem wandern und beim Krippllein stehen,
Muß Euer Seelchen in feinen, weißen Schuhen gehen,
Müßt ein schlankes Kerzlein tragen, das voll Sehnsucht flammt,
Und ein Kränzlein in den Haaren, das vom Himmel stammt.
Und ein Herzlein warm von Liebe, demutsvoll und still,
Weil das kleine Gotteskindlein drinnen wohnen will!!!“

Herzlichen Dank

allen lieben Wohltätern und Abonnenten, die im verflossenen Monat ein Almosen oder den Beitrag für die Caritasblüten einsandten. Christkindleins reichster Segen wird der unverlierbare Lohn ihres Missionsopfers sein.

Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut vom 15. November bis 15. Dezember unter den gewöhnlichen Bedingungen gewinnen können; 1. Am Feste Mariä Opferung, 21. Nov.; 2. am

Fest des heiligen Franziskus Xaverius, 3. Dezember; 3. am Fest des heiligen Nikolaus und 4. am Feste der unbefleckten Empfängnis.

Goldkorn.

„Siehe, das göttliche Kind hat in den ersten Tagen seines Erscheinens auf der Welt in Schmerz und Verdemütigung geblutet, und geblutet hat es vorzüglich auch für deine und anderer Menschen Kindheits- und Jugendünden. O sein Blut ist dein, meine Seele, wie das ganze Kindlein dein ist. „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt!“
P. J. Schneider.

Gebetserhörung

Dem heiligen Bruder Konrad, der heiligen Theresia vom Kinde Jesu und den armen Seelen sei inniger Dank gesagt für die Hilfe bei einer glücklichen Geburt. Veröffentlichung war versprochen.

Das Totenglöcklein

meldet das Hinscheiden unserer langjährigen, eifrigen Beförderin und Wohltäterin Frau Maria Wild aus Dortmund-Hörde, Mutter unserer lieben Schwester M. Arnolding, und unserer lieben Abonnentin und Wohltäterin Frau Maria Wolf aus Neisse, Oberschlesien, Mutter unserer lieben Schwester M. Eduarda. Wir werden die teuren Verstorbene mit unserm Gebete begleiten, und bitten unsere lieben Leser und Leserinnen um ein Memento für sie. Mögen den lieben Dahingegangenen ihre guten Werke in tausendfachem Werte in die Ewigkeit nachfolgen und ihnen bald die Anschauung des dreifaltigen Gottes erwirken.

R. I. P.

1,5 Milliarden Km.
Gachspenden in den vier WKW
Durch Dein Opfer!



**ALLEIN AN-
BEKLEIDUNGS-
STOFF
40 000 Km**

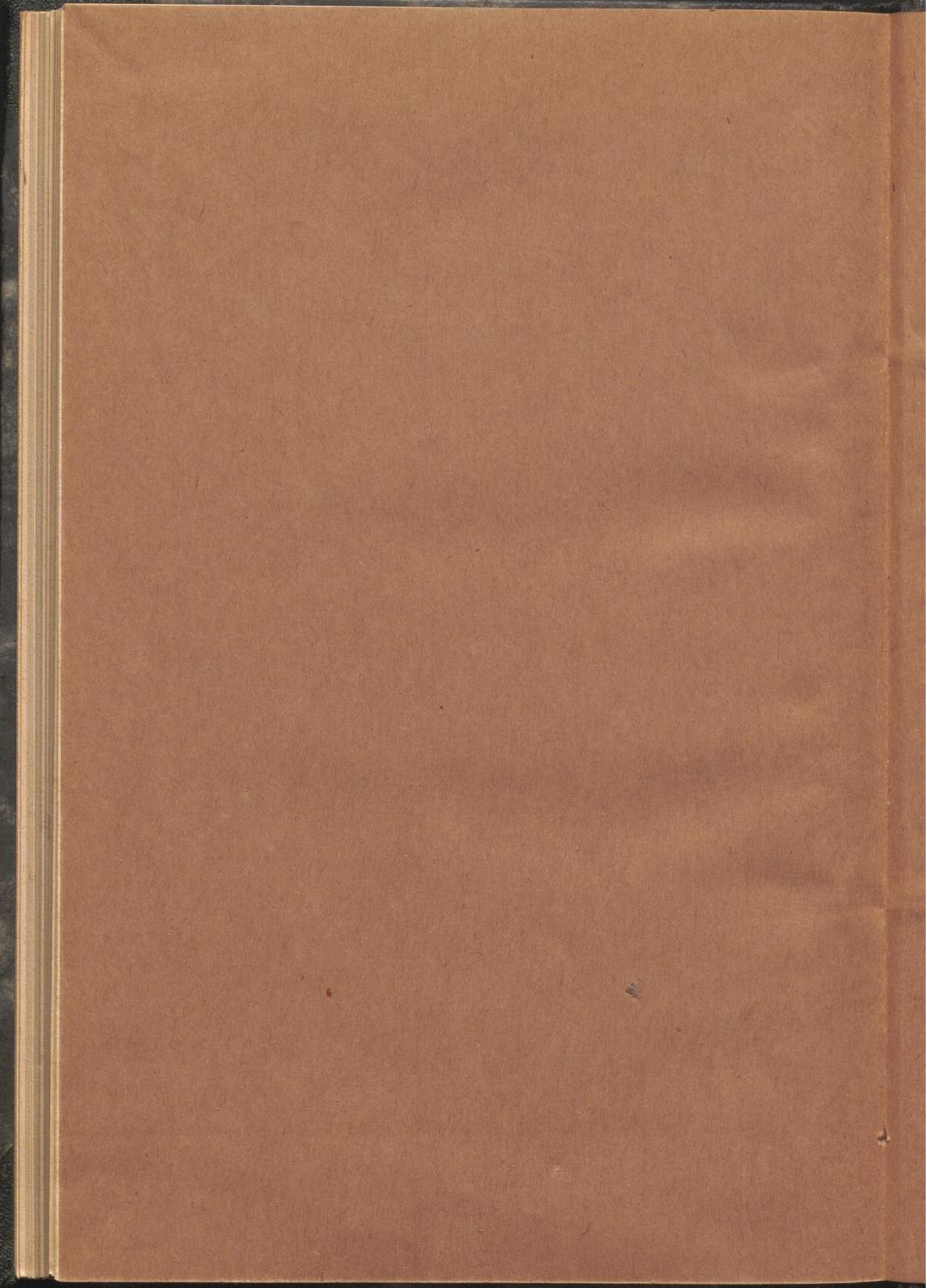
*Das entspricht
dem Umfang der Weltkugel*

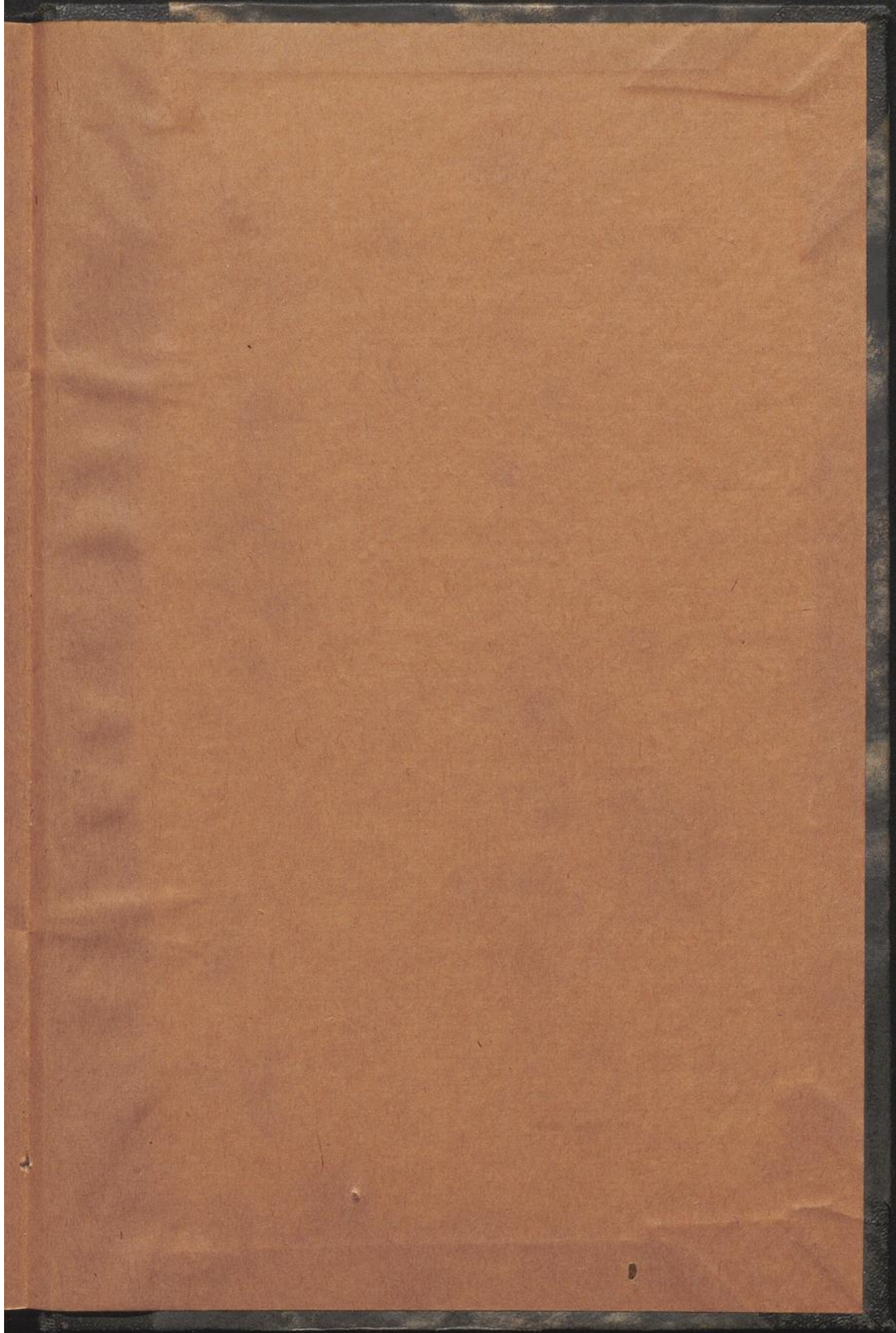
1,2

Inhalts-Verzeichnis 1937

Gedichte:		Die letzte Messe eines Missio-	
Glückseliges neues Jahr	2	närs	141
Das Häuschen in Nazareth	9	Bittet und ihr werdet empfan-	
Mariä Lichtmeß	26	gen, klopfet an und es wird	
Vertrau' auf Gott	43	euch aufgetan	159
Erde und Himmel	46	Ein Gott auf Reisen	162
Die Mutter der Schmerzen auf		Batata Mkiže	163
dem Kreuzweg	57	Ein kostbarer Fund	165
Verzage nicht, Seele	63	Der Regenmacher	166
Ostern	65	Der Geist weht, wo er will	171
Der heiligen Mutter Wieder-		Blutrote Rosen oder Jungfrau	
sehen	72	und Martyrin	183, 212
Mach' auf!	95	Die kleinen Betschwesterchen	189
Der lieben Marienkönigin	98	Die Nacht des Rosenkranzes	201
Zum Herzen Jesu	117	Der kluge Einfall	228
Unsere liebe Frau vom heiligen		Der Indianer	228
Sakrament	122	Nachrichten aus dem Mutter-	
Zum Fest vom kostb. Blut	129	haus	8, 52, 73, 121, 209
Maria eilt zu ihrer Base Eli-		Unsere verstorbenen Mitschwe-	
sabeth	134	stern	230, 250
Unsere Königin!	153	Religiöse Abhandlungen:	
An der Wiege Mariens	177	Verherrlichung des hl. Josef	49
Mein Lied dem König	193	Gebetskreuzzug für Afrika	74
An die Rosenkranzkönigin	208	Pfingsten	89
Maria, Hilfe der Christen	217	Die Gabe der Liebe	218
An die Unbefleckte	241	Allerlei aus der Mission:	
Erzählungen:		Seite 19, 35, 58, 81, 101, 127, 138	
Über Elefanten	3	Brief von Msgr. Albers	247
Sibylla	10	Ein Sonntag auf der Missions-	
Mgugu	16	station	248
Die Nacht des Wassertropfens		Beschreibungen:	
Goldene Jubiläumsfeier in Ki-		Der südafrikanische heidnische	
lema	27	Neger als Landwirt	52
Ein verständiger Mann über		Aus der Chronik der Missions-	
die Auferstehung	29	station Ratschik	90
Aus der Missionschronik	30	Manufaktur der Negerwelt	99
Ein seltsamer Gast	32	Malaise, Port. Kolonie	103
Ngonji	36, 54	Ein Blick in die Arbeit einer	
Auf Apostelpfaden in Kivungilo		Missionschwester	106
Batoci von Bokele	44	Aus unserer Missionschule	118
Der rechte Standpunkt	47	Visitationsreise unserer Würdi-	
Beschwörung von Blitz und Un-		gen Mutter Generaloberin 130, 154	
gemitter	50	178, 194, 220, 242	
Ein Bischof als Ministrant	51	Samariterdienste auf der Außen-	
Fünfzig Jahre in Afrika	66	station Dareda	135
Mafilo und Mashlonyane	75	Der Kaffer auf der Jagd	143
Als die Sonne unterging	78	Die Stellung der Frau bei den	
Die ersten Diamanten	96	nichtchristlichen Völkern	145
Es muß doch Frühling werden		Ein Tag auf hoher See	185
Ein Abschied von der Mutter		Wir bauen eine Grotte	226
Gottes	107	Totenglöcklein: Seite 24, 48, 64, 88,	
Losgeschält	108	112, 128, 152, 176, 192, 214, 240, 255	
Gottes Wege	114	Für die Kinder: Seite 22, 61, 86,	
Eine Erinnerung an Papst		109, 125, 148, 174, 188, 215, 234, 252	
Pius X.	121		
Der Heimat zu	123		







Carita
19

Stasblüten
1937